W. A. LOHE
Roosevelt-
Amerika

WERNER A. LOHE

Roosevelt-Amerika

Werner A. Lohe / Roosevelt-Amerika

WERNER A. LOHE

ROOSEVELT-AMERIKA





19 41

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München

2. Auflage 11.—20. Tausend

Printed in Germany

Druck: Der Alemanne, Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Freiburg i. Br.

Vorwort zur ersten Auflage

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben sich im Verlauf weniger Generationen aus kleinsten Anfängen zu einer Weltmacht emporgeschwungen. Dieser Werdegang bringt es mit sich, daß in diesem Lande, das heute zu einem wichtigen Faktor in der Weltwirtschaft und Weltpolitik geworden ist, alle Gegensätzlichkeiten in schärfster Form zutage treten mußten, die in Europa nur in ihren Umrissen erkennbar waren. Während sich die Entwicklung Europas auf viele Jahrhunderte verteilte, sich langsam vollzog, sozusagen Stück auf Stück aufgebaut wurde, hatte das Siebenmeilentempo der amerikanischen Entwicklung Folgeerscheinungen, die in ihrer Kraßheit einzig dastehend sind. Die Vereinigten Staaten identifizierten sich im Verlauf kürzester Zeit mit dem Begriff „Amerika", seine Bewohner nannten sich einfach „Amerikaner".

In diesen Begriffen „Amerika" und „Amerikaner", die ja nicht erst von heute sind, findet die angestrebte Allmacht dieses Landes ihren äußeren, sichtbaren Niederschlag. Amerika sollte für die Welt ein Begriff werden, ein Begriff von Macht, von furchterregender Größe und Gewalt, ein Begriff von wirtschaftlicher und politischer Omnipotenz, dem sich die übrige Welt beugen sollte. Tatsächlich hat sich wohl in den Grenzen dieses Landes die erstaunlichste Entwicklung auf allen Gebieten der menschlichen Tatkraft vollzogen, vielleicht abgesehen von der Schaffung neuer Kulturwerte, für die es vorerst an Zeit mangelte.

Amerika, wie wir die Vereinigten Staaten in diesen Betrachtungen ganz einfach nennen wollen, ist nur zu verstehen, wenn man dieses Land leidenschaftslos und unvoreingenommen studiert, sich nicht durch imposant erscheinende Äußerlichkeiten verleiten läßt, hier nur „Größe", „Freiheit" und positive Superlative zu sehen. Das Land, so groß es auch ist, hat viel Kleines, Unfertiges, Unausgeglichenes, fast Infantiles in

seinen geistigen Grundlagen, und es ist unbestreitbar, daß dieses Volk von Amerika in seiner Mentalität, seinem ganzen geistigen Aufbau mit Europa nur wenig Gemeinsames hat, wie ja auch die gesamte Entwicklung des Landes, von den ersten Anfängen an bis in die neueste Zeit, sich im Gegensatz, in Kampfstellung zu Europa vollzog.

Es gibt eine Legion von Büchern, die sich mit Amerika beschäftigen. Vielen von diesen haftet der Mangel an, daß sie alles „typisch Amerikanische" mit vor Bewunderung weit aufgerissenen Augen betrachten und beurteilen. In diesem Buch ist versucht worden, zwei verschiedene Amerika einander gegenüberzustellen, das „alte" Amerika des kolonialen Aufbaues mit seiner gesunden Europa-Abgewandtheit und das „moderne", expansionistische Amerika, das sich von der Mission beseelt dünkt, die Welt mit seinen „Idealen" zu erfüllen, sei es mit der Konservenbüchse oder der Bibel. Wenn dieses letztere judokratische Amerika, das im überkapitalisierten Materialismus sein Lebensziel fand, sich als Urheimat der „wahren Demokratie" fühlt, so fand ich gerade in diesem Dünkel eine Ermunterung dazu, diese „Urheimat" einmal leidenschaftslos dem heutigen Staat Amerika gegenüberzustellen, wo ein entgleister „Reformator" sich krampfhaft abmüht, sein Land zur Weltzentrale „guter" und „tüchtiger" Weltanschauungen zu machen. Und dann erwartet, daß die übrige Welt ihm diese weltanschaulichen Produkte in Ehrfurcht abnimmt.

Berlin, im Juli 1939.

Werner A. Lohe

Vorwort zur zweiten Auflage

Seit dem Erscheinen dieses Buches sind rund zwei Jahre verflossen. Eine harte Zeit des Kampfes um unsere Freiheit und unsere nationale Existenz findet uns gerüstet. Die beiden mächtigsten Völker der Welt ringen auf Leben und Tod miteinander — und das dritte steht jenseits des Atlantischen Ozeans und beobachtet mit wachsender Besorgnis die Entwicklung des europäischen Krieges, den wir mit Recht den „englischen" nennen.

Nicht eine Zeile dieses Buches brauchte geändert zu werden, kein Wort, das darin steht, bedurfte der Abschwächung oder Verschärfung. Das gibt dem Verfasser ein tiefes Gefühl der Befriedigung, sieht er doch darin den Beweis, daß es selbst in dieser schnellebigen, aber großen Zeit auch in der Politik und in den Beziehungen mancher Völker untereinander feste Entwicklungsstufen gibt, die nicht übersprungen werden können. Wenn Präsident Franklin Delano Roosevelt heute das größte Aktivum des englischen Widerstandes ist, so konnte das niemand überraschen, der das Wirken dieses Mannes zu beobachten Gelegenheit hatte.

Die innere Auseinandersetzung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zwischen den Interventionisten und den Isolationisten ist zwar noch nicht beendet, aber die Verkoppelung von Kriegsprofit [„prosperity"] und Englandhilfe ist doch derart stark und wird von einer so skrupellosen Clique vorgetrieben, daß der Weg, den „Roosevelt-Amerika" gehen wird, schon heute klar vor uns liegt: es ist der Weg des territorialen, machtpolitischen, finanziellen und maritimen Profits. Die Monroe-Doktrin ist zertrümmert, dafür schuf man die

Roosevelt-Doktrin, die es den Amerikanern jetzt und in aller Zukunft erlauben soll, in der ganzen Welt das entscheidende Machtwort zu sprechen. Wie hieß es doch so schön: „America can lick the whole creation!“

Wir werden sehen!

Im Felde, Juni 1941.

Werner A. Lohe.

I. Der geschichtliche Abriß

Das freie Land

„Amerika ist jung, es steht mitten im Prozeß steter Veränderung und Entwicklung und hat alle die großen Möglichkeiten des Jungseins für sich. Aber politische und staatsmännische Unfähigkeit ist eine Mauer, an der auch die Jugend sich den Kopf einrennen kann."

Franklin D. Roosevelt

In der Jugend Amerikas liegt seine Stärke und Schwäche zugleich. Der jugendliche Geist, der die Amerikaner von Anfang an beseelte, der sie zu den größten, waghalsigsten und riskantesten Unternehmungen trieb und befähigte, dieser jugendliche Geist der werdenden Nation war die Grundlage für alle Erfolge, die das Land im Verlauf seiner kurzen geschichtlichen Entwicklung erringen konnte und die uns manchmal so ungeheuer erscheinen. Die geschichtliche Karriere der Vereinigten Staaten ist gekennzeichnet durch die Begriffe Traditionslosigkeit, Unbeschwertheit von politischen, religiösen und sozialen „Vorurteilen", Arbeits- und Unternehmungszwang und eine natürliche Freiheitsliebe. Diese Begriffe waren gleichwertige Komponenten des ursprünglichen Amerikanertums.

Als die englischen Puritaner im Jahre 1620 die heutigen Neuengland-Staaten zu besiedeln begannen, brachten sie das geistige Rüstzeug für die kommende Staatsbildung gleich mit. Diese ersten Pioniere waren in das Land eingewandert, weil sie in geistigem Gegensatz zu England standen, in einem für damalige Begriffe unüberbrückbaren Gegensatz, für den es im Mutterland keinen Ausgleich gab. Sie, die Unduldsamsten unter den Unduldsamen, verließen ihre Heimat, weil ihre für unsere heutigen Begriffe bizarren Anschauungen in England nicht nur keine

Geltung fanden, sondern ihnen sogar den Aufenthalt dort unerträglich machten. Daß dann auf der Grundlage der puritanischen Unduldsamkeit sich in diesem Lande in den nachfolgenden anderthalb Jahrhunderten eine große, vorwärtsstürmende Nation entwickeln konnte, ist eine der scheinbaren Unbegreiflichkeiten, durch die so oft europäische Betrachter in Versuchung kamen, von Amerika als dem Prototyp der menschlichen Freiheit zu schwärmen. Es ist wohl das Wesentlichste an der amerikanischen staatlichen Entwicklung, daß man im Lauf dieser dreihundert Jahre die politische, religiöse und soziale Großzügigkeit zum System erhob, zu einem System allerdings, von dem wir sehen werden, daß es sich überschlagen hat und, statt zu einem dauernden Segen, zu einer schwer empfundenen Belastung für die Nation wurde. Die Engherzigkeit der „Mayflower"-Passagiere, ihre bizarre religiös-moralische Anschauungsweise, ihr engstirniges Denken in fanatisierter Unduldsamkeit war kein Hinderungsgrund, daß nicht doch in diesen Elementen wertvolle kolonisatorische Eigenschaften schlummerten, die sie um so mehr anzuwenden gezwungen waren, als sie alle Brücken hinter sich abgebrochen hatten, sie nichts mehr mit dem alten Kontinent verband als das Treugefühl gegenüber der englischen Krone. In diesen harten Kolonisatoren wohnte keine Verzweiflung, sondern der Wille, etwas Neues zu schaffen, Neues allerdings in einem Rahmen, der ihrer Denkungsweise entsprach.

Ein sehr wirksames Gegengewicht gegen die puritanischen Einwanderer bildeten wenige Jahre später die ebenfalls aus religiösen Rücksichten ausgewanderten Katholiken, die Lord Baltimore im Gebiet des heutigen Maryland ansiedelte. Als die dazwischenliegenden Gebiete, die bis dahin in holländischem Besitz gewesen waren und Holland von Karl II. abgenommen wurden, dem englischen Kolonialbereich eingegliedert wurden, bildeten die amerikanischen Kolonien ein zusammenhängendes Gebiet. Die englische Krone war ausschließlicher Träger dieses Kolonialreiches, sein Begründer und sein Rückhalt. Die imperialistische Ausdehnung Englands führte bald zum Kampf gegen das französische Element in Kanada und im Mississippi-Hinterland. Nach dem Sieg über die Franzosen erreichte das britische Kolonialreich in Amerika seine größte Ausdehnung.

Die Briten waren bei ihrer amerikanischen Kolonialgründung der Meinung gewesen, daß diese große Kolonie, die doch der Initiative der

englischen Krone ihre Entstehung verdankte, für das Mutterland eine wertvolle Bereicherung darstellen würde. Sie hatten geglaubt, daß die amerikanischen Kolonialbürger sich in erster Linie als Engländer fühlen würden. Es ist dieser damals schon sich einwurzelnde Glaube an die geschichtliche Mission des Britentums, an seine „gottgewollte Sendung auf Erden“, der zum Verlust seiner amerikanischen Position geführt hat. England vergaß, daß die Kolonisten ja weniger aus freien Stücken nach Amerika gegangen waren als vielmehr unter dem Druck einer seelischen Unduldsamkeit, gezwungen durch eine andersgeartete Weltanschauung, um freier zu sein, und daß diese Kolonisten, die sich durch ihre Auswanderung selbständige Rechte erworben zu haben glaubten, ein Element in sich trugen, das sich mit einer unbedingten Loyalität zur britischen Krone nicht vertrug. Es ist dabei unwesentlich, ob die ersten amerikanischen Siedler dem katholischen Glaubensbekenntnis angehörten oder einer anderen konträren Weltanschauung, die auf bestimmten, fest umrissenen Moralbegriffen beruhte. Die „Mission“ des Britentums, die zur Schaffung des Imperiums geführt hat, steht und fällt, selbst wenn man diese „Mission“ mit englischen Augen betrachtet, mit der liberalen Auffassung der Menschenrechte, sei es der Rechte des Individuums oder derjenigen der Nation. Geistige und religiöse Unduldsamkeit hat zur ersten Besiedlung des amerikanischen Kontinents geführt, also ein Vorgang, der mit der liberalen Anerkennung der menschlichen „Gedanken- und Gesinnungsfreiheit“ so gut wie nichts Gemeinsames hat.

England glaubte, als es seine wegen ihrer Gedankenrichtung mißliebigen Staatsbürger über den Ozean brachte, in dem neuen Lande einen Annex, ein Zubehörteil des Mutterlandes geschaffen zu haben; es nahm an, daß sich hier, auf dem Boden des jungfräulichen Amerika, ein Neuengland im wahrsten Sinne des Wortes bilden würde, ein in politischer Beziehung integraler Bestandteil des Britischen Reiches. Aber die Voraussetzungen für ein solches Neuengland waren nicht gegeben. Sie bestanden nicht und konnten nicht bestehen, weil die Fäden zwischen dem Mutterland und der neuen Kolonie nur auf momentaner Macht beruhten, nicht aber auf einer Gemeinsamkeit der Grundideen. Die ersten Kolonisten, sowohl die Puritaner als auch die Katholiken Baltimores, waren mit dem festen Entschluß über den Ozean gekommen, hier ein neues Dasein zu begründen, das heißt, sich von

allen denjenigen Fesseln zu befreien, mit denen man im Mutterlande ihr Dasein beschwert hatte. Denn warum hätten jene ersten Siedler auswandern sollen, wenn nicht aus Gründen tiefer weltanschaulicher Gegensätze? Nicht wirtschaftliche Gesichtspunkte waren maßgebend für diesen ersten Schritt, der zur „Souveränität der freien Meinung und Meinungsäußerung" führen sollte, sondern geistige. Und in dieser geistigen Verschiedenheit zur damaligen englischen Staatsauffassung liegt der Kernpunkt der Auseinandersetzung mit dem Mutterland, welche die Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonie zur Absicht und zur Folge hatte.

Die puritanischen Kolonien der damaligen Zeit begründeten ihre Existenz und ihre Entwicklung ausschließlich auf Unduldsamkeit, die selbst von grausamen Formen nicht frei war. Von demokratischen Idealen war man weit entfernt. Man lehnte eine Herrschaft der Majorität ausdrücklich ab. So konnte der erste Gouverneur des puritanischen Massachusetts, Winthrop, den politischen Glaubenssatz aufstellen, daß „der kleinste Teil immer der bessere ist, und daß das Kleinste davon immer das Weiseste ist". Der Puritaner John Cotton, ein mächtiger und einflußreicher Mann unter seinen Glaubensgenossen, schrieb: „Die Demokratie ist eine Regierungsform, die weder für die Kirche noch für den Staat paßt." Die ersten Siedler waren unduldsame Diktatoren, denen der Abscheu gegen die Glaubensfessel, die man ihnen im Mutterlande angelegt hatte, noch tief im Blut saß. Sie lernten aus der selbsterlittenen Geisteskneblung aber nicht etwa, daß nun gegenseitiges Verständnis und Achtung vor der Meinung des andern das notwendige Mittel sei, um ihre staatliche Entwicklung zu gewährleisten und zu erleichtern, sondern sie erhoben die Unduldsamkeit aufs Papier, schritten zur Geistesdiktatur, die sie ja aus ihren eigenen Leiden so gut kannten. Es scheint fast so, als ob sie dieses System der Knebelung des Geistes liebgewonnen hätten, denn die Methoden, mit denen sie dieses System durchzuführen für gut befanden, waren so weit entfernt von der geringsten Toleranz, daß man tatsächlich versucht sein könnte, in jener Puritanerkolonie nur einen Ableger Alt-Englands zu sehen. Und doch war es nicht so. Die Gedankenrichtung der Puritaner war zwar von jedem gewollten Verständnis für andersgeartete Überzeugungen weit entfernt, und dennoch führte der gemeinsame Haß gegen die ebenfalls gemeinsam erduldeten englischen Methoden der Unterdrückung

zu einer Verständigung, man möchte sagen zu einer gemeinsamen Aktionsbasis mit den Katholiken im Süden.

Man kann diese schon frühzeitig entwickelte Interessengemeinschaft zwischen Puritanern und Katholiken nur dann richtig und ihrem inneren Wesen nach verstehen und aus ihr die markantesten Folgerungen ziehen, wenn man sich die Lage der beiden Kolonistenteile in wirtschaftlicher und politischer Beziehung klarmacht. Man hatte ein absolut jungfräuliches Land vorgefunden, ein Land, das von feindlichen, andersrassigen Volksstämmen bewohnt und ständig durchstreift wurde. Hieraus ergab sich zunächst für die englischen Siedler die Notwendigkeit, gegen diese Volksstämme mit der Waffe in der Hand vorzugehen, sich vor feindlichen Überfällen Ruhe zu verschaffen und den erworbenen Bestand zu sichern. Das war die Ausgangsbasis der gemeinsamen Interessen. Die feindlichen Konfessionen schlossen sich im Abwehrkampf gegen den gemeinsamen Feind zusammen. Das war das erste, aber nicht das einzige. Zwischen dem puritanischen Norden und dem katholischen Süden (Maryland) lag das holländische Kolonialgebiet, das den Hudsonfluß beherrschte und in der Stadt Neuamsterdam (Neuyork) einen wichtigen Ausgangspunkt zum Meer besaß. Es lag ganz in der Natur der Sache, daß England das Bestreben hatte, seine beiden getrennt liegenden Kolonialgebiete durch die Aneignung des holländischen Besitzes zu vereinigen. Es ist dasselbe Prinzip, dem wir so oft in der englischen Kolonialpolitik begegnen, daß England das Bestreben hat, aus einzelnen Teilstücken ein zusammenhängendes Kolonialgebiet zu machen. Der englische Gedanke, von Ägypten bis Kapstadt ein einheitliches, zusammenhängendes britisches Kolonialgebiet zu schaffen, damit die Idee Kap-Kairo zu verwirklichen, ist ja auch nichts anderes als die logische Fortsetzung der bereits vor dreihundert Jahren von England in Amerika betriebenen Politik der Ausschaltung von Nebenbuhlern, die sich wie ein Keil in englisches Kolonialgebiet hineinschieben.

Die von der englischen Krone getragene Kolonialpolitik in Amerika verfolgte, indem sie den holländischen Besitz annektierte, den Gedanken ein abgerundetes Kolonialsystem zu schaffen, entfernt liegende Splitter zu vereinigen und damit eine imperiale Interessenzone zu schaffen, die jeden ausländischen Einfluß und Eingriff wenn nicht ganz unmöglich machte, so doch weitgehend erschwerte. Die Folge der Einverleibung

des holländischen Besitzes war zunächst die, daß sich das englische Kolonialreich in einheitlicher Form von Massachusetts bis Virginia erstreckte. Diese letztere Kolonie war schon einige Jahre vor der Landung der „Mayflower“ durch den englischen Kapitän John Smith im Auftrage der Königin Elisabeth der englischen Krone einverleibt worden. In diesem selben Virginia kam das erste „amerikanische“ Parlament zustande, das aber noch einen ausgesprochen aristokratischen Charakter trug. Die erste Entwicklung der südlichen Kolonien war anders geartet als die des puritanischen Nordens, da die Siedler, insbesondere die Virginias und Pennsylvaniens, keinen so starken Groll gegen das Mutterland empfanden wie die Puritaner. Man kann von drei Arten von Kolonisten sprechen, die das damalige koloniale Territorium Englands bevölkerten: den Puritanern des Nordens, den Pflanzern des Südens und den dazwischen liegenden Kolonisten der Mitte, die zwischen den beiden Komponenten den Ausgleich zu schaffen berufen waren. Neuyork wurde schon damals der Schmelztiegel der amerikanischen Kolonisten, so wie es der „Schmelztiegel der amerikanischen Nation“ bis auf den heutigen Tag scheinbar geblieben ist. In dem damals so unscheinbaren, provinziell anmutenden Neuyork vollzog sich die Annäherung der verschiedenen Elemente, aus denen sich das englische Kolonialreich in Nordamerika zusammensetzte. Ein mächtiges Band der Einigung zwischen den einzelnen Kolonistenteilen bildete die gemeinsame Sprache und die — trotz aller Originalität — ihrem innersten Wesen nach englische Denkungsart. Aber das stärkste Band, das alle diese verschiedenen Volksgruppen einigte und sie im Lauf der Zeit immer mehr von den englischen Interessen absonderte und ihren eigenen überlieferte, war der allen gemeinsame Kampf um das freie Land, das in unermeßlicher Ausdehnung vor ihnen lag, dieses geheimnisvolle Land, das von bronzefarbenen, feindlich gesinnten Eingeborenen durchstreift wurde, die sich der Ausbreitung der Weißen mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, widersetzten.

Die englischen Kolonisten, ganz gleich ob Puritaner, Katholiken, Quäker, kämpften für ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit, für die Sicherung ihres Daseins und ihrer Zukunft. Und dieser Kampf um das Dasein lief parallel mit einem politischen Kampf, den die englische Krone gegen Frankreich, den anderen Teilhaber am nordamerikanischen Kontinent, austrug. England und Frankreich waren in jenen Jahr-

hunderten klassische Feinde, denn beide Mächte erstrebten die Vorherrschaft in der Welt. Frankreich erstrebte diese Vorherrschaft mit den Mitteln des absoluten Zentralismus, eines patriarchalischen Systems, dem es in erster Linie um gebietsmäßige Ausdehnung zu tun war. Frankreich forcierte schon damals, wie heute, das politische „Prinzip" der Anhäufung von Gebieten, während England sofort, nachdem es in einem Gebiet Fuß gefaßt hatte, von diesem auch wirtschaftlich Besitz ergriff. Die französische Eroberungspolitik in Nordamerika trug nichts Konstruktives in sich, sie basierte in der Hauptsache auf dem Gedanken, das Prestige der weißen Lilie auszudehnen. Der französische Kolonist in Nordamerika fühlte sich in erster Linie als Repräsentant seines Königs, er war Waffenträger der Krone Frankreichs, war Beamter, Grenzer, lebte vorwiegend in hermetischer Abgeschlossenheit, in geographisch nicht günstiger Position. Die französische Besiedlung wurde nicht getragen vom Kolonisten, sondern von der Krone. Die Krone bestimmte, welche Gebiete besiedelt werden sollten. Während die Engländer die wichtigsten Küstenplätze in Besitz nahmen und von dort systematisch in das Landesinnere vorstießen, vergruben sich die Franzosen in den ungeheuren Urwäldern des Mississippi, des St. Lorenz und des Ohio. In diesen Gebieten waren die kolonisatorischen Schwierigkeiten viel größer als in jenen Küstenzonen, die die Engländer in Besitz genommen hatten und in ständigem Verkehr mit dem Mutterlande standen. Zudem war das von den Franzosen „beherrschte" Gebiet so ungeheuer groß (wenn es auch nur zum kleinen Teil der französischen Gewalt wirklich unterstand), daß eine von einem einheitlichen Gedanken getragene Kolonisation schon wegen der ungeheuren Verkehrsschwierigkeiten ganz unmöglich war. In dem zwischen England und Frankreich um die Vorherrschaft in Nordamerika ausbrechenden Krieg waren so die Franzosen in einer recht hoffnungslosen Situation.

Die Auseinandersetzung zwischen England und Frankreich um den Preis der Vorherrschaft in Nordamerika dauerte fast achtzig Jahre. Die Einzelheiten dieses langwierigen und wechselvollen Krieges mag man in den Geschichtsbüchern nachlesen, uns interessiert an dieser Stelle nur, daß das Ergebnis dieses Kampfes so ausfiel, wie es ausfallen mußte. Die Franzosen wurden vollständig aus Nordamerika vertrieben. Bis auf den Ruhm, sich hervorragend geschlagen zu haben,

blieb ihnen in diesem Kontinent nichts mehr als die Erinnerung an ungeheure Wälder und Ebenen, an Paktieren oder blutiges Kämpfen mit Indianern, an zahllose Abenteuer der Waldläufer, kurz an die ganze Romantik, die der damalige nordamerikanische Kontinent in reichlichem Maße zu spenden vermochte. Die Engländer waren zwar nach den Franzosen nach Amerika gekommen (Jacques Cartier hatte schon im Jahre 1536 am St. Lorenz die ersten französischen Niederlassungen begründet), aber sie hatten über das größere Maß an Zähigkeit, an Ausdauer und an strategischer Intelligenz geboten. Und dieser Übermacht hatten die Franzosen weichen müssen, bis ihnen von ihrem riesigen Besitz nichts mehr blieb als die wehmütige Erinnerung. Frankreich hatte im Gegensatz zu England niemals eine zielbewußte Kolonisationspolitik betrieben. Betrug doch die gesamte Einwohnerzahl der der französischen Krone unterstehenden Gebiete bei Ausbruch der englisch-französischen Auseinandersetzung knapp 80 000 weiße Siedler, denen weit über eine Million englische Kolonisten gegenüberstanden. Welche Chance sollte da Frankreich haben, seinen Besitzstand erfolgreich zu verteidigen?

In diesem Kriege, der Generationen verschlang, zeichneten sich auf beiden Seiten hervorragende Männer aus, auf französischer Seite insbesondere der tapfere und umsichtige Frontenac, Gouverneur von Kanada, sodann der Marquis de Montcalm und, auf englischer Seite, der General Wolfe, der Sieger von Quebec, und — George Washington. Die militärische Aufopferung der Franzosen und ihre Liebe zum Waffenhandwerk waren aber der englischen Zähigkeit nicht gewachsen. England schöpfte schon damals aus dem vollen. Es konnte dies, weil es in Verfolg seiner zielbewußten Politik die Zahl der amerikanischen Kolonisten so bemessen hatte, daß eine Verteidigung und sogar Ausdehnung des erworbenen Kolonialgebietes gegen die Franzosen und die feindlichen Indianerstämme aus den eigenen Reserven der Kolonie möglich war, obschon sich anfänglich die Kolonisten nur wenig an den direkten Kampfhandlungen beteiligten, diese vielmehr in erster Linie den Truppen der Krone überließen. Aber je mehr die Auseinandersetzung mit Frankreich an Erbitterung zunahm, desto mehr beteiligten sich auch die englischen Kolonisten an den Kämpfen. Auf diese Weise entstand auf englischer Seite ein einheitlicher Wille zur Verteidigung der Kolonialheimat, ein Wille, der die einzelnen Kolonistenteile immer

enger miteinander in Berührung brachte und verband. Es ist stets so in der Geschichte: Ein Volk mag noch so sehr in innerem Hader zerfallen sein, die Parteigegensätze mögen noch so groß sein, wird aber dieses Volk durch einen äußeren Feind angegriffen, wird seine Existenz von außen her bedroht, so schließen sich die Parteien und die einzelnen politischen Gruppen fest zusammen, um den gemeinsamen Feind zu schlagen und die nationale Unabhängigkeit zu verteidigen. Nicht anders verhielt es sich mit den einzelnen Parteien unter den britischen Kolonisten in Amerika: nachdem erst einmal die englische Krone den Kampf gegen Frankreich (und nachher auch Spanien) proklamiert hatte, nachdem die Kolonisten erst einmal eingesehen hatten, daß sie alle einen gemeinsamen Feind besaßen, der ihr Volkstum bedrohte, da schlossen sie sich zusammen, um diesen Feind zu schlagen, zu vernichten, zu vertreiben. Es dauert beim Engländer manchmal lange Zeit, ehe er zu den Waffen greift; entschließt er sich aber einmal zu diesem letzten Schritt, so sorgen schon seine Zähigkeit und seine Ausdauer dafür, daß er sie nicht eher aus der Hand legt, bis der Feind besiegt ist. Wir müssen diese Feststellung allerdings auf solche Fälle beschränken, in denen der Engländer glaubt, für eine nationale Sache von weittragender Bedeutung zu kämpfen, etwa für seine nationale Unabhängigkeit, zur Verteidigung seiner freiheitlichen Rechte oder seines nationalen Besitzstandes. Ganz anders ist das Bild, wenn England durch Söldner Kriege führen läßt, etwa sogar noch gegen die Volksmeinung oder zu ihrer Unterdrückung, wie es im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg der Fall war. Doch davon später.

Die Feststellung, daß der Krieg gegen Frankreich auf dem amerikanischen Kontinent zur nationalen Sache erhoben wurde, daß sich an ihm in immer steigender Zahl auch die Kolonisten beteiligten, daß infolgedessen das englische Zusammengehörigkeitsgefühl gefestigt wurde, darf uns nicht dazu verleiten, daraus zu folgern, daß sich die Kolonisten für eine spezifisch englische Angelegenheit geschlagen hätten. Ihr Kampf galt der Bedrohung ihrer neuen Heimat, ihrer neuen, mühselig erkämpften Religions- und Gedankenfreiheit und — last but not least — ihrem angelsächsischen Volkstum. England und Frankreich waren damals Feuer und Wasser. Es ist erst unserer heutigen Zeit vorbehalten geblieben, daß sich diese beiden großen Nationen als innige Freunde in die Arme sanken.

Gab es damals, also um das Jahr 1750 herum, schon ein amerikanisches Nationalgefühl? Ja und nein. Auf jeden Fall war die Anhänglichkeit an die englische Krone schon damals nur noch mehr äußerlich. Zwar bemühte sich die Krone nach dem Leitsatz, daß innerpolitische Schwierigkeiten „am besten" durch ihre Ablenkung auf außenpolitische Probleme gelöst werden, das Nationalgefühl unter den amerikanischen Kolonisten wachzuhalten und zu stärken, sie von den inneren Zwistigkeiten abzulenken und sie auf Eroberungen gegen Westen zu schicken, aber offenbar vergaß dabei die Krone Englands, daß der Appetit beim Essen kommt. Der siegreiche Krieg gegen die Franzosen, Spanier und Indianer hatte für die Kolonisten die beachtenswerte Folge, daß sie sich jetzt erst so recht ihrer inneren Kraft bewußt wurden. Sie hatten für ein gemeinsames Ziel gekämpft, das sich in seinem Kernpunkt durchaus nicht mit dem Ziel der englischen Krone deckte. Die Krone wollte die Grenzen der imperialen Macht ausdehnen, wollte auch an dieser Stelle einen europäischen Feind treffen. Die Kolonisten wollten nichts dergleichen. Sie interessierten sich nicht für die europäischen Zusammenhänge, und auch die Machtpläne der Krone ließen sie kalt. Sie verteidigten ihre Heimat, ihre Lebensrechte, und kämpften für die Zukunft der kommenden Generationen. An ihrer Politik war nichts Imperiales, keine weltbeherrschenden Pläne lagen ihr zugrunde, nur der einfache Wunsch des fleißigen Siedlers, in seiner Aufbauarbeit für sich und die Seinen nicht von außen her gestört zu werden. Diesem einfachen, gesunden und natürlichen Gedankengang hatten sich auch diejenigen Kolonisten angeschlossen, die selbst keinen Groll gegen das Mutterland hegten, also vor allem die Bewohner der mittleren Region von Neuyork, Pennsylvanien sowie die des Südens in Maryland und Virginia. Diese Kolonisten, von ebenso reinblütiger englischer Abstammung wie die Pilgrime, wurden die ersten Verfechter der kolonial-amerikanischen Unabhängigkeit, wobei freilich die „koloniale" Bindung immer mehr in den Hintergrund trat. Das amerikanische Siedlertum hatte an einem langwierigen Krieg in Amerika nur insofern ein Interesse, als dadurch die Feinde seiner Freiheit und seiner Zukunft vernichtet wurden. Anders die englische Krone. England sah in Frankreich mit Recht einen gefährlichen Nebenbuhler. Überall, wo England seine imperialen Fäden spann, traf es auf die Kontermine Frankreichs, wurde es von dessen Prestigepolitik bedroht. Darum war

der damalige Gegensatz zwischen England und Frankreich eine Grundfrage der englischen Politik. Und überall dort, wo sich dieser Gegensatz machtpolitisch zuspitzte, kam es zwischen beiden Mächten zu kriegerischen Auseinandersetzungen.

Für England war nicht die Kolonisation primär, sondern die Machterweiterung und Machtsicherung der Krone. Seit den Zeiten Elisabeths verfolgte England bewußt und hartnäckig eine Politik der Machtausdehnung und, in deren Gefolge, der Machterhaltung. Dieser Politik wurde englischerseits das Dogma der „balance of power" eingegliedert, das heißt eines Machtausgleichs, der England stets vor der nächstbedeutenden Macht einen gewaltigen Vorsprung sicherte. Die „balance of power" bedeutet auch heute für England nichts anderes, als daß ein anderer mächtiger Staat, vor allen Dingen Frankreich oder Deutschland, stets in respektvoller Entfernung gehalten wird, so daß er nicht in die Lage kommt, die Macht Englands wirksam zu bedrohen.

Wer wird es dem amerikanischen Siedler übelnehmen, daß er für dieses komplizierte Netzwerk englischer hoher Politik kein Verständnis aufbrachte? Daß er es ablehnte, sich für einen Begriff zu schlagen, dessen Wesen er nicht erfaßte? Daß er an die Stelle der britischen „imperial power policy" den gesunden Menschenverstand einschaltete, der ihm gebot, sich und die Seinen vor dem Zugriff des nächsten und bedrohlichsten Feindes zu schützen? Der Kolonist, der nach Amerika gekommen war, weil das Mutterland es ablehnte, seinen Gedankengängen Verständnis entgegenzubringen, brachte den festen Willen mit sich, auf den Scherben seines früheren Daseins ein neues aufzubauen und dieses neue mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu verteidigen, ganz gleich gegen welchen Feind. Es traf sich für England zunächst glücklich, daß die Feinde der amerikanischen Kolonisten gleichzeitig die Feinde der englischen Krone waren. In diesem Zusammentreffen liegt auch eine der Ursachen begründet, aus denen heraus Nordamerika im wesentlichen angelsächsische Domäne geblieben ist. Der Urkampf ging mit England gegen Frankreich. Er stärkte das angelsächsische Zusammengehörigkeitsgefühl, stärkte die Sprachunion zwischen den unduldsamen und den duldsamen Teilen der Kolonisten, stärkte ihr gemeinsames Abwehrgefühl gegen den gemeinschaftlichen Feind, der in diesem Fall Frankreich hieß. Und auf dieser Grundlage des im Kampf um seine Existenz ringenden Angelsachsentums wurde

der amerikanische Glaube an die Zukunft des Kontinents geboren. Das war die wohl bei weitem wichtigste Folge des langwierigen Krieges gegen Frankreich auf dem jungfräulichen Boden Nordamerikas.

Frankreich verteidigte in Amerika keine Idee, nicht einmal eine reale Machtsphäre, denn es besaß dort keine. Was die Franzosen in Amerika besaßen, war eine Unzahl von mehr oder weniger unzusammenhängenden Gebieten, räumlich riesengroß, unerschlossen, fast gänzlich entblößt von Kolonisten. Diese Gebiete „gehörten" der Krone von Frankreich. Der einzelne Franzose hatte an diesen Gebieten kein anderes Interesse als dasjenige, das ihm durch die Loyalität geboten erschien. Ganz umgekehrt wie auf der englischen Seite, auf der die Loyalität hinter der natürlichen Selbstverteidigung ganz in den Hintergrund trat. Die Anglo-Amerikaner kämpften für ihr Leben in Unabhängigkeit und für den freien Gebrauch ihrer Muttersprache, die Franzosen aber kämpften nicht zur Verteidigung ihres Herdes, sondern des Absolutismus ihrer Krone. Welcher Unterschied in den Motiven! Und welche Verschiedenartigkeit in der Mentalität!

Die ruhmreichen Taten des Grafen de Frontenac können nicht darüber hinwegtäuschen, daß Frankreich hier einen aussichtslosen Kampf kämpfte, einen Kampf, der dadurch nicht aussichtsreicher wurde, daß man in ihn die Indianer einschaltete. Der englische Kolonist fühlte sich durch die Teilnahme der Indianer noch mehr in seiner Existenz bedroht, glaubte noch mehr an die Absicht der Franzosen, die Engländer aus Nordamerika zu vertreiben. Und doch lag dem damaligen Frankreich die Absicht der Ausdehnung nach Osten, also in das englische Gebiet, recht fern. Frankreich kämpfte auf verlorenem Posten, weniger wegen der strategischen Ungunst seiner Position, als wegen des unzureichenden Fundaments, auf dem sein amerikanisches Kolonialreich beruhte. Frankreich trieb Kolonialpolitik vom grünen Tisch aus, England mitten heraus aus der Wirklichkeit. Englands amerikanische Stellung basierte auf wirtschaftlicher Nüchternheit, Frankreich verließ sich vorwiegend auf die Kraft der Bajonette. In dem jahrzehntelangen Kampf wurde die angelsächsische Stoßkraft der kolonialen Wirtschaft immer stärker, die geschlossene Kraft der französischen Bajonette aber immer schwächer. Der Franzose begeistert sich für die Gloriole des Prestiges der Krone oder des Staates, der Engländer verbeißt sich in die Aufgabe, die er einmal übernommen hat. Die militärischen Erfolge

der Franzosen im amerikanischen Feldzug waren so Augenblickserfolge, denen die politische Auswirkung fehlen mußte, weil die Engländer es vermochten, den Kampf fortzusetzen und eine ihnen günstige Konstellation der Zeit und der Machtgruppierung herbeizuführen.

So konnte das Endergebnis dieses Ringens nur darin bestehen, daß die französische Position in Nordamerika aufgelöst wurde, da sie über keine Reserven verfügte, auf die sie hätte zurückgreifen können. In diesem Ringen erkennt man die Urkraft der angelsächsischen Kolonialpolitik. England weicht nicht leicht aus einem Gebiet, das es einmal mit seinen Menschen besiedelt hat, das damit dem Wirkungskreis der britischen Sphäre einverleibt ist. Um so erstaunlicher erscheint dann, wenn man das Ergebnis für sich betrachtet, die Konstituierung der amerikanischen Unabhängigkeit.

Die amerikanische Unabhängigkeit ist weit weniger das Ergebnis wirtschaftlicher Erwägungen als vielmehr der sichtbare Ausdruck eines Unabhängigkeitswillens, dem eine ständige Bevormundung durch das Mutterland unerträglich war. Zwar hatte sich in den amerikanischen Kolonien noch durchaus kein einheitliches Nationalgefühl gebildet, aber die Frontstellung gegen die Allmacht des Londoner Parlaments war eine ziemlich allgemeine. England machte in Nordamerika den Fehler, die Kolonien einem zentralistischen System zu unterwerfen, ähnlich wie es Spanien in Südamerika getan hat. Das Parlament in London war die Instanz, die über die amerikanische Kolonie zu befinden hatte, während man auf der anderen Seite die Kolonie zwang, zu den öffentlichen Lasten des Mutterlandes beizutragen. Als England dazu überging und der Kolonie sogar die eigene Steuergewalt abnahm (Stempelgesetz), als es die Kolonie zwingen wollte, das stehende Heer der Krone in Amerika zu unterhalten, ihre Handelsfreiheit mit den Indianern beschränkte, da wurde die Opposition unter den Kolonisten größer als ihre Loyalität zur Krone. England überspannte den Bogen. Es hatte vergessen, daß die Mehrheit der amerikanischen Kolonisten nicht aus freien Stücken ausgewandert war, sondern aus innerer Gegensätzlichkeit gegen die Einrichtungen des Mutterlandes. Gerade dieses Moment war es, aus dem nach und nach der Wille zur Freiheit und Unabhängigkeit erwuchs. Selbst als am 5. September 1774 in Philadelphia der erste kontinental-amerikanische Kongreß zusammentrat, war der Loyalitätsgedanke noch nicht ganz

erstickt. Dieser Kongreß, an dem sämtliche amerikanischen Kolonien mit Ausnahme Georgias vertreten waren, hatte es sich zur Aufgabe gesetzt,

> „den jetzigen Zustand der Kolonien zu beraten, alle richtigen und weisen Maßnahmen zu ergreifen, zur Wiedererlangung der ihnen gebührenden Rechte und Freiheiten ..., und zur Wiederherstellung der Eintracht zwischen Großbritannien und den Kolonien, von allen rechtschaffenen Menschen heiß begehrt".

Die so umrissene Aufgabe des ersten Kongresses war also alles andere als revolutionär, er wollte lediglich erreichen, daß der status quo wiederhergestellt werden sollte, wie er bestanden hatte, bevor England seine zentralistischen Maßnahmen der amerikanischen Kolonie aufzwang. Die Arbeiten dieses Kongresses haben, wie dies ja so oft der Fall ist, zu keinem positiven Ergebnis geführt, obwohl man eine „declaration of rights" verfaßte und diese dem König zustellte. Der Stein war im Rollen und riß die Entwicklung mit sich. Ehe die Kolonisten wußten, wie die Dinge eigentlich lagen, war die kriegerische Auseinandersetzung mit dem Mutterland in vollem Gang, äußerlich herbeigeführt durch das herausfordernde Verhalten eines Trupps englischer Soldaten, die wegen einer Bagatelle auf das Volk schossen. Der erste Schuß war gefallen und damit das Zeichen gegeben zur „Gründung der amerikanischen Nation".

Die tieferen Ursachen dieses Bruderkrieges? Der Wille Englands, aus der Kolonie ein Höchstmaß an Kraft zu schöpfen, sie nolens volens und recht einseitig in den Interessenbereich des Mutterlandes einzubeziehen, aus der Arbeit der Kolonisten Nutzen zu ziehen, dabei aber der Kolonie nur ein Minimum an Rechten zuzugestehen. Es ist ein fühlbarer Unterschied, ob eine Kolonie von Weißen gegründet und emporgebracht wird oder ob man es mit mehr oder weniger unerfahrenen Eingeborenen zu tun hat, die sich dem kolonialen Regime sicher nicht mit der gleichen Energie widersetzen, wie dies weiße Siedler tun. Ist der Weiße selbst Träger einer Kolonie, so verlangt er vom Mutterland ganz andere Freiheiten und verwaltungsmäßige Konzessionen, als dies der Buschmann oder der Gurkha zu tun wagen. Es ist erst der heutigen Zeit vorbehalten geblieben, daß selbst die farbigen Völker ein Maß von freiheitlichen Institutionen für sich beanspruchen, das fast an eine beschränkte Selbstverwaltung grenzt. Zeugnis für

dieses Bestreben sind die Forderungen nach begrenzter Autonomie, wie sie in Britisch-Westafrika, Vorderindien, Burma und anderen Teilen des Empire vorgebracht werden, in denen das eingeborene Bevölkerungselement weit überwiegt.

Damals, nach Gründung der amerikanischen Kolonie, stand England auf dem Standpunkt, daß die Kolonien in erster Linie für das Mutterland da sind, daß sie den Zweck haben, das Mutterland reich zu machen, es mit allen Dingen zu versorgen, die das Mutterland nicht zu produzieren vermag. Diese Tendenz war ausgesprochen zentralistisch und stand deshalb in schärfstem Widerspruch zu der Großräumigkeit des neuen Landes. Dieses ungeheure freie Land, nach der Angliederung der französischen Gebiete noch riesenhafter geworden, brauchte Freizügigkeit in der Erschließung, brauchte Wagnis und Unternehmungslust des einzelnen und der Gesamtheit der Kolonisten, brauchte Ellenbogenfreiheit, brauchte sogar den Einsatz der Kräfte des Mutterlandes, um ins Innere dieses großen Landes vorzustoßen und sich dort behaupten zu können. Wenn England im Gegensatz hierzu den Weg einschlug, die kolonialen Kräfte für die Stärkung des Mutterlandes einzusetzen, indem es die gesetzgeberische und die Steuergewalt an sich zog, so erblickten die Kolonisten hierin mit Recht eine schwere Beeinträchtigung ihrer Rechte. Sie waren es, die das große Wagnis auf sich genommen hatten, ein fremdes, ungeheures, von feindlichen Volksstämmen besiedeltes Land in Kultur zu nehmen; sie waren es, die alle Risiken eines solchen Pionierkampfes auf sich genommen hatten, mit allen Wahrscheinlichkeiten rechnen mußten, daß dieser Kampf hart und opferreich sein würde; sie waren es, die nicht für sich selbst arbeiteten und kämpften, sondern für kommende Generationen. Ihnen blieb der Kampf, die schwerste Arbeit, die sorgenvollste Gegenwart, das größte Risiko.

Kann man es diesen harten Kolonisten verdenken, wenn sie sich dagegen auflehnten, für die Sicherheit des Mutterlandes zu arbeiten, von dem sie wußten, daß es zehnmal, ja hundertmal gesicherter war als ihr eigenes Land? Daß sie sich weigerten, zur milchgebenden Kuh des Mutterlandes zu werden, dessen Reichtum und Stärke durchaus nicht auf die Ausbeutung der amerikanischen Kolonie angewiesen war? Diese Frontstellung gegen die Ausbeutungsmethode des Mutterlandes wurde durch die geistige Gegensätzlichkeit noch verstärkt. Die Kolo-

nisten hatten die freie Luft des amerikanischen Erdteiles eingeatmet, lange genug, um in einen scharfen Gegensatz zur englischen Staatsauffassung zu kommen. Wie anders soll man es verstehen, wenn einer der bedeutendsten Redner des damaligen Amerika, Patrick Henry, bei Gelegenheit der Beratung der Kronrechte ausrief: „Cäsar hat seinen Brutus, Karl I. seinen Cromwell, und Georg III. mag sich ein Beispiel daran nehmen!"? Die Stimmung der Kolonisten war ganz eindeutig gegen England gerichtet, trotz des gemeinsam erfochtenen Sieges gegen die Franzosen, ja, vielleicht sogar gerade wegen dieses Sieges, der den Kolonisten bewies, welche Kraft in ihnen steckte, und ihnen demonstrierte, wie ungeheuer das Land war, das sie zu kultivieren hatten. Engländer und Kolonisten hatten Seite an Seite gegen die Franzosen gekämpft, aber das Ergebnis war nicht, wie man in England geglaubt hatte, eine noch engere Verkettung der Kolonie mit dem Mutterland, sondern im Gegenteil: ein gewachsenes Gefühl für die Riesenhaftigkeit der Aufgabe, die vor den Kolonisten lag. Und je größer eine Aufgabe ist, die vor einem Menschen liegt, desto mehr wächst auch sein Verantwortungsgefühl, aber auch gleichzeitig das Rechtsbewußtsein und die Forderung auf Anerkennung seiner Rechte.

Diesem geradezu logischen Ergebnis des englisch-französischen Kampfes um den Besitz Nordamerikas stand das englische Mutterland verständnislos gegenüber. Es glaubte, durch die militärische Intervention alles getan zu haben, um den Kolonisten sein Wohlwollen zu beweisen. Aber die Kolonisten wollten kein Wohlwollen, sie wollten R e c h t e. Und diese Rechte zu verleihen, war England nicht bereit, sah nicht einmal die Notwendigkeit ein, das Eigenleben der Kolonie zu schonen. Das war der Fehler. Und dieser Fehler kostete England seinen amerikanischen Besitz.

Die amerikanische Kolonie war das erste Objekt, an dem England die Segnungen der Dezentralisation hätte erproben müssen. Da es die Gewaltmethoden der absolutistischen Zentralisation anzuwenden vorzog, bezahlte es die Zeche mit dem Verlust seiner amerikanischen Position. Der logischen Denkformel entspricht das logische Ergebnis. Damit war die Grundlage der Emanzipation der amerikanischen Kolonie eine zunächst geistige, und erst nachher sorgten die wirtschaftlichen Bedingungen, die man der Kolonie stellte, dafür, daß der bereits unvermeidlich gewordene Zusammenstoß beschleunigt wurde. Eine ameri-

kanische „Nation“ gab es damals noch nicht, und dennoch bestand unter den Kolonisten, die denselben Gefahren gegenüberstanden und dieselbe schwere Aufgabe zu erfüllen hatten, ein gemeinschaftliches Gefühl der Abwehr gegen die verständnislosen Zumutungen der Krone. Von Massachusetts bis hinunter nach Virginia war der Gedanke allgemein, daß etwas geschehen müsse, um England davon abzubringen, der Kolonie diejenigen Rechte vorzuenthalten, deren sie bedurfte, um das freie Land in Besitz zu nehmen. Die militärische Eroberung besagte gar nichts gegenüber der Schwierigkeit der kolonisatorischen Aufgabe, diese weiten Gebiete auch tatsächlich in Besitz, das heißt in Nutzung zu nehmen. Der schwerste Teil der Aufgabe lag also nicht bei den englischen Truppen, sondern bei den Kolonisten selbst. Sie waren sich klar über diese Aufgabe, die auf ihren Schultern lastete; sie waren nicht eingeengt von konservativen, absolutistischen Gedankengängen, mit denen sie ja auch keinen Schritt vorwärts gekommen wären. Sie alle, ob Puritaner, Quäker oder Katholiken, beseelte der Drang nach vorwärts, der Trieb, ein Land, das offen vor ihnen lag, zu erschließen und in Besitz zu nehmen. Das war ihr Daseinszweck. Sie waren dem Kerker einer engumgrenzten Daseinsbeschränkung entronnen, fanden sich plötzlich vor einer ganz neuen Lage, die an jeden von ihnen die höchsten Anforderungen an Mannesmut, Tatkraft und Energie stellte. Und sie konnten es nicht einsehen, daß sie nichts anderes sein sollten als Vortruppen der Krone, einer Krone, die sie gezwungen hatte, ihre Heimat zu verlassen und ins Ungewisse zu gehen. Sie wollten Sicherheit für das, was sie errangen, sie wollten Rechte.

Das freie Land hatte aus allen diesen englischen Kolonisten andere Menschen gemacht, hatte ihren Horizont erweitert, sogar gänzlich verschoben, ihnen neue Gesichtskreise eröffnet, von denen man in London nichts wußte und nichts verstand. Dieses freie Land war ein Faktor, mit dem England nicht gerechnet hatte, von dem es geglaubt hatte, ihn in seinen Absolutismus einordnen zu können. Aber das ging nicht. Das freie Land war stärker als die dogmatische Regierungsform eines starren, unfreien Absolutismus. In diesem freien Land mußte jeder einzelne Kolonist einen eigenen, harten und unbeugsamen Willen haben, und dieser Wille des einzelnen mußte legal sein, er mußte sich auf Rechte stützen können, die durch niemand gefährdet werden durften.

Diese Rechte entsprachen ja dem Charakter des freien Landes, waren Voraussetzung dafür, daß die Inbesitznahme dieses großen Landes gelang. Ein Maximum an persönlicher Initiative ließ sich nur erreichen, wenn diese Rechte im amerikanischen Boden verankert waren, nicht aber, wenn sie von Londoner Parlamentsentschließungen abhingen. Heute hat England den Wert einer vernünftigen Dezentralisation erkannt, damals aber sah es noch im Zentralismus das Heil seiner Staatspolitik.

Alle „Freiheit" ist relativ. Sie ist nicht Pachtgut eines bestimmten staatlichen Dogmas, ist durchaus nicht identisch mit dem Begriff „Demokratie", sondern sie ist überall dort, wo die fundamentalen Kräfte eines Volkes, auf welche Art es auch immer sei, einen entscheidenden Einfluß auf die Fortentwicklung des nationalen Daseins auszuüben vermögen. In der amerikanischen Kolonie war man zu jener Zeit himmelweit von einer sogenannten „demokratischen" Staatsauffassung entfernt, und dennoch bohrte in jedem einzelnen Kolonisten die unbestimmte Sehnsucht nach einer Legalisierung der fundamentalsten Rechte, besonders derjenigen Rechte, auf denen ihre neue Existenz beruhen sollte und mußte. Das Streben nach Unabhängigkeit, das die amerikanischen Kolonisten beseelte, war von dem Drang diktiert, ein Mindestmaß an solchen Rechten zu erobern, durch die allein ihr kolonisierendes Dasein gesichert werden konnte.

Es ist für die Beurteilung der amerikanischen Mentalität durchaus nicht nebensächlich, wenn man die Geburtsmethoden des amerikanischen Unabhängigkeitsideals, wie es sich nach und nach herausschälte, näher betrachtet. Von einem Umschwung in der Denkweise der amerikanischen Kolonie darf man sicherlich nicht sprechen, denn der Sprung zur Unabhängigkeit war kein willkürlicher, sondern war ein Bestandteil des kolonialen Daseins überhaupt. Die Loyalität zur Krone wäre niemals durch den Freiheitsdrang überwuchert worden, würde England den Bogen nicht überspannt haben. Die amerikanischen Kolonisten haben nur ihren gesunden Sinn bewiesen, indem sie an die Stelle einer vom Mutterland selbst als ungenügend empfundenen Loyalität das Unabhängigkeitsstreben setzten, denn Unabhängigkeit ist im Leben einer freien Nation doch immer mehr als eine Loyalität, die oft nur noch auf sentimentaler Rücksichtnahme beruht. Ist aber eine solche „Loyalität" nur auf Kosten einer natürlichen nationalen Entwicklung

aufrechtzuerhalten, so wird keine Nation, die sich ihres Wertes bewußt ist, die Loyalität über die nationale Freiheit stellen. Das Treugefühl zur Krone brauchte an sich kein Hindernis zu sein, um das freie Land in Besitz zu nehmen, wären jene Rechte vorhanden gewesen, die den Kolonisten den freien Gebrauch ihrer Kräfte gewährleisten konnten. Durch den gemeinsam ausgefochtenen Krieg gegen Frankreich waren die Kolonisten näher zusammengerückt, hatte sich eine gewisse Gemeinsamkeit der Ideen herausgebildet, sozusagen die Vorstufe zu einem geschlossenen Nationalempfinden, das mit dem Treugefühl gegenüber der Krone immer weniger in Einklang zu bringen war. Die Kolonisten drängten nach Westen, wandten ihr Gesicht von England weg und verstanden immer weniger die Argumente, mit denen die Krone ihre Selbständigkeit einengte. Sie wehrten sich dagegen, als zweitklassige Engländer angesehen zu werden, als Leute, die man im Mutterland nicht haben wollte und die man deswegen dazu ausersehen hatte, eine fremde Wildnis zu kolonisieren, ohne von dieser Kolonisation mehr zu haben als das Gefühl der Pflichterfüllung als nicht vollberechtigte Staatsbürger. In den nachfolgenden Generationen, die niemals in England gewesen waren, verdichtete sich die Abneigung gegen die ihnen zugedachte Rolle als Stoßtrupps einer Krone, die sie wirtschaftlich ausbeutete, ihnen aber die Gleichberechtigung vorenthielt.

Hier, in Neuengland, prallten zuerst der dynastische Absolutismus und der Wille zur Gleichberechtigung zusammen. Die Kolonisten hatten gesehen, wie wenig Stütze die Franko-Amerikaner an ihrem „System der dynastischen Hausmachtpolitik" gehabt hatten, hatten die Erfahrung gemacht, daß in diesem großen Lande nicht die Krone einseitig bestimmen konnte, ohne das Pioniertum aktiv einzuschalten. Sie hatten gesehen, daß vor der urwüchsigen Kraft des amerikanischen Kolonisten der Soldat der französischen Krone weichen mußte, weil ihm der Rückhalt im Lande selbst fehlte und er nur Exponent seines Königs war, nichts weiter. Die Entwicklung zur Gleichberechtigungsidee konnte als direkte Folge der Kolonisation, der siegreichen Waffengänge und der wirtschaftlichen Emanzipation nicht ausbleiben. Dabei richtete sich dieses Streben zunächst nur dahin, als gleichberechtigtes Mitglied des Mutterlandes anerkannt zu werden, n i c h t aber dahin, sich von diesem staatspolitisch loszusagen, Diese Lossagungstendenz bildete sich erst heraus, als die Krone der Kolonie die politische und

wirtschaftliche Gleichberechtigung versagte und, statt die Kolonie zu unterstützen, ihr die wertvollsten Kräfte zu entziehen suchte. Gegen diese Entwicklung wandte sich Neuengland und suchte sich seinen Weg, Amerika zu werden.

Dieses Amerika war geographisch, ethnologisch und wirtschaftlich Neuland. Es war keine Kolonie auf der gleichen Stufe wie Guayana oder Jamaika, ethnologisch dazu bestimmt, eine unselbständige Rolle zu spielen, lediglich dazu dienend, wirtschaftlich ausgebeutet zu werden. Amerika war territorial, klimatisch und auch ethnologisch ein Vakuum, in das man Engländer sandte, um es auszufüllen. Der Fehler, den England machte, indem es dieses Amerika auf die gleiche koloniale Stufe stellte wie seine tropischen Erwerbungen, rächte sich in dem Augenblick, wo Amerika begann, sich auf seine eigenen Kräfte zu besinnen. Indem England auf dem nordamerikanischen Kontinent eine zentralistische Kolonialpolitik betrieb, wie sie nach Afrika und überhaupt in die ethnologisch schwarzen Tropengebiete paßte, setzte es sich in direkten Gegensatz zu dem Charakter des Landes, in Gegensatz aber auch zu seiner englischstämmigen Bevölkerung, die nicht nach hier gekommen war, um die Ausdehnungstendenzen der englischen Krone zu fördern, sondern um für sich und alle kommenden Generationen hier eine neue Heimat zu gründen, Dieses Streben nach einer neuen, dauerhaften Ansiedlung in Nordamerika ordnete England aber einem imperialistischen Kolonisationsdrang unter, wobei die Kolonisation nur Mittel sein sollte, um die Macht der Krone politisch und wirtschaftlich zu erhöhen. Dieser imperialistische Gedankengang war den Ansiedlern fremd, mußte ihnen fremd sein, weil ja wirtschaftliche Erwägungen fast gar nicht dazu beigetragen hatten, daß sie die Heimat wechselten. Der erste großangelegte Vorstoß Englands in die Welt, der nach Amerika ging, stand so unter einem falschen Vorzeichen, stand unter dem Primat der imperialistischen Machtausweitung der Krone. Und wenn man fragt, welcher Umstand am meisten zu dem Verlust der englischen Position in dem nichtkanadischen Nordamerika geführt hat, so lautet die Antwort dahin, daß England hier Ursache und Wirkungen verwechselte. Die Wirkungen der amerikanischen Kolonisation konnten nur darin bestehen, daß das Kolonialvolk, je mehr es sich zeitlich von England entfernte, ihm auch innerlich fremder wurde, daß es immer weniger die Argumente der Krone verstand, die

dahin gingen, das neue Amerika als Vasallen und Tributpflichtigen an die Krone anzuschmieden. Und jene Zeit, wo der räumliche Abstand zwischen England und Amerika noch so ungeheuer groß war, vertiefte das gegenseitige Sichnichtverstehen bis zum Bruch.

Die Auflehnung der amerikanischen Kolonie mußte kommen, denn die Aufgabe, das freie Land zu erobern, war mit den Mitteln des absterbenden Absolutismus nicht zu erfüllen. Sieht man nicht, zu welchen Folgen das Auftreten des spanischen Absolutismus in Mittel- und Südamerika geführt hat? Wuchs nicht auch dort die Willensmeinung der werdenden Nationen gegen den Absolutismus des Mutterlandes heran, bis sich aus der geistigen Gegensätzlichkeit der Wille zur Freiheit und Unabhängigkeit geformt hatte? Die Soldaten von Cortez und Pizarro waren ebenso Wegbereiter kommender Nationen wie diejenigen der englischen Krone in Nordamerika. Diese Soldaten bildeten nicht etwa einen Schutz gegen die Gefährdung der Interessen des Mutterlandes, sondern sie waren lediglich das Machtfundament, auf dem sich die jungen Nationen amerikanischen Gepräges bildeten, im Norden wie im Süden. Das freie Land hatte überall seine Bewohner in seinen Bann gezogen, aus ihnen neue Menschen mit neuen Idealen geformt und sie damit dem geistigen Bereich des Mutterlandes entzogen, zumindest entfremdet. Dies war die erste sichtbare Form und Wirkung des amerikanischen Freilandes und seiner Atmosphäre von Mannhaftigkeit, Geradlinigkeit, Selbstverantwortung. Lexington ist damit der Geburtsort der amerikanischen Nation. Der Waffenkampf, der mit der britischen Krone ausgetragen wurde, zerschnitt jedes Band der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit zwischen Kolonie und Mutterland.

Auch der Ausgang dieses Kampfes entsprach der logischen Fortentwicklung. Die Engländer kämpften mit soldatisch gewiß tüchtigen Söldnern, besaßen auch keine schlechte Führung, aber was will das besagen gegen den konzentrischen Willen eines erwachenden Volkes, das sich zu der Überzeugung durchgerungen hat, daß nur noch der Bruch mit dem Bisherigen sein Wohl gewährleisten kann? Läßt sich überhaupt eine im Volk wurzelnde Bewegung durch eine organisierte soldatische Macht niederhalten? Gewiß, eine Zeitlang, aber diese Zeit arbeitet für diejenigen, die eine Änderung des Zustandes erstreben. Noch niemals in der Geschichte ließ sich eine Idee, die im Volk selbst

wurzelte, länger als nur eine kurze Zeitspanne durch exekutive Gewalt unterdrücken. Während der achtjährigen Dauer des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges war die militärische Konstellation gewiß oft wechselvoll genug, und dennoch stand der Ausgang dieses Krieges fest. Die englische Krone würde selbst im Fall ihres Sieges aus diesem Sieg kein anderes Ergebnis haben erzielen können als eine zeitweilige Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft, die dem Kolonialvolk immer drückender vorgekommen wäre, bis sich zu guter Letzt der Funken doch wieder entzündet haben würde. Man kann ein Volk nicht gegen seinen Willen unter einer Herrschaft halten, die von diesem selbst als Fremdherrschaft empfunden wird. Je länger die Auseinandersetzung auf sich warten läßt, desto blutiger und radikaler wird sie dann sein. Wenn Soldaten auf eigene Volksgenossen schießen, ohne hierzu eine andere Berechtigung zu haben als die Konstituierung des Gehorsams, reißt nicht in diesem Augenblick jedes Band der Zusammengehörigkeit zwischen der freien Partei des Volkes und einer Krone, der jede freiheitliche Regung fremd ist? Der geistige Zwiespalt, der zu jener Zeit in den amerikanischen Kolonisten wurzelte, weil noch kein anerkanntes oder auch nur bewußtes Nationalgefühl bestand, wird deutlich, wenn man die Worte liest, die Thomas Paine im Jahre 1776 in seinem Flugblatt „Common sense“ gebrauchte:

„Im vollen Aufruhr gegen England begriffen, hören die Kolonien nicht auf, ihre Treue gegen den König zu versichern: warum wirft man nicht den Schleier ab, bekennt, daß man daran ist, den Kern einer großen amerikanischen Nation zu bilden, bestimmt, sich über den ganzen Kontinent zu verbreiten, daß man für die Welt zum Beispiel eines Volkes wird, das von den knechtischen Überlieferungen der Monarchie und der niedrigstehenden Politik der Alten Welt befreit ist?“

Wahrlich, dieser Thomas Paine hat uns ein bezeichnendes Gemälde von jenen Absichten gemalt, wie sie in den Köpfen der führenden Kolonial-Amerikaner kursierten. Dort hört man also zum erstenmal die Redewendung, die aber tausendmal mehr als eine Redewendung ist, daß „Amerika den Amerikanern“ gehört, daß man die europäische Bevormundung satt hat, daß man sogar die Absicht hat, der „Alten Welt“ ein Beispiel zu geben, wie ein „freiheitliches“ Volk sich das Leben denkt.

Man kann dieses Wort Paines wohl als die geistige Grundlage der amerikanischen Staatsbildung bezeichnen. Bis auf den heutigen Tag ist eine Uniformität in den gesprochenen Worten zu erkennen, die von jenseits des Ozeans zu uns herüberdringen. Es sind fast die gleichen Worte, die vor hundertfünfzig Jahren in jenem Paineschen Flugblatt standen, das — für damalige Begriffe — in einer riesigen Auflage hergestellt wurde.

Amerika den Amerikanern! Hier ist der geistige Ausgangspunkt jener Lehre, durch die die späteren Vereinigten Staaten befähigt wurden, jene phantastische Entwicklung zu nehmen, ohne von Europa aus in dieser Entwicklung gestört zu werden. Wie aber kommt jener Paine dazu, schon vor hundertfünfzig Jahren ein Programm aufzustellen, das noch heute für Washington unantastbar ist? Dieser Mann setzte an die Stelle der Fiktion „Loyalität" die Realität Amerika. Und indem er diesen Austausch in der Gedankenrichtung seines eigenen Kopfes vornahm, indem er den Begriff „Krone" durch „Vaterland" ersetzte, schuf er die amerikanische Staatsmentalität. Diese Männer vom Schlage Paines sind die eigentlichen Schöpfer des Amerikanismus, das heißt einer modernen Gedankenrichtung, die bewußt mit allem Alten brach und an die Stelle von Tradition, monarchischem Respekt und geistiger Sterilität nur den einen Begriff stellte: das freie Vaterland. Damit wurde die Nation alleiniger Träger des Willens und seiner Durchführung. Gegen diese machtvolle Idee halfen keine Soldaten, half kein militärischer Zwang: das Ergebnis war der siegreiche Friede von Paris.

Paris! Was soll man dazu sagen, daß der französische König aus der Erwägung heraus, sich so „an England zu rächen", die Partei der Amerikaner ergriff, damit einer Idee zum Siege verhalf, die seine eigene Stellung erschüttern mußte? Mußte nicht der Sieg der freiheitlichen Sache sein eigenes Volk, das bereits voll von philosophischen Ideen über die Freiheit der Völker war, in einen Taumel der Freiheitssehnsucht versetzen? Wurde die Stellung Ludwigs XVI. nach der Niederlage der englischen Krone nicht gänzlich unhaltbar? Dieser König spielte mit dem Feuer, als er sich mit den Amerikanern verbündete, und dieses Feuer hat ihn wenige Jahre darauf verschlungen. Es konnte nicht anders sein. Amerika war das erste Land, das für sein Volk die Souveränität erkämpfte. Die Französische Revolution war die

zweite Auflage, die nur deshalb blutiger und für Europa sensationeller war, weil diese Revolution sich in den Mauern des alten Kontinents abspielte.

Wie gut, wie fundamental die amerikanische Unabhängigkeitsbewegung gewesen sein muß, beweist uns die Tatsache, daß aus dieser Bewegung heraus die amerikanische Nation ihre ursprünglichsten und besten Köpfe geboren hat. Männer wie George Washington, Benjamin Franklin, Thomas Paine werden nicht zufällig geboren. Ihnen haftet von der Wiege das Geschick an, für die Nation aufzutreten, einer Idee zu leben und sie durchzusetzen. Dieses Geschick teilen sie mit allen großen Männern der Geschichte. Sie sind dazu vorbestimmt, in das nationale Leben einzugreifen, die Nation über alle Gefahren aufzuklären und sie vor diesen zu bewahren. Selbst militärische Widerwärtigkeiten müssen ohne Folgen bleiben, wenn das Zepter in der Hand von Männern liegt, deren harte Energie und klare Einsicht das Wesentliche erkennt und seine Durchführung ermöglicht.

Herrscher-Allüren

Die Entwicklungsstufen, die das amerikanische Volk durchmachte, entsprechen nicht denjenigen der europäischen Völker. Die amerikanische Nation wuchs aus dem Siege. In der ganzen Geschichte dieser Nation findet man nur eine einzige innere Auseinandersetzung, die aber bezeichnenderweise nicht auf religiösen oder weltanschaulichen Gegensätzlichkeiten beruhte, sondern im wesentlichen auf wirtschaftlichen Meinungsverschiedenheiten. Der Sklavenkrieg, in dem der Norden gegen den Süden stand, war weniger von Idealen verursacht als von der tatsächlichen Unmöglichkeit, in einem einheitlichen Lande einen Dualismus in der Wirtschaftsauffassung zu dulden. In Europa bewegten sich die Auseinandersetzungen der Völker jahrhundertelang um ganz andere Themen. Hier standen Fragen der religiösen Auffassung, Fragen der dynastischen Hausmachtpolitik, Fragen traditioneller Rechte und — last but not least — Fragen des Prestiges im Mittelpunkt kriegerischer Auseinandersetzungen, durch die die Landkarte Europas fast in jedem Jahrhundert mehrmals abgeändert wurde. In Europa waren, mit einem Wort, die Völker jahrhundertelang nichts anderes als Spielball machtpolitischer Interessen, auf die sie selbst

entweder keinen oder nur sehr geringen Einfluß hatten. Sie ließen sich für Dinge totschießen, die sie nicht verstanden, die sie kaum etwas angingen. Ihre Dynasten „sorgten" in diesem Punkt väterlich für sie, sie sorgten insbesondere dafür, daß die nationalen Interessen nicht „überhandnahmen" und das Volk nicht „verwirrten".

Im jungen Amerika fegten die Kolonisten die letzten Spuren der ererbten Traditionen hinweg, brachen mit allem, was sie in ihrem Siegeslauf über den weiten Kontinent hindern konnte. Wie sagt doch Paine? „Bestimmt, sich über den ganzen Kontinent zu verbreiten." Von wem bestimmt? Wie kam diese Bestimmung in dieses Volk? Wer pflanzte in es die Meinung, daß ganz Amerika ihm gehören müsse? Von woher kommt jener Glaube, daß dieser ganze riesige Kontinent für sie bestimmt sei? Dieser Glaube, diese Bestimmung, kommt nicht von einem einzelnen, kommt auch nicht von jenen her, die zum erstenmal diese Bestimmung in Worte formten oder zu Papier brachten. Jener Paine sprach nur das aus, was, unbewußt vielleicht, als innerste Überzeugung in jedem amerikanischen Kolonisten schlummerte. Diese Männer, diese Washingtons, Paines, Franklins, sorgten nur dafür, daß die allgegenwärtige Idee sich zu Realismus verdichtete. Einen höheren Grad von politischem Positivismus vermag man sich kaum vorzustellen. Dieser Positivismus hatte als reale Grundlage nur ein auf natürliche Eroberung abgestimmtes Nationalgefühl. Die englische Krone selbst hatte ja den Kolonisten den Weg der Eroberung gewiesen, indem sie den französischen Nebenbuhler zwang, seinen Besitz herauszugeben. Dies war das einzige Erbteil, das die amerikanischen Kolonisten als positiv genug anerkannten, um in ihrer Staatsauffassung einen Ehrenplatz einzunehmen. Eroberung war in diesem amerikanischen Fall gleichbedeutend mit Realismus, denn die Eroberungen brachten der Nation nicht einmal wesentliche nationale Fremdkörper ein. Das Land war frei. Die braunen Eingeborenen zählten für die Amerikaner nicht. Ihnen war das Schicksal der Unterwerfung, der Assimilierung zugedacht. Schon damals spielte in dem jungen Amerika die Frage der engeren Nationalität keine Rolle. Man hatte die Hilfe der Deutschen und Franzosen im Kampf gegen England bereitwillig angenommen, hatte sich ihrer ohne Skrupel bedient, um das Mutterland abzuschütteln. Sentimentalität lag schon dem damaligen Amerikaner ebenso fern wie dem heutigen. Gebot der politische Realismus das Paktieren mit

anderen Nationen, nun, so paktierte man halt mit ihnen, auch dann, wenn es gegen das gleichsprachige Mutterland ging. So stark war in jenen Kolonisten der Glaube an ihre Mission, der Haß auf der anderen Seite gegen die Institutionen des Mutterlandes, die sie daran hinderten, dieser Mission zu dienen.

Die Menschen sind ein Produkt ihrer Erde. Die Tradition gibt diesen Menschen manchmal den Leitfaden an die Hand, wie sie ihre Entwicklung zu gestalten haben. Die Amerikaner warfen diese Tradition über Bord, sie fanden, daß sie keine Zeit hätten, sich um sie zu bekümmern, und daß es sogar gefährlich für sie sei, auf die Stimme der Tradition zu hören. Wie kommt es, daß die heutigen englischen Kolonialvölker in diesem Punkt anders denken als ihre amerikanischen Vorläufer? Wie kommt es, daß der Kanadier, der Südafrikaner, der Australier sich weit mehr als Engländer oder doch als Angehöriger ein und desselben Weltreiches fühlt als der amerikanische Kolonist von damals? Weil jener Kolonist ein freies Land zu erobern hatte, das durchtränkt war von Aufgaben, die einzig und allein von den Kolonisten zu erfüllen waren. Die heutigen englischen Dominions sind „britishmade", sie sind von England aus zu dem gemacht worden, was sie heute sind; das englische Kapital ebnete diesen Dominions den Weg zur Erschließung. Aber damals gab es weder ein solches Kapital noch überhaupt auf seiten Englands den Willen oder die Bereitschaft, den Kolonisten ihre Arbeit zu erleichtern. Im Gegenteil erschwerte man ihnen diese, indem man ihnen die wirtschaftliche Grundlage zu entziehen trachtete. Der amerikanische Kolonist war auf sich selbst angewiesen, und aus dieser Selbstverantwortung heraus leitete er das Recht her, die Zügel seiner staatlichen Existenz selbst in die Hand zu nehmen. So bewirkte der damalige englische Zentralismus (ganz im Gegensatz zum heutigen Selbstverwaltungsprinzip Englands), daß die Bande zwischen Mutterland und Kolonie zerschnitten wurden.

Amerika wollte keine british-made-Politik, wollte sie durch eine eigene ersetzen, wollte vor allen Dingen den britischen Imperialismus durch einen nationalen ersetzen. Die amerikanische Erhebung wurde ohne jede Umschreibung unter dem Banner „Freiheit und Eroberung" durchgeführt, wobei die Freiheit die Voraussetzung für die Eroberung Amerikas bildete. Jenen Washingtons, Paines, Franklins, jenen großen Männern, die Amerika schufen, die ihren Idealen ein gerüttelt Maß

von Realismus hinzufügten, war das Ziel bekannt. Es lautete: Amerika! Jene Männer begnügten sich nicht mit der Verteidigung ihrer kolonialen Rechte und ihrer Überführung in eigenstaatliche, das war für sie etwas Selbstverständliches. Sie fühlten sich so ganz als Amerikaner, als Angehörige eines freien Landes, daß für sie die Gewinnung der Unabhängigkeit nur noch eine Formsache war, eine Vorstufe zur Erringung der Alleinherrschaft in Amerika. Dies ist sehr bedeutsam. Wir sehen hier einen natürlichen Freiheitswillen, gepaart mit Eroberungslust, wie sie jungen Völkern eigentümlich ist. So ging das römische Volk vor, um sich, nach Konstituierung seiner Freiheit, die Weltherrschaft zu erobern. Wir werden im weiteren Verlauf dieser Betrachtungen noch öfter berechtigt sein, Parallelen mit dem römischen Volk zu ziehen.

In der Tat ist der amerikanische Freiheitswille nur dann für uns Europäer recht verständlich, wenn wir gleichzeitig daran denken, daß dieser Freiheitswille parallel lief mit einem Herrscherwillen, der sich in einem wahrhaft „amerikanischen Tempo" durchzusetzen vermochte. Und dieses junge Amerika hatte wahrlich ein Bündnis mit dem Glücksgott abgeschlossen, denn nirgendwo traten ihm auf seinem kontinentalen Siegeszug auch nur annähernd die gleichen Schwierigkeiten entgegen, denen die europäischen Völker auf Schritt und Tritt ausgesetzt waren. Wie voll von innerer Ironie ist doch diese Entwicklung des amerikanischen Reiches! Nachdem man mit englischer Hilfe die Franzosen vertrieben hatte, vertrieb man ebenso konsequent mit französischer Hilfe die Engländer. Man verbündete sich mit jedem, der Hilfe bringen konnte, um ihn nach errungenem Siege wie einen lästigen Ballast abzuschütteln. Mit französischer Hilfe besiegte man das Mutterland, aber als man den Sieg errungen hatte, schloß man ohne Rücksicht auf den französischen Bundesgenossen einen Sonderfrieden mit England, der die Rechte garantierte. Wahrlich, Amerika ist nicht die Urheimat der Sentimentalität. Und auch der politische Treubegriff unterliegt dort einer sehr realistischen Auslegung.

Die junge amerikanische Nation entwickelte nach ihrem Siege einen Herrscherwillen, der in seiner Folgerichtigkeit bei einem so jungen, traditionslosen Volk verblüffen müßte, wenn man nicht gerade in der Abwesenheit von Alter und Tradition politische Kraftquellen ersten Ranges sehen will. Und doch ist es so. Politische Tradition ist

nur dann von konstruktivem Wert für eine Nation, wenn sie es vermag, aus dieser Tradition das Wesentliche herauszulesen und nicht sklavisch und wahllos sie hinnimmt wie etwas Unabwendbares. Das Fehlen politischer Tradition hat für die amerikanische Nation eine gute und eine schlechte Seite gehabt. Die schlechte Seite offenbarte sich (und offenbart sich noch heute) in einem Hang zur Übersteigerung, zum Betreten eines luftleeren Raumes, in dem nichts mehr wächst als die eigene Phantasie. Tradition kann hemmen. Aber sie kann auch davor bewahren, ins Uferlose zu streifen. Das ist ihr innerer Wert. Und dieser Wert fehlt Amerika. Das sogenannte „amerikanische Tempo" ist voller Gefahren, für das eigene Volk und für die Welt. Dieses Tempo ist so oft wurzellos, von den Bedingtheiten der realen Vernunft entblößt, losgelöst von den klaren Erkenntnissen der Leidenschaftslosigkeit. In dieser manchmal elementar zum Durchbruch kommenden Wurzellosigkeit liegt der Fluch, der auf Amerika lastet, wie auf jedem anderen Volke, das sich allzu schnell zu einer Herrscherrolle emporgeschwungen hat.

Der Wille zu herrschen ist keine typisch amerikanische Eigenschaft, eher vielleicht sogar ein Erbteil des angelsächsischen Blutes, das jene freiheitstrunkenen Kolonisten mit sich brachten. Der Angelsachse wird sich niemals mit einer kleinen oder bescheidenen Rolle in der Welt begnügen, weder in der Politik noch in der Wirtschaft. Dieses Erbteil brachten die Pilgrime mit sich, und die amerikanische Luft in ihrer Freiheit und Herbheit sorgte dafür, daß dieses Erbteil nicht verkümmerte, sondern im Gegenteil sich in Amerika in einer Form durchsetzte, die uns Europäern momentan die Sprache raubte. Der amerikanische Herrscherwille, wie er vor hundertfünfzig Jahren sich zeigte, war reiner, konsequenter und darum stoßkräftiger als der unserer Tage. Jener Nationalismus gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war unvermischt, konzentriert auf die politische Herrschaft in Amerika. Und als dieses weitgesteckte Ziel erreicht zu sein schien, als das ganze nichtkanadische Nordamerika zwischen den beiden Ozeanen unter dem Banner der Union stand, da war es schwierig, an die Stelle des erreichten Zieles ein anderes, gleichwertiges zu setzen. Jede Nation braucht ein Ideal, will sie nicht langsam verkümmern und von dem Besitzstand zehren, den ihr eine siegreiche Kampfzeit bescherte. Der Wille zu herrschen ist, für sich betrachtet, kein solches Ideal. Dieser Wille, zu

erobern und das Eroberte in Besitz zu nehmen, ist nur dann für ein Volk von bleibender Kraft, wenn sich dieser Wille ständig verjüngt, nicht wenn er Selbstzweck wird. Die nationalen Belange der freien Amerikaner von 1783 forderten keine Ausdehnung der Macht bis zum Pazifik. Wenn es doch dahin gekommen ist, so war dies weit weniger territorialer Imperialismus als vielmehr der Ausdruck einer ungebändigten nationalen Stoßkraft, der kein Ziel zu weit und zu schwierig war.

Der amerikanische Herrscherwille war durchaus logisch in seinem Aufbau, logisch besonders insofern, als man nicht die Rechte anderer, gleichwertiger Nationen beeinträchtigen wollte, sondern sich darauf konzentrierte, einen freien Raum, der vor ihnen lag, in Besitz zu nehmen. Das angelsächsische Herz braucht viel Platz. Engräumigkeit ist nicht seine Sache, schon gar nicht eine politische Enge, die durch mächtige Nachbarn doppelt gezwungen erscheint. Der Raum war da. Riesig groß. Fast unbesiedelt. Man vermutete große Reichtümer. Bodenschätze. Quellen zur Wohlhabenheit. Und man sah, wie wenig Widerstände der Einverleibung dieser großen Länder entgegenstanden, Widerstände, die weit mehr geographischer als politischer Art waren. Die territoriale Expansion des jungen amerikanischen Staates vollzog sich in der Tat fast reibungslos, denn es war niemand mehr da, der einen wirksamen, gleichwertigen Widerstand hätte leisten können. Die Leichtigkeit, mit der das amerikanische Volk seinen politischen Siegeszug durchführte, erscheint uns Europäern darum doppelt erstaunlich, weil Europa es gewohnt war, um jeden Fußbreit Boden, um jedes Recht blutige Kriege zu führen, die wegen der engen Nachbarschaft seiner Völker von schwersten Folgen begleitet waren. Die Amerikaner hatten keine Nachbarn, die sie an der territorialen Ausbreitung über den Kontinent hätten wirksam hindern können. Die einzigen bedrohlichen Mächte, Frankreich und England, waren verdrängt, Frankreich völlig und England auf den kanadischen Norden verwiesen. Die territoriale Entwicklung, die auf diese Zeit der Verdrängung der wichtigsten Konkurrenten folgte, hatte folglich nur mit Schwierigkeiten zu tun, die in der Natur des Landes, in seiner jungfräulichen Unwegsamkeit und seiner räumlichen Unbegrenztheit, lagen, nicht oder doch viel weniger mit konkurrierenden Absichten anderer Völker.

Aus dieser günstigen Konstellation ergab sich für die Amerikaner

zweierlei: erstens die Notwendigkeit, neue Menschenmassen an sich zu ziehen, um die Besiedlung des eroberten Territoriums durchführen zu können, dieses Territorium also tatsächlich in Besitz zu nehmen, und zweitens die Aufgabe, ein staatliches Fundament für die werdende Nation zu legen, ein Fundament, auf dem sich die unbeschwerten Kräfte dieser jungen Nation voll entfalten konnten. Dieses Fundament wurde gelegt, indem man eine Verfassung schuf, die in der Nachzeit vielen anderen Völkern als Vorbild gedient hat. Die amerikanische Verfassung vom 17. September 1787 ist, obwohl das Volk damals nur knapp vier Millionen zählte, ganz auf dem Willen aufgebaut, in Amerika zu herrschen, und diese Herrschaft ließ sich nur durchführen und aufrechterhalten, wenn man den weitverzweigten Einzelgliedern dieses Staatswesens in allen Gebieten die gleichen Rechte gewährte. So nahm diese Verfassung in weitestem Maße das System der Dezentralisation an, ausgehend von dem Gedanken, daß ein zentralistisches System einen saturierten Staat und eine saturierte Nation voraussetzt, einheitlich in der völkischen Zusammensetzung und in den politischen Zielen, die auf Erhaltung beruhen. In der Einleitung der amerikanischen Verfassung heißt es:

> „Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, haben in der Absicht, für uns und unsere Nachkommen unsere Vereinigung noch vollkommener zu gestalten, Recht und Gerechtigkeit festzulegen, für Ruhe und Frieden im Inneren und für gemeinsame Verteidigung nach außen Vorsorge zu treffen, die allgemeine Wohlfahrt zu fördern und die Segnungen der Freiheit zu sichern, für die Vereinigten Staaten von Amerika folgende Verfassung beschlossen und errichtet."

In dieser kurzen Einleitung liegt ein Programm. Man kann sogar sagen, daß dieses Programm bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben ist. „Die Vereinigten Staaten von Amerika", so nennt sich dieses Staatswesen. Liegt in dieser Benennung eine Überheblichkeit, denn schließlich waren diese Amerikaner ja nicht allein, es gab außer ihrem Land noch einen ungeheuer großen Restkontinent, der sich auch „Amerika" nannte? Für die Amerikaner war ihr Staatsgebiet schlechthin „Amerika", der Rest war für sie entweder eisiges oder tropisches Gebiet, bewohnt von (nach ihrer Ansicht) nicht vollwertigen eingeborenen Volksstämmen, oder unter der Herrschaft „unfreier" europäischer Nationen. Das amerikanische Volk hatte seinen Plan vor sich. Er

bestand darin, das weite Land zwischen Atlantik und Pazifik in Besitz zu nehmen und diesem riesigen Landkomplex eine geziemende Abrundung nach Norden und Süden zu geben. Diesen Plan führten die Amerikaner durch, zum größten Teil mit den friedlichen Mitteln der kolonisatorischen Siedlung, nur zum kleinen Teil mit Hilfe kriegerischer Auseinandersetzungen mit dem südlichen Nachbarn. Mexiko, das der spanischen Krone unterstand, war kein ebenbürtiger Gegner für die sieggewohnten Amerikaner. Und so kam auch hier, was kommen mußte: das amerikanische Staatsgebiet wurde so „abgerundet“, wie es die Amerikaner für richtig befanden. Der Staat, wie er sich in seiner heutigen Form präsentiert, stand bereits in den Köpfen der führenden Amerikaner vor hundert Jahren fest. Die Zielbewußtheit, mit der dieses Volk seinen Plan in die Wirklichkeit umsetzte, war uneuropäisch in seinen Methoden, amerikanisch im Tempo.

Die Herrscher-Allüren dieses Volkes waren in ihrem Ursprung natürlich. Das englische Mutterland hatte es auf den Weg der Eroberung gewiesen, hatte ihm gezeigt, welche Methode der Ausbreitung man anwenden muß. Der Sieg gegen England hatte diesem Volk erst recht demonstriert, wie man zu verfahren hat, wenn man einer Idee zum Siege verhelfen will. Die territoriale Ausbreitung war nur der logische weitere Schritt zur Formung der Nation. Die Massen der Einwanderer, die in dieses Land strömten, um an seinem Aufschwung teilzuhaben, wurden von der amerikanischen Luft der freien Steppe, von der Großräumigkeit des Landes, von seiner Unbegrenztheit angesteckt. Sie unterwarfen sich demselben System des Amerikanismus, dem der geborene Amerikaner von Geburt auf angehörte. Jedermann war auf sich selbst angewiesen, und aus diesem Zwang zur Selbsthilfe, zum selbständigen Nachdenken und Handeln wurde jene Nation geboren, die es fertigbrachte, aus Slawen, Balkaniern, Orientalen, Germanen und Romanen — „Amerikaner“ zu machen.

Wie ist dieser Vorgang zu verstehen? Streiten nicht in Europa auch die kleinsten Nationen eifersüchtig um die Aufrechterhaltung ihrer Sonderrechte, führen blutige Kriege, sondern sich voneinander ab, ziehen es vor, selbst in kleinen und kleinsten Gruppen ein nationales Sonderdasein zu führen, und lehnen es auf das entschiedenste ab, auch nur die geringsten Abstriche an ihren nationalen Eigentümlichkeiten in Kauf zu nehmen? Die europäische Entwicklung entspricht dem

Wachstum des Bodens, entspricht dem historischen Werdegang dieses Kontinents, seiner traditions- und kulturschweren Evolution. Der Europäer lebt für seine Nation, für ihre Geschichte, für die Aufrechterhaltung und den Ausbau derjenigen Rechte, für die man jahrhundertelang gekämpft hat. Europa vergoß das Blut seiner Söhne für andere Zwecke als das junge, traditionsleere Amerika. Es schuf mit seinem Blute erst die Grundlage, auf der dann später Amerika aufbauen konnte. Denn ohne Europa wäre Amerika nichts. Europa schuf in langer Geschichte die Ideale und die Grundsätze, die Amerika dann, als junger Erbe, als die seinigen zu proklamieren vermochte. So leer dieses Amerika uns auch an Tradition, an geschichtlicher Größe und Mannigfaltigkeit erscheinen mag, wir stoßen doch immer wieder bei diesem Volk auf das ursprünglich europäische Fundament. Amerika hatte nur einen Vorteil vor Europa voraus: es konnte sich aus der europäischen Evolution alles das aussuchen, was ihm brauchbar erschien, konnte sich so sein eigenes Fundament zusammenstellen, zwar ganz aus europäischem Material, aber doch modifiziert mit amerikanischem „Realismus". Und diese Mischung ergab dann die Schmelzkraft dieses Landes und Volkes, über die Europa so oft zu staunen pflegte. In Europa konzentrierte sich Jahrhunderte hindurch das staatliche Leben auf das Anwachsen der nationalen Macht, führte dann zur Formung fester religiöser, kultureller und staatsorganisatorischer Grundbegriffe, umriß, kurz gesagt, das vielgestaltige europäische Nationalleben in seinen wichtigsten Linien und brachte damit die Überleitung von der Antike mit ihren grundlegenden ethischen Begriffen zum Zeitalter der nationalen Volksstaaten. Europa besaß ja immer viel Volk und wenig Raum. Und das Primat der Volksentwicklung führte hier gerade zur steigenden Sorgfalt der Kultivierung der Nationalitäten, ganz im Gegensatz zu dem raumreichen, aber volkarmen Amerika, dessen Aufgabe darin bestand und bestehen mußte, den Raum zu besiegen und zu diesem Kampf den Menschen einzusetzen, *ganz gleich, woher er kam.*

Dieser Schmelzvorgang ist also nichts Unnatürliches, nicht einmal etwas Erstaunliches, wenn man berücksichtigt, wie jene Menschen zu kämpfen hatten, bis sie ein neues Dasein aufbauen konnten. Und dieses neue Dasein war amerikanisch, weil dieses ganze riesige freie Land amerikanisch durchtränkt war, in seinem Geiste, in seinen Methoden,

in seiner Stoßkraft. Hier ist wieder jener amerikanische Herrscherwille, der nicht duldet, daß neben ihm eine Konkurrenz emporwächst, die ihn bedrohen könnte. Das deutsche Element in Amerika hat sich ebenso assimilieren lassen, trotz seiner relativen Geschlossenheit, wie alle anderen fremdstämmigen Elemente, die sich dem Herrscherwillen des Gastvolkes beugten. Wie konnten sie anders? War die „Freiheit", die man ihnen dort bot, nicht gerade das wesentlichste Anziehungsmittel für sie gewesen, ihre alte Heimat zu verlassen und mit einem Lande zu vertauschen, dessen Unabhängigkeit in der Opposition gegen Europa entstanden und gewachsen war?

In dieser Oppositionsstellung gegenüber Europa lag das ganze Geheimnis der amerikanischen Stoßkraft, die uns so bewundernswert erschien. Amerika hatte alles das über Bord geworfen, was in Europa den „Fortschritt" behinderte, hatte gebrochen mit den politischen Methoden der dynastischen Unterdrückung, denen Europa sich Jahrhunderte hindurch verschrieben hatte. Wie konnte es da anders sein, als daß dieses Amerika, das von all jenen Fesseln befreit war, sich ein neues Ideal setzte, setzen mußte, dem das Volk nachstrebte? Und dieses Ideal nannte sich ganz einfach: Amerika. Alles konzentrierte sich in diesem jungen, werdenden Volk auf dieses einzige Ideal. Keine Zersplitterung neutralisierte seine Energien, es war niemand da, der dieses Ideal hätte wirksam bedrohen können. Mußte dieses Ideal nicht stark werden, vielleicht stärker noch, als man dies gewollt hatte? In diesem Ideal, genannt Amerika, liegt auch die Wurzel des wirtschaftlichen Imperialismus, der ans Tageslicht trat, als das politische Ideal erreicht schien. In diesem Amerika sollte nach dem Willen jener Volksführer vor hundert Jahren alles das Geltung haben, was eine Nation groß und stark machen kann: Patriotismus, Mannhaftigkeit, Energie, Zielbewußtsein, Kampfbereitschaft. Sind es nicht dieselben Eigenschaften, die einst das alte Rom groß gemacht haben?

Der erste amerikanische Kolonist hat um sein Amerikanertum, das heißt um seine volkliche Freiheit, seine Unabhängigkeit und seine natürlichen Rechte, kämpfen müssen. Er hat sogar gegen das eigene Mutterland kämpfen müssen, bis dieses Mutterland seinen Willen tat. Auch vor dem Bürgerkrieg ist dieser harte Kolonist nicht zurückgeschreckt. Und deshalb hat auch der heutige Amerikaner so wenig Verständnis für andere Nationalitäten, die zwar sein Gastrecht in

Anspruch nehmen, sich aber doch weigern, dem Amerikanertum die ihm selbstverständlich erscheinenden Konzessionen zu machen. Amerika verlangt den ganzen Menschen. Es braucht nicht nur den Arm des kolonisierenden Einwanderers, es braucht auch seinen Kopf, damit er sich dem amerikanisierenden Rahmen einfügen kann. So groß die Freiheit in jenem Lande auch immer gewesen ist, in einem Punkt war dieses Land unerbittlich: es verlangte den ganzen Menschen, nicht nur auf Frist, auf immer. Und hierin liegt eine der Begründungen für die Wirksamkeit des amerikanischen Herrscherwillens jener Tage.

Zu einem eingewanderten Kolonisten, der sich weigerte, Kopf und Geist Amerika darzubringen, wird dieses Amerika gesprochen haben: „Du hast mich aufgesucht, weil du Freiheit wolltest. Nun gut, du bist hier, arbeitest, hast Erfolg, wirst ein wohlhabender Mann. Deine Kinder werden es gut haben. Aber du selbst weigerst dich, daran zu denken, daß diese Freiheit, die du suchtest, entstanden ist in Auflehnung gegen dein Europa, gegen das eigene Blut sogar, gegen die Mutter. Uns, mein Lieber, war es den Einsatz wert. Glaubst du, wir haben die Freiheit erkämpft, damit du und deinesgleichen sich ihrer bedienen können, um unsere amerikanische Nation zu zersetzen? Glaubst du, wir haben unsere eigenen Väter bekriegt, damit du es um so leichter hast, an dem zu hängen, was dir deine Väter vererbten?“ So wird Amerika zu jedem gesprochen haben, der es ablehnte, mit dem Alten zu brechen. In Amerika mußte der Mensch von vorne anfangen, nicht nur materiell, nein, auch geistig. Nach Amerika führten keine Brücken, die uns den Übergang erleichtern konnten. Alles war dort anders. Ungebunden. Frei. Hart. Und doch gleichzeitig streng, konservativ auf das Ideal gerichtet, das jene alten Kolonisten schufen und mit ihrem Blut besiegelten. Amerika den Amerikanern, hieß die eine Formel, die andere: nur Amerikaner in Amerika.

Die erstere Formel war expansiv, politisch erobernd, annektierend, die zweite Formel assimilierend, erhaltend, vereinheitlichend, wenn man will standardisierend. In dieser Standardisierung der Nation sah Amerika einen Faktor der Sicherheit, eine Garantie der Wahrung der freien Rechte, die Fundamentierung des „ewigen Amerika“.

Der Herrscherwille hat zur Eroberung des Kontinents geführt; in unserem heutigen Zeitalter führt er dagegen zur alleinigen Souveränität desjenigen amerikanischen „Typus“, der im Einklang mit jener Tradi-

tion steht, die Amerika aus sich selbst schuf. Der Herrscherwille machte Amerika groß, jedes Zugeständnis an das Kompromiß geistiger Art hätte dieses Amerika von seinem hohen Sockel heruntergestoßen und es zu einem internationalen Ausbeutungsobjekt degradiert. Das war damals.

Aus der Freiheit war dieser Herrscherwille geboren, und darum wirkte er uns Europäern so unverständlich, weil bei uns der Herrscherwille entweder aus dem monarchischen Absolutismus emporwuchs oder aus der Diktatur einer Klasse. Auch Freiheit kann Herrschsucht erzeugen, Intoleranz im Geistigen. Duldsam war Amerika in allen Dingen der Überzeugung, unduldsam auf das äußerste aber in der Formung der Nation. Keine Kraft der Welt konnte aber mit jenem Bann verglichen werden, den das freiheitlich-standardisierte Amerika auf jeden ausübte, der in seinen Bereich trat. Dieser Bann führte dazu, daß der europäische Einwanderer darauf verzichtete, sich gegen ihn aufzulehnen, daß er sich, als sei dies das Selbstverständlichste der Welt, der Nationalisierung unterwarf, fast ohne es zu merken.

Dieses Amerika, groß geworden durch die brutal und rücksichtslos eingesetzte Kraft seiner nationalen Instinkte, kannte keine Rücksicht, wenn es sich darum handelte, die Einheit der Nation zu verteidigen. Es gab kaum ein zweites Land auf der Erde, das engherziger und zugleich eifersüchtiger seinen jungen Nationalismus verteidigte, kaum ein anderes Land, das in so starkem Maße von seiner nationalen Mission überzeugt war wie dieses Amerika. Die einzige Lehre, die dieses Land anerkannte, war die seiner nationalen Machtvollkommenheit. Dieser Machtvollkommenheit, die es nach und nach zum politischen Ideal erhob, opferte es die Bindung zu England, riß es alle Brücken ab, die es mit der Mentalität Europas verbanden. Die amerikanische Macht jener Zeit erscheint uns vielleicht arrogant, aber das ganze Milieu brauchte Superlative, brauchte Kolossalbegriffe, die Europa fremd waren. Ich gehe noch weiter und sage: alles typisch Amerikanische erschien uns fremd. Und doch, wenn wir gerecht sein wollen, war dieses Amerika nichts anderes als eine moderne Auflage des alten Römischen Reiches, ein standardisiertes Rom. Und was erscheint uns an Rom fremd? Nichts! Wir alle kennen die römische Geschichte, wir wissen um die Struktur jenes römischen Volkes, das ja auch schon von einer „Mission" redete, die es zu erfüllen habe.

Haben wir dagegen protestiert, als Rom erklärte, zur Herrschaft in Europa prädestiniert zu sein? Nein, Europa unterwarf sich dieser Prädestination, bis er zu der Meinung gekommen war, selbst über genügend Kräfte zu verfügen, um Rom von seiner „Mission" zu entlasten. Worin bestanden die Ursachen des Unterganges des Römischen Reiches? Nicht in verlorenen Kriegen, nicht einmal in erster Linie in einer schlechten nationalen Verwaltung, sondern im Ausgangspunkt in der Zerrissenheit der Ziele. Rom hatte das alte Ideal verloren, das die Nation vorher geeinigt hatte. Dieses Ideal hieß: Rom! Als Rom dann zu einem Begriff antinationaler Kräfte wurde, als diese Kräfte stärker wurden als jene, denen das Reich seine Entstehung und sein Wachstum verdankte, da war Rom nur noch ein leerer Begriff, ein prächtiger Schein ohne realen Untergrund.

Der amerikanische Nationalismus war nicht, wie in Europa, eine Folge der staatlichen Emanzipierung im Laufe der Zeit, sondern er war von Anfang an da. Die Atmosphäre des freien Landes brachte es mit sich, daß den ersten Kolonisten bereits ein gehöriger Teil Nationalismus im Blute lag. Dieser Nationalismus war vorhanden, obwohl das Nationalgefühl noch nicht entwickelt war. Das erscheint uns paradox, und doch ist es so.

Theodore Roosevelt sagte in einer Rede im Jahre 1894:

„Von seinem Standpunkt aus handelt der Einwanderer zweifellos am verständigsten, ganz und gar Amerikaner zu werden; von unserem Standpunkt aus haben wir das Recht, dies von ihm zu fordern. Als gute Kameraden, ohne nach Glauben oder Herkunft zu fragen, reichen wir die Hand zum Willkommen jedem dar, der mit der ehrlichen Absicht zu uns kommt, gleich uns ein guter Bürger der Vereinigten Staaten zu werden. Aber wir haben das Recht, und es ist unsere Pflicht, zu fordern, daß er es wirklich wird und uns nicht durch alle möglichen Vorurteile aus der Alten Welt hindert. Mancherlei muß er aufgeben. Vor allem muß der Einwanderer amerikanisch sprechen, denken und sein lernen. Der Einwanderer von heute kann viel von den ehemaligen Einwanderern lernen, die vor dem Unabhängigkeitskrieg zu uns kamen. Ebenso wie jetzt waren wir schon damals ein Volk aus gemischtem Blut.

Man verstehe mich wohl. Amerikanismus ist eine Frage der Begeisterung, der Überzeugung und des Strebens und hat mit Glauben und Abstammung nichts zu tun."

Theodore Roosevelt sagt, Amerikanismus sei eine Frage der Begei-

sterung. Ich glaube, man kann noch weiter gehen und sagen: Amerikanismus ist ein standardisierter Nationalismus ohne eigenes Nationalgefühl, er ist ein typisches Produkt des Milieus eines riesigen Reiches, ein Produkt des Stolzes, so wie er vor hundert Jahren ein Produkt des Ehrgeizes war. Amerikanismus hat mit europäischem Nationalismus nichts oder nur sehr wenig gemein, vor allem fehlt ihm das, was jenen auszeichnet: die geschlossene „nationale“ Note. Und trotz dieses scheinbaren Mangels ist er lebensfähig, ja vielleicht noch bedeutend lebensfähiger und von längerer Dauer als ein Nationalismus, dem die Ingredienzien des Stolzes und des Ehrgeizes fehlen.

Der Amerikanismus oder, was dasselbe ist, der amerikanische Herrscherwille krankt an einem sehr ernst zu nehmenden Übelstand, an der eigenen Überschätzung. Diese Überschätzung wurde dadurch hervorgerufen, daß dem jungen Volk auf seinem Entwicklungsgang alles gelang, was es erstrebte. Es besiegte die Franzosen; es besiegte die Engländer; es besiegte die Spanier, die Mexikaner, die Indianer. Und dieser ununterbrochene Siegeszug verdunkelte die Erkenntnis für die realen Werte dieses Volkes in ihm selbst. Dieser offenbare Nachteil, daß dem amerikanischen Volk alles gelang, ohne auf unüberwindliche Widerstände zu stoßen, ließ dem angeborenen Herrscherwillen eine Note von Überheblichkeit zukommen. Das Wort „America can lick the whole creation“ ist typisch für die Überschätzung der eigenen Kraft. Aber liegt nicht der Ausspruch Emersons „Gottes letztes und größtes Geschenk an die Menschheit“ auf demselben Brett?

Der Amerikanismus ist in der Opposition gegen Europa, gegen dessen Geist und dessen Institutionen groß geworden. Im Einklang mit Europa hätte der amerikanische Herrscherwille an Originalität und damit an innerer Stoßkraft eingebüßt, und dies ist auch der Grund, warum die Vereinigten Staaten sich bis auf den heutigen Tag gegen Europa gestellt haben. Sie betrachten sich als eine Schöpfung „höheren“ Grades, als eine Staatsgründung, bei deren Formung neuartige Gesichtspunkte angewandt wurden. Dem europäischen „starren Denken“ setzte man die bürgerliche Freiheit entgegen, den Vorrechten einzelner Klassen und Religionen in Europa die völlige Gleichberechtigung aller Staatsbürger und Konfessionen. Es ist wahr: was die Französische Revolution an staatspolitischen Neuerungen brachte, hatte die amerikanische Freiheitsbewegung schon vorweggenommen. Und doch ist

diese Freiheit keine amerikanische Erfindung. Denn schließlich hat die römische Republik vor den Vereinigten Staaten bestanden. Es handelte sich nur darum, daß die Amerikaner das kopierten, was die Römer ihnen vor zweitausend Jahren vorgemacht hatten. Immerhin bleibt es das Verdienst des jungen Staatswesens, einer politischen Auffassung zum Sieg verholfen zu haben, die in Europa in der Dunkelheit des Mittelalters in Vergessenheit geraten war.

Wenn wir von Amerikanismus sprechen, so ist damit mehr gemeint als nur der Ausdruck für die gemeinsame Erstrebung nationaler Ziele. Amerikanismus, wie ihn seine Gründer verstanden wissen wollten, ist ein Dogma. Ich gebe zu, ein für Europäer schwer verständliches Dogma. Aber wir alle begreifen, daß ein solches Dogma erforderlich war, um ein Reich von den riesenhaften Ausmaßen des amerikanischen in staatlich organisierter Form zusammenzuhalten. So kommt man zu der Überzeugung, daß der Amerikanismus ein staatliches Schutzmittel, ein Bestandteil sozusagen der staatlichen Routine war, ohne den eine Lebensäußerung des amerikanischen Volkes nicht mehr zu denken war. Ähnlich war es ja mit dem Prestigegefühl in Frankreich, mit dem konservativen Herrscherwillen in England. Aber während die auf Prestigeerfüllung eingestellte französische Politik sehr oft rein negativ verlief, das heißt zu Ergebnissen führte, die das Gegenteil von Prestige einbrachten, war der Amerikanismus — in seiner reinen Form — ausgesprochen konstruktiv. Er war je nach Bedarf defensiv oder offensiv, war Ausgangspunkt einer politischen Note, die vom Amerikanismus ganz beherrscht ward.

Es liegt dabei in der Natur des amerikanischen Staats-Nationalismus, daß dieser auch auf das wirtschaftliche Gebiet übergreift, ja, daß er gerade hier seine größten Triumphe feiert. Die Vereinigten Staaten hatten von jeher den Wirtschaftsfragen eine besonders bevorzugte Stellung im Leben des Volkes eingeräumt. Dies erscheint durchaus natürlich, denn der Kampf ums Dasein stand in Amerika noch weit mehr im Vordergrund als in Europa, wo dieser Existenzkampf sich immerhin in relativ geregelten Bahnen abspielte. In Amerika mußten die wirtschaftlichen Methoden ganz neuartige sein, da ja die riesenhafte Unerschlossenheit des Landes, die fast völlige Entblößung von Hilfsmitteln und die Vielseitigkeit der Aufgaben weit höhere Anforderungen an die persönliche Regsamkeit des einzelnen stellten, als dies

in Europa der Fall war. Die zum Teil weit auseinanderliegenden Gebiete und Siedlungen besaßen, trotz aller Verschiedenheit der besonderen Daseinsbedingungen, doch im wesentlichen gemeinsame wirtschaftliche Interessen, die zunächst mit den politischen parallel liefen, sie nachher sogar bestimmten, nachdem die politischen Hauptziele als erreicht gelten konnten.

So war der bedrohliche Einfluß der wirtschaftlichen Interessen auf die politische Gestaltung auch der Ausgangspunkt der Auseinandersetzung mit dem Süden in der Sklavenfrage. Auf der billigen Arbeitskraft des eingeführten Negers beruhte, nach Ansicht des Südens, dessen Produktionsfähigkeit im Anbau von Baumwolle, Tabak, Indigo. Amerika war damals noch reiner Rohstoff-Exportstaat, die industrielle Produktion entwickelte sich erst später. Der Baumwollanbau in den Südstaaten erfuhr seit der Verwendung von Dampfmaschinen in der englischen Baumwollverarbeitung eine starke Ausdehnung, was zur Folge hatte, daß der Bedarf an Negersklaven immer größer wurde. Die Spannung zwischen den Staaten des Nordens, die auf freie Arbeitskräfte angewiesen waren, und denen des Südens wurde krasser. Auf beiden Seiten suchte man nach Möglichkeiten, das parlamentarische Übergewicht im Kongreß zu finden. Die Mason-and-Dixon-Linie wurde die „Mainlinie" Amerikas. Sie war die Demarkationslinie der widerstreitenden wirtschaftlichen Interessen. Die langsam erblühende einheimische Literatur trug noch dazu bei, die geistigen Gegensätze zu verschärfen. Erinnert sei an „Uncle Toms Cabin" von Mrs. Harriet Beecher Stowe. Der Kongreß hatte inzwischen ein Gesetz angenommen, wonach flüchtige Sklaven, die in einem „freien" Unionsstaat angetroffen wurden, auf Verlangen des Besitzers, der nur mittels eines einfachen Affidavits sein Eigentumsrecht nachzuweisen brauchte, diesem wieder ausgeliefert werden sollten. Die Folge dieses Gesetzes, das uns erstaunlich erscheinen mag, war ein bedenklicher Riß im föderativen Aufbau der Union. Einige Staaten gingen sogar dazu über, dieses Gesetz als verfassungswidrig zu bezeichnen und seine Wirksamkeit durch den Erlaß eigener Gesetze über die Rechte der persönlichen Freiheit zu durchbrechen. Damit war es soweit. Die Auseinandersetzung war unabwendbar, denn wenn sich tatsächlich die Sklaverei als ein Faktor erwies, durch den die amerikanische Staatseinheit bedroht wurde, dann war es Zeit, diesen störenden Faktor zu beseitigen. Es trat

das ungeschriebene Gesetz eben jenes Amerikanismus in Erscheinung, das, zum Glück Amerikas, im entscheidenden Augenblick immer den nationalen Ausgleich erzwang.

Die Nordstaaten fochten für die „Aufrechterhaltung des freien Arbeitswillens" auch solchen Menschen gegenüber, die, wie die Sklaven, kein gemeinsames Band mit den Amerikanern verknüpfte. Zum zweiten Male scheuten die Nordamerikaner einen Bruderkrieg nicht, um dem Ideal der Einheit, das ihnen vorschwebte, im ganzen großen Lande uneingeschränkte Geltung zu verschaffen. Die Sklavenfrage drohte das gemeinsame Band, das alle Amerikaner einte, zu durchschneiden; es drohte eine Entwicklung, wie sie so leicht in einem föderativen Staatswesen sich durchsetzt, daß einzelne Glieder ein Maß von staatlicher Freiheit beanspruchen, durch das die Staatseinheit gefährdet wird. Es war — vom amerikanischen Standpunkt gesehen — das Verdienst des Nordens, daß er zur Verteidigung dieser staatlichen Einheit vor der letzten Konsequenz, einem blutigen Bürgerkrieg, nicht zurückschreckte. Dieser Kampf war seinem innersten Wesen nach eine entscheidende Auseinandersetzung zwischen einem gemäßigten Föderalismus, der durch die geographische Weite des Landes bedingt war, und einem zum Separatismus tendierenden Gefühl, durch das die Lokalinteressen denjenigen der Gesamtheit vorangestellt wurden. Eine solche Entwicklung wäre auch dann für die Amerikaner unerträglich gewesen, wenn die wirtschaftlichen Folgen, die sich aus der Sklaverei ergaben, für den Norden nicht so unangenehm gewesen wären. Die Sklaverei widersprach in so eklatantem Maße den Grundsätzen der amerikanischen Verfassung, den Idealen, für die das amerikanische Volk in seiner Gesamtheit gekämpft und geblutet hatte, daß selbst ein Sieg der Sklavenstaaten nur ein vorübergehender gewesen wäre. Das Ziel, für das der Süden, hauptsächlich aus wirtschaftlichen Interessen, kämpfte, verstieß so sehr gegen das Wesen des Amerikanismus, daß die Sache der Konföderierten schon verloren schien, bevor der Kampf begonnen hatte. Sie kämpften für eine Einrichtung, die zwar den Pflanzern große Annehmlichkeiten und Vorteile verschaffte, die aber durch nichts anderes sanktioniert war als durch ein wirtschaftliches Ausbeutungsprinzip einseitigster Art.

Der Norden vermochte es so, seine wirtschaftlichen Interessen mit denen des Staatswohles zu vereinigen. Beide verlangten kategorisch die

Beseitigung eines Zustandes, der sowohl mit dem Grundsatz der wirtschaftlichen Parität als auch mit den Prinzipien der allgemeinen Menschenrechte nicht zu vereinbaren war. Dieser Bürgerkrieg, der in blutigster und hartnäckigster Form durchgeführt wurde, hatte die Wirkung eines reinigenden Gewitters. Alle Gegensätzlichkeiten, die sich gebildet und unter der Oberfläche zu einem gefährlichen Antagonismus entwickelt hatten, fielen in diesen Klärungsprozeß hinein. Gleichzeitig war dieser Krieg die erste Machtprobe des jungen Staatswesens und der wiederholte Beweis, daß die Amerikaner nicht die Absicht hatten, unter sich Gegensätze in grundsätzlichen Fragen des Staatswohles zu dulden. Darum war dieser Krieg ebenso unvermeidbar und ebenso logisch wie fast hundert Jahre vorher die Auseinandersetzung mit England. Der Sezessionskrieg schaffte Amerika erst die Möglichkeit, sich auf föderativer Basis in einer Form zu entwickeln, die fest genug war, um die einzelnen Glieder unter der gemeinsamen Formel des Amerikanismus zusammenzuhalten und nach und nach zur Nation zusammenzuschweißen.

Der Herrschergedanke hat auch im Fall des Sklavenkrieges sich auf die stärkere Seite gestellt. Er hatte den Zusammenhang mit dem Ideal der staatlichen Einheit nicht verloren, hat sich im Gegenteil mit diesem Ideal verbündet und aus ihm seine Kraft bezogen, die es ihm ermöglichte, den opponierenden Süden zu schlagen. Damit bestand der Herrschergedanke seine Feuerprobe.

Im ganzen vergangenen Jahrhundert konzentrierte sich der Amerikanismus auf die Konsolidierung der staatlichen Einheit. Zwischen Lexington und Harpers Ferry lag der Kampf um die Gestaltung der amerikanischen Mentalität dem gesamten Volke ob, soweit es sich amerikanisch nannte, nach der Kapitulation von Appomatox, durch die der Bruderkrieg beendet wurde, übernahm der Norden die Führerschaft. Der Süden, der sich noch zum Schluß durch den Anschlag auf Lincoln bloßgestellt hatte, unterwarf sich der Führung derjenigen Teile der Nation, die während des vierjährigen mörderischen Ringens nicht einen Augenblick ihre Mission vergessen hatten, die Einheit der Nation zu verteidigen. Die Folge des Bürgerkrieges war der Artikel XIII der amerikanischen Bundesverfassung:

„Weder Sklaverei noch Zwangsarbeit darf, abgesehen von Zwangsarbeit als Strafe für ein Verbrechen, dessen der Betreffende gerichts-

ordnungsmäßig schuldig erkannt worden ist, in den Vereinigten Staaten oder an irgendeinem Orte, der ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen ist, bestehen."

Daß es überhaupt zu einem Sklavenproblem in Amerika hat kommen können, liegt daran, daß die Zahl der arbeitsfähigen Bevölkerung in keinem Verhältnis stand zu den zu bewältigenden Aufgaben. Der an sich gesunde wirtschaftliche Geist der Amerikaner war durch diesen fühlbaren Mangel an Menschen auf Abwege geraten, die um so angenehmer zu gehen waren, als sie obendrein wirtschaftliche Vorteile einbrachten. Die Sklavenbefreiung war im wesentlichen eine Prinzipienfrage für die Nation, da die Sklaverei mit der freiheitlichen und idealistischen Struktur der Verfassung nicht in Einklang zu bringen war. Die wirtschaftliche Seite des Problems war nur dadurch zu lösen, daß an die Stelle des „gekauften" Menschen der freiwillige Einwanderer trat, der es übernehmen konnte, die Kolonisation durchzuführen. Der Ausgang des Bürgerkrieges machte so die Bahn frei für eine Einwanderung großen Stils, aus der Amerika wohl mit seine besten Kräfte für die Formung der Nation gewonnen hat.

Der Amerikanismus hatte sich durchgesetzt. Die einheitliche Idee hatte über die Sonderinteressen den Sieg davongetragen, hatte bewirkt, daß sich Amerika in geschlossener Einheit Europa präsentierte. Das Ende des Bürgerkrieges und sein für die Nation glücklicher Ausgang hatte weiter die Folge, daß Amerika als einheitlicher Staat dem zersplitterten Europa gegenübertreten konnte, seiner Kraft voll bewußt, mit vollen Händen. Diese Kraft, der sich die Nation bewußt war, äußerte sich der erstaunten Welt gegenüber in einer drastischen, typisch amerikanischen Weise. Die Maßnahme, die ich damit meine, die Monroe-Doktrin, datiert zwar vom 2. Dezember 1823, war also schon vierzig Jahre alt, als der Bürgerkrieg ausbrach, aber da sie nach der Meinung der Amerikaner zeitlos ist und bis in die jüngste Vergangenheit als Leitstern der amerikanischen Außenpolitik gelten konnte, seien hier einige Betrachtungen über sie und ihren Charakter eingeflochten.

Die Monroe-Doktrin

„Auf den Vorschlag der kaiserlich russischen Regierung, wie ihn der hier residierende Gesandte des Kaisers vorgelegt hat, sind dem Gesandten der Vereinigten Staaten zu St. Petersburg Vollmachten

und Instruktionen übermittelt worden, um durch freundschaftliche Unterhandlung die betreffenden Rechte und Interessen der beiden Nationen an der Nordwestküste dieses Kontinentes zu arrangieren. Ein ähnlicher Vorschlag war von Sr. Kaiserlichen Majestät der Regierung Großbritanniens unterbreitet worden, und diese ist demselben gleicherweise nähergetreten. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat den Wunsch gehabt, durch dieses freundschaftliche Vorgehen den großen Wert darzulegen, den sie unveränderlich der Freundschaft des Kaisers beilegt, und ihren Eifer, das beste Einvernehmen mit seiner Regierung zu pflegen. In den Diskussionen, zu welchen dieses Interesse Veranlassung gegeben, und in den Arrangements, durch welches sie ein Ende finden mögen, ist die Gelegenheit für geeignet erachtet worden, als ein Prinzip, welches die Rechte und Interessen der Vereinigten Staaten enthält, zu erklären, daß *die amerikanischen Kontinente*, in Anbetracht der freien und unabhängigen Lage, die sie angenommen haben und aufrechterhalten, *hinfort nicht als Gegenstände für zukünftige Kolonisation durch irgendwelche europäischen Mächte zu betrachten sind*."

Das ist der Wortlaut der Botschaft des Präsidenten Monroe vom 2. Dezember 1823. Diese Botschaft stammt übrigens nicht von ihm selbst, sondern von John Quincy Adams, der damals unter Monroe als Staatssekretär arbeitete.

Wie kommen die Vereinigten Staaten dazu, zu erklären, daß die amerikanischen Länder unter Kuratel von Washington stehen? Was haben die Vereinigten Staaten für ein Recht, sich um die Dinge zu bekümmern, die in Argentinien, Venezuela oder Paraguay vorgehen? Wir wollen, bevor wir diese Frage beantworten, hören, was ein so Berufener wie Theodore Roosevelt zu dem Thema zu sagen hatte.

„Die Monroe-Lehre ist kein juristischer, sondern ein politischer Grundbegriff... Der kurze Inhalt der Monroe-Lehre ist das *Verbot* europäischer Gebietserweiterung auf amerikanischem Boden. Die Vereinigten Staaten fühlen nicht das mindeste Bedürfnis, ein allgemeines Protektorat über andere amerikanische Staaten zu proklamieren und die Verantwortung für deren Zwistigkeiten zu übernehmen. Keiner europäischen Macht darf das Recht zugestanden werden, ihr Gebiet in Amerika auf Kosten eines anderen amerikanischen Staates auszubreiten. Auch ist kein Austausch amerikanischer Kolonien zwischen europäischen Staaten gestattet, wenn die Vereinigten Staaten der Meinung sind, daß dieser Austausch ihren eigenen Interessen schädlich ist...

Die Vereinigten Staaten dürfen keiner großen Militärmacht, die in diesem Erdteil noch kein Gebiet besitzt, das Recht zugestehen, festen Fuß zu fassen und ebensowenig dulden, daß andere, die bereits hier Besitzungen haben, diese vergrößern. Wir müssen dafür sorgen, daß wir nicht in die Notwendigkeit kommen, ebenso wie Europa, große stehende Heere zu unterhalten. Jeder rechtschaffene Patriot, jeder Politiker in unserem Lande sieht verlangend dem Tag entgegen, wo keine einzige europäische Macht mehr ein Stückchen amerikanischen Boden im Besitz haben wird...

Die einzige Hoffnung, die es heute für eine Kolonie gibt, die ihre volle sittliche und geistige Entwicklung erreichen will, ist, daß sie unabhängig oder ein Teil eines unabhängigen Staates wird. Solange der Kanadier ein Kolonist ist, nimmt er einen niederen Rang ein als seine Brüder in England und den Vereinigten Staaten. Im Grunde seines Herzens sieht der Engländer auf den Kanadier als etwas Minderwertiges herab, während der Amerikaner den Kanadier mit der beschützenden Großmut betrachtet, mit welcher derjenige, der frei ist, auf den niedersieht, der es nicht ist."

Theodore Roosevelt gibt uns damit einen ausgezeichneten, wenn auch noch lange nicht erschöpfenden Überblick über die Entstehungsursachen der Monroe-Lehre. Diese Lehre ist ebenso illegal wie hochpolitisch. Sie ist in Wirklichkeit Träger eines Imperialismus, der unter dem Deckmantel der „Freiheit" segelt. „Die Vereinigten Staaten können nicht dulden", das heißt mit anderen Worten, sie widersetzen sich jedem Versuch von Europa aus, zwischen Alaska und Feuerland festen Fuß zu fassen oder seinen Einfluß zu vergrößern. Wenn wir die Monroe-Lehre als das Ergebnis der amerikanistischen Staatsauffassung ansehen, finden wir sofort die wahren Ursachen, die zu dieser „Lehre" geführt haben. Schon unmittelbar nach Lexington, also im Unabhängigkeitskrieg gegen England, entstand der Schlachtruf „Amerika den Amerikanern". Indem man das eigene Volk sprachlich und begrifflich mit „Amerika" identifizierte, sprach man schon unbewußt die These aus, daß dieses Volk die Vorherrschaft in Großamerika für sich in Anspruch nehme. Man hatte die Engländer aus dem Gebiet der Union ja nicht herausgeworfen, damit sie sich an anderer Stelle wieder häuslich niederließen. Man wollte keine Verbindung mit Europa, lehnte jede Gemeinsamkeit mit diesem Kontinent auf das strikteste ab, stellte das Amerikanertum dem Europäertum als neuen Begriff, nicht nur als neue Nation, gegenüber. Damit war der erste Schritt getan,

um Europa ganz aus dem neuen Kontinent zu verdrängen. Monroe und Adams haben nur das bei passender Gelegenheit in Worte gekleidet, was die um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Kolonisten schon fünfzig Jahre vorher durch die Tat proklamiert hatten: die Unverletzlichkeit des amerikanischen Bodens und die Prädominanz der Vereinigten Staaten auf diesem Boden.

Freilich hat die Monroe-Lehre scheinbar einen geographischen Schnitzer gemacht, indem sie Nord- und Südamerika in den gleichen Topf warf. Ohne uns auf die Finessen der physischen Geographie einzulassen, können wir doch getrost behaupten, daß Südamerika mit Nordamerika nicht mehr Ähnlichkeit besitzt als Afrika mit Europa. Wenn Nordamerika (also „Amerika“ schlechthin!) sich den Ehrgeiz gesetzt hat, seinem südlichen Annex die gleichen Segnungen der Freiheit zu bringen oder ihn doch zumindest davor zu bewahren, seine freiheitlichen Institutionen zu verlieren, so mag man ruhig darin einen typischen Zug des Amerikanismus sehen, dem es, was das Ausland anbetrifft, damals herzlich gleichgültig war, welche Regierungsform in diesem oder jenem Lande herrschte. Das war für jene Vereinigten Staaten nicht von Interesse. Sie wollten ja — nach Theodore Roosevelt — gar kein „Protektorat über andere amerikanische Staaten proklamieren und die Verantwortung für deren Zwistigkeiten übernehmen“, sie wollten lediglich die Garantie dafür, daß der Machtkreis der Union nicht im eigenen Kontinent einer Bedrohung unterliege.

Also wäre die Monroe-Lehre defensiv? Gewiß, sie ist auch defensiv, genau so, wie ja auch der Amerikanismus auch defensiv sein kann. In der Beweglichkeit der Monroe-Lehre liegt ihre Stärke. Sie bietet gleichzeitig denjenigen Mächten, die mit ihrer Tendenz nicht einverstanden sind, nur wenig Angriffsflächen, weil Amerika sich stets auf den „defensiven Charakter“ der Doktrin berufen kann. Amerika sah in einer forcierten europäischen Betätigung innerhalb der amerikanischen Kontinente eine „Bedrohung seiner Existenz“, könnte sich dadurch gezwungen sehen, ein großes stehendes Heer zu unterhalten, was der amerikanischen Mentalität äußerst widerstrebt. Die Vereinigten Staaten waren, nachdem sie der Reihe nach England, Frankreich, Spanien und Rußland aus dem nördlichen Kontinent verdrängt hatten, ganz unter sich, konnten diese Isolierung in vorzüglicher Weise dazu benutzen, ihren Staat über den ganzen Nordkontinent auszudehnen

und zu konsolidieren. Es bestand jetzt nur die Gefahr, daß der alte Kontinent bei seinem chronischen und ständig fühlbarer werdenden Platzmangel begehrliche Augen nach Amerika warf. Dieser Gefahr wollte Amerika begegnen. Das Resultat dieser Überlegung hieß Monroe-Doktrin.

Der nicht im Besitz der Union befindliche Teil des amerikanischen Kontinents wurde damit amerikanische Interessenzone, ebenso etwa, wie Afrika oder Asien in europäische Interessengebiete eingeteilt wurde. Amerika machte, indem es die Monroe-Lehre verkündete, eigentlich nur das nach, was Europa ihm ständig vorgemacht hatte. Sah Amerika nicht, wie England dabei war, sich die halbe Welt anzugliedern? Mußte es daraus nicht den Schluß ziehen, daß England nicht eines Tages wieder versuchen würde, seine verlorengegangene amerikanische Position wiederzugewinnen? Und sah Amerika nicht, wie Frankreich, vordem auch Spanien, Portugal, die Welt als ein Ding betrachteten, von dem ein möglichst großer Teil ihnen gehören müsse? Und die Vereinigten Staaten taten nichts anderes, als sich rechtzeitig gleichfalls einen Teil an dieser Welt zu sichern, gingen aber hierbei nicht so offen vor wie Europa, indem sie die Verantwortung für die inneren Zwistigkeiten der anderen amerikanischen Staaten nicht übernahmen, sondern sich damit begnügten, ein „unsichtbares Protektorat“ über sie zu proklamieren. Sie übten eine politische Überwachung aus, das heißt eine Kontrolle, die sich darauf bezog und beschränkte, die amerikanischen „Interessen“ in jenen Ländern in einer Weise zu wahren, daß sie denen anderer Mächte in jedem Fall vorgingen. Damit war von Alaska bis Feuerland, abgesehen von den geringen europäischen Kolonialgebieten und Kanada, die absolute Vorherrschaft Washingtons sichergestellt. Die mit Spanien und Mexiko geführten Kriege belehrten im übrigen den lateinischen Kontinent, daß es ratsam für ihn sei, mit der Vorherrschaft der Vereinigten Staaten zu rechnen.

Man kann die Monroe-Lehre als einen Sperrkreis bezeichnen, der dazu dienen soll, Störungen von außerhalb zu verhindern. Diese Doktrin war deshalb nicht „imperialistischer“ als die Politik der europäischen Kolonialmächte, in aller Welt Interessenzonen zu schaffen, die zwar, im Gegensatz zu der amerikanischen Politik, politischen Niederschlag in Gestalt der Angliederung der Interessenzonen fand, während die Vereinigten Staaten sich mit der „Oberaufsicht“ über „ihren“

Kontinent begnügten und sich die Freiheit der Entschließung von Fall zu Fall vorbehielten. Die europäischen Kolonialmächte, England und Frankreich, haben sich mit der politischen Verantwortlichkeit für die ihrem Interessenbereich unterliegenden Gebiete belastet, tragen nicht nur die volle Verantwortung für deren Verwaltung, sondern für die gesamte politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung dieser Gebiete, Kolonien oder Dominions genannt.

Das politische Föderativsystem der Vereinigten Staaten, nach dem die Innenpolitik ausgerichtet wurde, erstreckte sich auch auf die auswärtige Politik, soweit sie von der Monroe-Doktrin inspiriert wurde. Und man kann sagen, daß diese Doktrin die gesamte Außenpolitik der Vereinigten Staaten maßgebend beeinflußte. Die Monroe-Doktrin hat, da sie ziemlich allgemeiner Natur und durchaus nicht fest umrissen ist, politischen und wirtschaftlichen Stoßcharakter, das heißt, die wirtschaftlichen Interessen des Landes lassen sich ebenso wie die politischen ohne weiteres innerhalb des Rahmens der Doktrin manipulieren. Damit ist die Monroe-Doktrin eine politische Glaubensformel ersten Ranges geworden, eine politische Glaubensformel, die ebenso fundamentale Bedeutung für die Weltordnung gewann wie das Völkerrecht.

Der Gedankenkreis der Monroe-Doktrin erstreckte sich aber durchaus nicht nur auf die beiden amerikanischen Kontinente, sondern auf die ganze Welt. Überall dort, wo politische oder wirtschaftliche Interessen der Union zu vertreten waren, trat die Doktrin in Tätigkeit, defensiv oder offensiv, je nach der Konstellation. Sie diente dazu, Napoleon III. aus Mexiko zu entfernen, schuf eine für England ungünstige Regelung der Venezuela-Frage, führte zur Verdrängung der Spanier aus Kuba, und als „Krönung" der Berechtigung der Doktrin wandte man sie im Weltkrieg an, als man die Gewährung eines Waffenstillstandes an Deutschland von einer vorherigen Verfassungsänderung in diesem Lande abhängig machte. Damit wurde die Monroe-Doktrin erstmals dazu benutzt, sich in die inneren Angelegenheiten eines europäischen Großstaates einzumischen: die Doktrin ward aggressiv, und ihre Aggressivität führte zu einem politischen „Sieg" über die vordem stärkste Militärmacht der Welt. Damit hatte die Doktrin in den Augen Amerikas den Beweis erbracht, daß sie nicht nur volle Berechtigung hinsichtlich der Wahrung der amerikanischen Interessen innerhalb des gesamtamerikanischen Bereichs hatte, sondern

auch in der ganzen Welt, so daß sich die Stoßkraft der Doktrin nicht mehr auf bestimmte Ziele beschränkte, wie es ihre ersten Verkünder im Auge gehabt hatten, sondern daß sie überall dort in Erscheinung treten mußte, wo nach der amerikanischen Meinung wesentliche Interessen zu verteidigen oder durchzudrücken waren.

England pflegt seine imperiale Politik mit dem Deckmantel der Humanität und dem Nimbus einer göttlichen Mission zu umkleiden. Amerika war einen Grad ehrlicher in seiner Methodik, die nationalen „Interessen“ der übrigen Welt als unverletzlich vorzuführen. Wenn die Monroe-Doktrin gegen die gelbe Einwanderung, in der sie eine Gefahr erblickte, angewandt wurde, so kann man ihr die defensive Berechtigung nicht absprechen. Amerika wünschte Herr im eigenen Hause zu bleiben, wünschte keine weiteren fremdrassigen Inseln in seinem ohnehin buntscheckigen Volkskörper, hat noch genug mit den Folgen der Sklaveneinfuhr zu tun, die ihm das heutige Negerproblem bescherte, genug auch mit der Verdauung seiner Judenlast. Europa sollte in der Monroe-Doktrin nichts anderes sehen als den Willen des amerikanischen Volkes, sich mit derselben Systematik eine Weltgeltung zu verschaffen und diese zu verteidigen, mit der auch die anderen Weltmächte ihre Stellung errangen. Es ist dabei ganz gleich, welchen Namen man dieser Methode verleiht. Amerika — und das ist das Wesentliche — wollte Herr im eigenen Hause sein und bleiben. Dieses natürliche Herrengefühl hat im Jahre 1823 zur Proklamation dieser Doktrin geführt, auf die man sich in der Folgezeit stets dann zu berufen pflegte, wenn dieses Herrengefühl durch irgendeine innere oder äußere Macht „bedroht“ zu werden schien.

Selbst den Bürgerkrieg kann man unter dem Gesichtswinkel der Doktrin betrachten, denn durch die Sklaverei wurde die innere Einheit der Union nicht nur politisch, sondern auch rassisch bedroht. So müssen wir erkennen, daß die Monroe-Doktrin in ihrer reinen Form ganz und in jeder Beziehung der amerikanischen Mentalität entspricht, die es ja verstanden hat, erstmalig politische und wirtschaftliche Ziele auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, der da heißt: Amerikanismus. Nur aus der vorurteilslosen Definition dieses Amerikanismus kann man das ursprüngliche Wesen der Monroe-Doktrin verstehen und in ihr etwas mehr sehen als die verklausulierte Umschreibung des Imperialismus. Amerika war nicht imperialistisch im üblichen, europäisch

angewandten Sinn. Es hat mit der Freiheitsidee seine Unabhängigkeit erkämpft, hat unter Einsatz der „amerikanischen Idee“ einen Kontinent erobert und kolonisiert, der fast so groß wie Europa ist; es hat mit Hilfe des Amerikanismus das bunte Völkergemisch zu einer Nation vereinigt und zusammengeschmolzen. Und als die „innere Mission“, die Eroberung des eigenen Landes, vollendet war, da hielt dieses große Land Ausschau nach neuen Taten, neuen Anwendungsmöglichkeiten für seine Idee. Zunächst wurde die wirtschaftliche Entwicklung des Riesenlandes in demselben amerikanistischen Tempo betrieben, mit dem man die Freiheit und Unabhängigkeit erobert, den Staat geformt und die verfassungsmäßigen Grundlagen zur nationalen Entwicklung gelegt hatte. Das Verkehrswesen, die landwirtschaftliche und industrielle Produktion, die Handelsformen, alles das entwickelte man unter Anwendung eines Systems, das Europa fremd erschien. Es war das System der Selbsthilfe.

Diese zur nationalen Idee erhobene Selbsthilfe ist es auch, die Amerika stets in der Isolierung hielt und aus dieser Isolierung Kraft schöpfte. Ich sagte schon, daß Amerika in Opposition gegen Europa groß geworden ist. Es war Opposition, die zur Vertreibung der europäischen Mächte aus Amerika führte, und es war wiederum Opposition gegen den Gedanken der individuellen Unfreiheit, der zur Entladung des Bürgerkrieges führte. Auch in dem Umstand, daß sich die Amerikaner nach Erreichung ihrer Unabhängigkeit nicht mit europäischen Staaten zur Erreichung eines politischen Zieles verbündeten (mit einer einzigen Ausnahme), mag man jene Oppositionsstellung erblicken, die sich wie ein roter Faden durch die amerikanische Geschichte zieht. Der Amerikaner war ein Feind der politischen Intrige. Gewiß, er umkleidete seine politischen Absichten mit den landläufigen Phrasen, die im zwischenstaatlichen Verkehr üblich waren. Aber es gab damals wohl kaum ein zweites Land auf der Welt, das in so klarer Weise seine Ziele, seien sie politischer oder wirtschaftlicher Art, zu verfechten gewohnt war. Im Amerikaner steckte kein Intrigant, dafür aber wohnte in ihm eine offene Zielbewußtheit, die gerade Wege zu gehen gewohnt war.

Deshalb konnte man auch in der vielumstrittenen Monroe-Doktrin keinesfalls eine politische Methode erblicken, die etwa das Bestreben zeitigte, anderen Völkern ihre natürlichen Rechte zu bestreiten. In der

Tat gab es kaum ein zweites Volk auf der Erde, das gleichzeitig so selbstbewußt auf die Wahrung seiner Interessen sah und doch nicht beabsichtigte, in die Rechtssphäre anderer Nationen einzudringen. Eine solche Arroganz lag dem damaligen Amerikaner fern. Er hatte seine Grenzen von Anfang an weit gezogen, so weit sogar, daß er sie bis heute noch nicht voll hat ausfüllen können. Aber weil er sie von vornherein so weit gezogen hatte wie kein Land zuvor, fehlte es ihm an Reibungsflächen in der Außenpolitik, ganz im Gegensatz zu den meisten europäischen Ländern, die das Bestreben zeigten (und zum Teil mit Berechtigung zeigen mußten), aus der Enge eines zu begrenzten Raumes auszubrechen. Und aus diesem Grunde waren die einzigen Reibungsflächen, die die amerikanische Entwicklung störten, wirtschaftlicher, weniger politischer Art. In diesem Überwiegen wirtschaftlicher Faktoren in der damaligen amerikanischen Politik konnte die Welt einen Beweis ihrer friedlichen Einstellung erblicken, denn in der Politik trennte Amerika nur wenig von Europa, da die Demarkationslinie der europäischen Interessen klar gezogen war. Dieses Amerika wollte Frieden. Es wollte Frieden, weil es ihn brauchte, um seinen wirtschaftlichen und ethnologischen Aufbau durchführen zu können.

Wenn wir die Monroe-Doktrin als politisches Instrument betrachten, können wir ein gewisses Gefühl der Bewunderung für jene Männer, die vor 115 Jahren dieses Instrument schufen, nicht unterdrücken. Wenn wir uns in das Gedächtnis zurückrufen, wie unklar, ja chaotisch damals die Dinge in Europa lagen und dem gegenüberstellen, wie klar und voraussehend die Proklamation von Adams und Monroe war, dann konnte man fürwahr jenes Land um diese Männer beneiden, die ihm ein ganz bestimmtes, weit gestecktes Ziel setzten, an dessen Erreichung die Nation zu arbeiten hatte. Die Begründer der Monroe-Lehre erkannten genau die Reichweite der amerikanischen Kraft, wußten, daß diese Kraft sozusagen kontinentgebunden war, daß sie niemals dort wirken konnte, wo sie mit anderen, älteren und vielleicht noch stärkeren Kräftebereichen in Konflikt geraten konnte und mußte. Trotz der imperialistischen Note der Doktrin wohnte ihr also ein gewisses Moment der weisen Selbstbeschränkung inne, ein Moment allerdings, das heute vollkommen in Vergessenheit geraten zu sein scheint. Die Monroe-Lehre gab den beweglichen Rahmen für alle politischen und wirtschaftlichen Interessen, die mit Leichtigkeit in ihn einzuordnen waren und sich in

ihm verwirklichen ließen, das heißt stets nur dann, wenn die Idee des Amerikanismus als solche bestehen blieb und nicht begann, sich mit destruktiven Ideologien zu vermischen. Eine solche Ideologie war — und ist — der Imperialismus in seiner politischen und wirtschaftlichen Anwendung.

Der politische Gedanke, der in der Monroe-Lehre liegt, ist an sich nicht aggressiv. Wir werden sehen, wie der Mißbrauch dieser Lehre zu wirtschaftlichen Zwecken sofort zu einer Katastrophe führte in dem Augenblick, als die Wirtschaft begann, die Politik ins Schlepptau zu nehmen. Dieser Mißbrauch im wirtschaftlichen Interesse einer Gruppe legte die Grundprinzipien der Monroe-Lehre lahm, denn diese Lehre setzte Gegenseitigkeit voraus, indem sie jede übernationale Einmischung verwarf. Was sich daraus für die amerikanische Nation ergab, als ihre Söhne aus dem Weltkrieg heimkehrten, beweist die zerrüttete Wirtschaft der heutigen Vereinigten Staaten und ihre politische Verzerrung.

Wir haben gesagt, daß dem Amerikaner jede politische Arroganz fernlag, daß er die Rechte anderer genau so respektierte, wie er seine eigenen respektiert zu sehen wünschte. Die Monroe-Doktrin und der Geist, aus dem sie entstand, der Geist des Amerikanismus, war in seinem inneren Wesen nicht aggressiv. Erst die spezifisch wirtschaftliche Überentwicklung des Landes hat ihm eine aggressive Note gegeben, als deren markanteste Äußerung wir den Eintritt Amerikas in den Weltkrieg bezeichnen können. Damit war der „Amerikanismus" gespalten in zwei Gedankengänge; der eine, ursprüngliche, war nach wie vor unaggressiv, war nach innen gerichtet, während die neue, moderne Auslegung wirtschaftsimperialistischen Charakter in höchstem Maße trug, das heißt, sie beugte die Tradition der nationalen Freiheit und Selbsthilfe unter das Joch einer expansiven Wirtschaft. Indem diese zweite Gedankenrichtung langsam die Oberhand gewann, kehrte Amerika dem traditionellen Amerikanismus den Rücken zu, adoptierte die schlechtesten Methoden der Machtanhäufung um der Macht willen, sprach damit das Todesurteil über die nationalen Traditionen, aus denen die Unabhängigkeit, die Eroberung des Kontinents und der Geist des Amerikanismus geboren worden waren. Diesen großen Komponenten des freien Amerikanertums wandte man den Rücken zu, um auf wirtschaftliche Eroberungen zu gehen, die man mit

politischen Mitteln einzutreiben gedachte. Das war die Basis, auf der Amerika in den Weltkrieg eintrat. Zwar wollte das Volk keine kriegerischen Vorteile erringen, sondern es glaubte, einem hohen Ideal zu dienen, indem es auf seiten der Alliierten in den Krieg eintrat. Es glaubte ehrlich, die Sache der „Freiheit" verteidigen zu müssen, denn in diesem Volk saß die Tradition tiefer als in jenen Schichten, die das wirtschaftliche Zepter an sich gerissen hatten und, unbemerkt von allen, aber desto straffer, die Zügel der Politik führten.

Das amerikanische Volk war in den Jahrzehnten vor Ausbruch des Weltkrieges wiederum, wie vor dem Bürgerkrieg, in zwei Lager zerspalten. Auf der einen Seite standen jene paar tausend Menschen, jene „big bosses", in deren Händen die wirtschaftliche Kontrolle des ganzen Landes lag. Auf der anderen Seite stand die große Masse der wirtschaftlich gebundenen Nation. Ein paar tausend gegen 120 Millionen! Und genau wie vor dem Bürgerkrieg verlangte die verschwindend kleine Minderheit aus eigensüchtigen Beweggründen, daß sich die Nation ihnen beuge. Die bosses verlangten, daß die Nation in den Krieg zog, damit die großen Summen, die sie an die Alliierten geborgt hatten, nicht verlorengingen. Damit die Industriebetriebe der bosses ungeheure Profite einstreichen konnten, während die amerikanische Jugend in Flandern verblutete. Das amerikanische Volk hat es verabsäumt, darüber nachzudenken, wie auffallend genau die Parallele war zwischen den Zeiten vor dem Bürgerkrieg und um 1914. Hätte das Volk nachgedacht, so würde es gefunden haben, daß es nicht Sache der amerikanischen Nation ist und nicht sein kann, sich der Diktatur einer kleinen, egoistischen Minderheit zu beugen.

Fünfzig Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges hatte sich die amerikanische Nation aufgemacht, hatte die Waffen ergriffen gegen den eigenen Bruder, der die Nation zu zerspalten drohte, indem er eine sklavische Arbeitsordnung mit einer fremden Rasse einführen wollte. In Auflehnung gegen diesen Versuch, die Einigkeit der Nation zu zerreißen, an die Stelle der nationalen Geschlossenheit die Vorherrschaft einer wirtschaftlich stärkeren und selbstsüchtigen Minderheit treten zu lassen, stand der Norden zusammen und besiegte den Süden. Man kämpfte gleichzeitig für das freiheitliche Ideal und für die Beseitigung wirtschaftlicher Vorrechte. Und da beide Ziele zusammenfielen, war der Sieg kaum mehr als eine Zeitfrage.

Aber wie hatten sich die Verhältnisse geändert in jenen fünfzig Jahren, die zwischen Harpers Ferry und Flandern liegen! War wohl äußerlich vieles beim alten geblieben, so war im Innern doch ein Umschwung in der Gesinnung eingetreten, eine Passivierung des vormals so aktiven amerikanischen Verstandes, daß man wahrlich von einer Umbildung des Begriffs „Amerikanismus" sprechen könnte, um so mehr als das heutige politische Amerika außerstande zu sein scheint, die Notwendigkeit einer wahrhaften amerikanischen Politik auch nur zu begreifen.

II. Die Kriegsgewinner

Prosperity

Die Ideale, für die die Amerikaner im vorigen Jahrhundert oft die Waffen ergriffen hatten, verschwammen langsam in einer langen Periode des Friedens. Der Nation war alles geglückt. Ihre Waffen waren immer siegreich gewesen. Im Kampf hatte der Amerikaner noch immer seinen Mann gestanden. Jetzt aber kam ein langer, böser Friede, ein Friede, der zersetzender wirkte als jeder Krieg. Er wirkte zersetzend, weil die wirtschaftlichen Aufgaben, die der Nation bevorstanden, stärker waren als ihre eigene Kraft, sie zu lösen. Ungeheure Mengen Einwanderer strömten ins Land. In einem einzigen Jahrhundert, von 1820 bis 1930, betrug die Zahl der Eingewanderten nicht weniger als 33 Millionen. Berücksichtigt man hierbei die Zahl der von Eingewanderten erzeugten Kinder, so kommt man auf eine Ziffer von über hundert Millionen Menschen, die in einem Jahrhundert nach Amerika wanderten oder von solchen Einwanderern geboren wurden. Der Existenzkampf, der sich an diese größte aller Völkerwanderungen anschloß, war beispiellos. Wieviel Leidenschaften wurden in diesem Kampf entfacht, wieviel gute und schlechte Eigenschaften ans Tageslicht gelockt, bis sich die Stärkeren unter ihnen durchzusetzen vermochten, die Schwächeren untergingen. Wieviel ungezählte Tragödien haben sich in diesem einen Jahrhundert auf amerikanischem Boden abgespielt, von denen die Welt nichts weiß.

Und dennoch: Es formte sich eine neue Nation. Zwar keine Nation nach europäischen Begriffen, sondern durch und durch „amerikanisch", um nicht zu sagen kosmopolitisch. Diese Masse wurde amerikanisiert, sie wurde nicht amerikanisch. Äußerlich ja, in ihrem Gebaren, nicht aber in ihrem Gefühl im innersten Herzen. Der amerika-

nisierte Einwanderer hörte auf, ein Deutscher, Franzose oder Italiener zu sein, er wurde „Amerikaner". Das heißt, er glaubte es und seine Umwelt glaubte es mit ihm. Er sprach „amerikanisch", spuckte Kaugummi, bohrte die Hände in die Hosentaschen und quälte sich Yankeeallüren an. Und er arbeitete. Arbeitete viel. Bis er genug Dollars hatte. Und dann fing er an zu leben.

Diese vielen Millionen, die in das freie Land geströmt waren, als Europa von seiner Existenz erfuhr, drangen in das weite Innere des Landes vor, nahmen es in Besitz, beackerten seinen reichen, jungfräulichen Boden und machten aus der Ernte ein Geschäft. Ein gutes Geschäft sogar. Der Boden gab viel her. Weizen, Mais, Alfalfa, Dollars.

Oder sie strömten in die großen Produktionszentren. In die Industriestädte. Machten deren Riesenaufschwung mit. Verdienten viel. Wurden Teilhaber der Prosperity. Und gediehen.

Ganz Amerika in der Zeit nach dem Sezessionskrieg gleicht einem emsigen Bienenschwarm. Oder einer Schar betriebsamer Ameisen. Das ganze riesige Land wurde dem Menschen dienstbar gemacht. Wurde unter seine Kontrolle gestellt. Wurde verteilt. Und die mühsame Arbeit des Menschen belohnte es mit Wohlstand, sogar Reichtum. In diesem großen Land fanden Dutzende von Millionen Menschen Platz. Keiner behinderte den anderen. Für alle war Raum genug vorhanden. Fürwahr ein glückliches Land!

Und doch beging man einen Fehler, als man daranging, dieses Land wirtschaftlich in Besitz zu nehmen: man ließ sich zu wenig Zeit. Europa hatte seine organische Entwicklung durchgemacht, an die es sich halten konnte, hatte seine festen Produktions- und Absatzgebiete, die ihm sicher waren, hatte einen festen Arbeiterstamm, der sich alljährlich in einem bestimmten, im voraus berechenbaren Maß vergrößerte. Amerika kannte keine von diesen festen Größen, baute auf einer improvisierten Unterlage das größte Wirtschaftsgebäude auf, das die Welt je gesehen hat. Aber eines hatte es mit Europa gemeinsam: die Kinderkrankheiten der wirtschaftlichen Emanzipation. In Amerika kämpfte das Individuum seinen Daseinskampf allein aus, auf sich ganz allein angewiesen, und eben darum mit einer Härte, die Europa nicht kannte. Kein amerikanischer Arbeiter kannte die Vorteile der Sozialversicherung: er schuftete, solange die Knochen hielten, und mußte dann

von dem leben, was ihm sein arbeitsreiches Leben eingebracht hatte. Besaß er keine Ersparnisse, so sah es böse mit ihm und den Seinen aus.

Das ganze amerikanische Wirtschaftsleben in den langen Friedensjahren zwischen dem Bürgerkrieg und dem Weltkrieg wird bestimmt von der Notwendigkeit, daß jeder Arbeitsfähige sich, solange er gesunden Leibes ist, genug zusammenverdienen muß, um davon nachher, wenn die Knochen zu alt geworden sind, leben zu können. Die Helpyourself-Methode ist sicherlich der härteste Daseinskampf, den die Welt kennt, aber gleichzeitig auch diejenige Methode, die am wirksamsten den Starken vom Schwachen trennt. Der Kampf zwischen stark und schwach ist nirgendwo in so ausgeprägter Form ausgetragen worden (und wird noch ausgetragen) wie in den Vereinigten Staaten. Dieses System des Raubbaues an der Person, dem sich der Raubbau am Boden zugesellte, schuf gerade in der Union zuerst den krassen Gegensatz zwischen reich und arm, der wohl in keinem anderen Land so scharf zutage tritt wie hier. Es mag einleuchtend erscheinen, daß bei dem wirtschaftlichen Kampf um das große freie Land auch neue und harte Methoden angewandt werden mußten, daß hier keine „Sentimentalität" am Platze war. Aber dieser ganze Kampf stand zu sehr unter dem Zeichen der Improvisation und der forcierten Entwicklung, als daß eine krankhafte Zuspitzung der sozialen Gegensätze hätte ausbleiben können. Die Entwicklung ging zu schnell vor sich, übersprang notwendige Entwicklungsstufen. Das war die Gefahr.

In der ganzen Periode zwischen dem Bürgerkrieg und dem Weltkrieg, während deren sich der riesenhafte wirtschaftliche Aufschwung der Vereinigten Staaten vollzog, wurden die Ideale, für die man in den Bürgerkrieg gezogen war, nach und nach ersetzt durch materielle Fragen des Daseinskampfes. Mit anderen Worten: die Politik trat gegenüber der Wirtschaft in den Hintergrund. Damit wurde der Geschichte der Vereinigten Staaten in diesem Zeitraum ein ganz veränderter, neuer Ausdruck verliehen. Der Bürgerkrieg hatte die politische Situation im Lande bereinigt, hatte an die Stelle der losen Föderation ein einheitliches Reich gesetzt, das zwar nach föderativen Gesichtspunkten verwaltet wurde, aber doch auf einheitlicher nationaler Grundlage, die nicht mehr angetastet wurde. Damit hatte die Nation die Möglichkeit, sich ausschließlich der Erschließung des eigenen Landes zu widmen, ohne Rücksicht auf politische Probleme, die noch

zu lösen wären. Amerika wandte der Politik den Rücken zu. Aus der Nation der Freiheitskämpfer wurde eine Nation von Arbeitern, Farmern, Industrie-bosses, Kaufleuten. Und diese Veränderung war nicht ohne Einfluß auf die geistige Umformung des Amerikanismus.

Die amerikanische Mentalität erhielt in dieser Periode einen so hohen Zuschuß ausgesprochen materieller Ingredienzien, daß man versucht sein könnte, jetzt schon von einem materialisierten Amerikanismus zu sprechen, der an die Stelle der „Idee" trat. Und was war geschehen, daß es hierzu kommen konnte? Nichts anderes, als was nicht auch in Europa eingetreten war: die Kommerzialisierung des nationalen Lebens. Aber es kommt darauf an, wie diese Kommerzialisierung vor sich gegangen war, welche Wege sie beschritten hatte und welches das Ergebnis war. Der hemmungslose, von stärkstem Optimismus getragene Unternehmungsgeist, der das junge amerikanische Volk beseelte, hatte zur Zusammenballung gleichlaufender Interessen geführt. Es bildeten sich mit der Zeit wirtschaftliche Blocks, Interessengemeinschaften, die durchaus nicht nur den Zweck hatten, eine Vereinfachung und Verbilligung der Arbeits- und Produktionsmethoden zu erreichen. Als markanteste Erscheinungen dieser Art kann man wohl die Bildung der Eisenbahn- und Stahltrusts bezeichnen. In den Händen dieser Trusts waren gewaltige Kapitalien konzentriert, wodurch sie eine Macht auszuüben imstande waren, die für die Nation ins bedrohliche wuchs. „Als die Eisenbahn zum ersten Male in die Ebenen des Westens vordrang, wurde sie als ein Wunder betrachtet, das die Phantasie der Menschen entzündete. Später kam dann eine Zeit, da wurden die Eisenbahnen, da sie unter der Herrschaft von Männern standen, die leider keinen Blick für das Allgemeininteresse hatten, von jenen selben Menschen als ein gefräßiger Polyp betrachtet, der sie zu Tode würgte und ihnen die Lebenskraft aussog *).

Bei den amerikanischen Eisenbahnen setzte sich eine Machtkonzentration durch, die mit einer organischen Entwicklung nichts mehr zu tun hatte. Das Motiv der berechtigten Konkurrenz schuf ein wirres Netz von Systemen, die zum Teil dieselben Städte und Landstriche berührten, sich damit die heftigste Konkurrenz machten. Um diese Konkurrenz zu schlagen, sie mundtot zu machen, gingen die größeren Gesellschaften

*) Franklin D. Roosevelt, Blick Vorwärts (Looking Forward), S. Fischer-Verlag, S. 128.

dazu über, die kleineren und finanziell schwächeren zu schlucken. Man kaufte sie auf, nachdem man sie finanziell an die Wand gedrückt hatte. So entstanden die großen Eisenbahntrusts, von denen jeder einzelne viele Tausende von Meilen kontrollierte. Es liegt auf der Hand, daß der Leidtragende bei dieser Konzentration die Wirtschaft war, denn sie sah sich gezwungen, die Frachten zu bezahlen, die die Monopolgesellschaften für gut erachteten. Als die Konkurrenz noch lebte, unterbot die eine Gesellschaft die andere. Das war jetzt vorbei.

Die Eisenbahnen Amerikas haben wohl den entscheidenden Faktor zur Erschließung der weiten Gebiete des Westens abgegeben. Ohne die Bahnen würde diese Erschließung und tatsächliche Inbesitznahme dieser unbesiedelten Gebiete niemals in dieser Form und mit dieser Schnelligkeit erfolgt sein. Damals waren die Eisenbahnen Wegbereiter der Zivilisation, nach der Vertrustung waren sie ein Alp, eine unverdauliche Kost, die der Nation schwer im Magen lag. Die amerikanische Freiheit der persönlichen Initiative, die Abneigung gegen jede Staatseinmischung, ganz gleich, wie sie geartet war, ebnete der Machtkonzentration in den Händen weniger Monopolträger den Weg. Es wuchsen Riesentrusts wie Pilze in die Höhe, nicht nur bei den Eisenbahnen, sondern auf allen Gebieten der amerikanischen Wirtschaft. Die Stahlproduktion stand den monopolistischen Tendenzen der großen Eisenbahngesellschaften in nichts nach, noch weniger das Bank- und Versicherungswesen.

Überall im ganzen großen Lande kämpfte in den letzten fünfzig Jahren vor dem Weltkrieg die Macht des angesammelten und konzentrierten Großkapitals mit der Masse der Nation, die für dieses Großkapital arbeitete. Solange die amerikanische Wirtschaft noch im inneren Aufbau begriffen war, blieben die Methoden dieses Kampfes noch in gemäßigten Bahnen, das heißt, der Kampf zwischen Kapital und Arbeit wurde durch die starke Nachfrage nach Arbeitskräften gemildert. Die Arbeitslöhne waren in jener Zeit nicht schlecht. Jeder verdiente; der Arbeiter seinen Lebensunterhalt, wohl auch noch mehr, konnte Rücklagen machen, er war beteiligt an dem nationalen Wirtschaftsaufbau, der an allen Ecken einsetzte. Das arbeitgebende Kapital aber verdiente unvergleichlich mehr. Es wurde die Mannigfaltigkeit der an es herantretenden Aufgaben zu einem Verdienstfaktor ersten Ranges für die Industrie. Das zur Verfügung stehende nationale

Kapital reichte nicht aus, um die Arbeiten durchzuführen, die notwendig waren, um das Land zu erschließen, so daß ausländisches Kapital in erheblichem Maße mit herangezogen werden mußte, besonders bei der Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes und der industriellen Produktionsanlagen.

Die durch nichts gehemmte Souveränität der individualistischen Freiheit führte auch zu einer hemmungslosen Ausbeutung, nicht nur des Arbeiters selbst, sondern auch des Landes, des Bodens. Ein standesbewußtes Bauerngefühl gab es nicht. Derjenige, der den Boden bearbeitete, tat dies nicht, weil er sich mit diesem Boden irgendwie verbunden fühlte, sich als Teil dieses Bodens betrachtete, sondern er tat es, um Geld zu machen. Die Arbeit wurde verrichtet, ohne in ihr etwas anderes zu sehen als eine notwendige und zweckentsprechende Methode, um möglichst schnell zu Geld zu kommen. Alles ging in diesem Lande „möglichst schnell", das Geldverdienen, das Geldausgeben, die Eroberung des Westens, das Vortreiben von Eisenbahnlinien, der Aufbau einer nationalen Industrie, alles ging in einem Tempo vor sich, das Europa eine erstaunte Bewunderung abzwang. In Europa ging das alles viel gesetzter, langsamer, überlegter vor sich. Da wurde ein Steinchen auf das andere gesetzt, Vor- und Nachteile reiflich erwogen, nichts übereilt. Anders Amerika. Amerika hatte keine Zeit. Es glaubte, es habe einen Vorsprung von Jahrhunderten, den Europa hatte, in wenigen Jahrzehnten nachzuholen. Amerika arbeitete wie besessen. Es gönnte sich kaum Ruhe. Ruhe war Luxus. Und Luxus war in jenen Jahren in Amerika ein unverzeihliches Verbrechen, das nur diejenigen begehen durften, die den Daseinskampf bereits erfolgreich bestanden hatten. Die Nation arbeitete. Aber sie arbeitete ungleich.

„Von allen Völkern der Erde hat das unsre die Zukunft vor sich", meinte Theodore Roosevelt in einer Rede im Jahre 1894. „Wir genießen außergewöhnliche Vorteile, werden aber auch durch außergewöhnliche Gefahren bedroht." Die Vorteile, die der amerikanischen Nation zur Verfügung standen, kennen wir. Sie bestanden nicht nur im Besitz eines riesigen, fast menschenleeren Raumes, der die reichsten Bodenschätze enthielt und eine der größten Kornkammern der Welt zu werden versprach. Ein großer Vorteil für das Land war es auch, daß es sich seine Bevölkerung selbst aussuchen konnte, daß es darüber bestimmen konnte, wer als Einwanderer in das Land aufgenommen

wurde und wer nicht. Amerika hatte die Wahl. Es nahm sich aus dem ungeheuren Angebot europäischer Menschen die besten und ließ durch sie das Land erschließen. Sicher waren unter dem Strom dieser Völkerwanderung auch viele zweifelhafte Existenzen, aber sie kamen in den amerikanischen Schmelztiegel ebenso wie die guten Elemente. Kapital und Menschen kamen zum guten Teil aus Europa, aber als ob die freie Luft des Atlantischen Ozeans alles spezifisch Europäische von ihnen genommen hätte, so widerstandslos fügten sich diese Millionen Menschen in den amerikanischen Lebensstrom. Und dem Kapital ging es nicht anders. Es wurde in einer Weise eingesetzt, wie man es in Europa nicht für möglich gehalten hätte. In diesem Lande ging man mit lächelnder Miene die größten Risiken ein, baute Eisenbahnen durch wüste, öde Landstriche, durch die noch feindselige Indianertrupps streiften. Europa wäre sicher erst darangegangen und hätte das Land von diesen Trupps gesäubert, bevor es die Bahnen baute. Amerika kümmerte sich nicht um die Braunen. Die Bahnen setzten sich durch. Damit basta.

Wenn wir darüber nachdenken, worin der fundamentale Unterschied zwischen der europäischen und der amerikanischen Wirtschaftsauffassung besteht, so müssen wir erkennen, daß er in der Jugend des amerikanischen Volkes liegt. Und diese Jugend besteht ja immer noch, denn mit jedem neuen Einwandererstrom verjüngte sich ja dieses Volk wieder, bekam wieder neues, fremdartiges Blut, so daß die amerikanische Nation bis auf den heutigen Tag keine geschlossene nationale Einheit darstellt. Jugend ist stürmisch. Und hemmungslos. Draufgängerisch. Unternehmungslustig. Hat schlechtes Sitzfleisch. Jugend mag nicht warten. Sie will schnell fertige Resultate sehen. Will nicht lange überlegen und abwägen, will handeln. Und diese ganzen Attribute der Jugend sind ebenfalls Attribute der amerikanischen Nation. Nicht etwa im schlechten Sinne. Nein, im guten. Jugend hat nichts Meditatives, sie stürmt voran.

Auch Amerika stürmte voran. Ungeachtet aller Gefahren, deren es lachte. Es bildete sich jener Rauhreitergeist, jene Cowboymentalität, der die amerikanische Nation immerhin einen Mann wie Theodore Roosevelt verdankte. Diese Leute, die den wilden, freien Westen besiegten, als sei er eine zahme, kultivierte europäische Landschaft, diese Leute wurden zum Nationalsymbol der Amerikaner. Sie ritten wie der

Teufel, brachen Stiere, schossen wie der Blitz. Sie eroberten sich das Herz des Volkes. Jeder Städter war stolz darauf, diese Leute zu Landsleuten zu haben, die Gott und den Tod nicht fürchteten. Sie wurden zum Symbol des alten freien Amerikanertums, jenes Amerikanismus, der aus der Freiheit des Landes und seiner Institutionen die Kraft gezogen hatte.

Aber dieses freie Amerikanertum wurde im Daseinskampf des einzelnen eine Schablone der täglichen Routine. So wie ein Jüngling glaubt, das Leben im Sturme erobern zu können, so glaubte dieses junge Amerika, sein großes Land, und mehr noch, die ganze Welt, erobern zu können. Amerika fing diese Laufbahn damit an, daß es dem einzelnen ein Höchstmaß an persönlicher Freiheit garantierte. Und es war das Unglück der amerikanischen Nation, daß sich in ihren Reihen auch Bürger befanden, die diese Freiheit benutzten, um eine wirtschaftliche Macht an sich zu reißen, die große Teile der Nation in Abhängigkeit bringen mußte. In keinem anderen Lande der Welt hat der Trustgedanke sich in so starkem Maße durchgesetzt wie in Amerika, nirgendwo auch die wirtschaftliche Anonymität solche Triumphe gefeiert wie dort. Dies mußte so kommen, weil der Staat darauf verzichtet hatte, auch nur den geringsten Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes zu nehmen. Der Zeitraum von fünfzig Jahren bis zum Eintritt Amerikas in den Weltkrieg steht ganz im Zeichen einer vordringenden Wirtschaft, die sich anschickt, die Politik maßgebend zu bestimmen. Die grenzenlose Freiheit der persönlichen Initiative auf der einen, die vollständige Zurückhaltung des Staates von allen Dingen der wirtschaftlichen Sphäre auf der anderen Seite ist bestimmend für die Entwicklung, die Amerika in diesem Zeitalter genommen hat. Während das ganze achtzehnte und die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts im Zeichen der politischen Emanzipation stand, so standen die folgenden fünfzig Jahre fast ausschließlich im Banne einer Macht usurpierenden Wirtschaft. Niemand wird dies in Erstaunen versetzen. Denn wo soll man die Grenze ziehen zwischen nützlicher staatsbürgerlicher Betätigung und monopolistischem Machtmißbrauch, wenn selbst die berufenste Kontrollinstanz, der Staat, davor zurückschreckt, zugunsten der Allgemeinheit einzugreifen? Dem amerikanischen Staat aber erschienen die „freiheitlichen Rechte“ des einzelnen so heilig, so unantastbar, so völlig in Übereinstimmung mit der Mentalität der

Nation, daß er es nicht vermochte, zum Schutze derjenigen einzugreifen, die der machtmonopolistischen Willkür am stärksten ausgesetzt waren.

Was soll man dazu sagen, wenn in den Vereinigten Staaten sogar ein Riesenbrottrust entstand, der über ein Kapital von 500 Millionen Dollar verfügte, zahlreiche freie Bäckereien vernichtete und ein Brotmonopol einführte, wie es wohl einzigartig in der Welt dastand? Oder wenn die American Tobacco Co. drei Viertel des nationalen Tabakkonsums kontrolliert? Wo ist hier die Grenze der Vernunft zu ziehen? Liegt hier nicht ein grandioser Fehler in der Auffassung vom Wesen und den Funktionen des Staates und der Wirtschaft? Sind denn Staat und Wirtschaft in der amerikanischen Auffassung zwei wesensfremde Begriffe? Stehen sie sich etwa feindlich gegenüber, so daß sie durch eine unübersteigbare Mauer künstlich voneinander getrennt werden müßten? Diese Fragen ergeben sich für den Europäer, insbesondere für den Deutschen, der zwischen Staat und Wirtschaft nicht nur keine Mauern duldet, sondern im Gegenteil sogar eine feste Relation zwischen beiden sieht.

Gewiß, die Nation befand sich in einem wirtschaftlichen Aufschwung, der die ganzen Jahre zwischen dem Bürgerkrieg und dem Weltkrieg ausfüllte. Aber dieser Aufschwung, genannt Prosperity, war bedingt durch eine nationale Aufgabe. Diese Aufgabe hieß: wirtschaftliche Angliederung des politisch eroberten Landes. Bei der Eroberung hatte der Staat das entscheidende Wort gesprochen, weil der einzelne machtlos war und hier nur die Organisation der Gesamtheit zählte. Als das politische Ziel einmal erreicht war, gab der Staat die Zügel aus der Hand: er verlor seine wirtschaftliche Souveränität. Und in dieser Souveränität liegt die Wurzel für die Verzerrung der amerikanischen Wirtschaft. Die Zügel wurden einem Volk anvertraut, das zwar vom besten Willen beseelt war, das aber infolge seiner politischen und erst recht wirtschaftlichen Unerfahrenheit nicht wußte, wie diese Zügel zu handhaben waren. Erst als sich die zweite Macht im Staat gebildet hatte, als der einzelne Bürger zwischen sich und der Regierung das Vorhandensein einer Macht erkannte, die stärker war als er und der Staat, da erkannte man, daß man in der wirtschaftlichen Liberalität doch zu weit gegangen war. Die kapitalistische Großspekulation drückte den selbständigen Gewerbetreibenden, den „kleinen Mann" vollends an

die Wand. Und schlimmer noch: das Großkapital kaufte nicht nur die beklommene Konkurrenz, es kaufte auch den Staat. Und damit drohten Großkapital und Staat identisch zu werden, eine Entwicklung, die das amerikanische Volk in den Weltkrieg getrieben hat und sein Wirtschaftssystem ruinierte.

Warum der Staat nicht rechtzeitig eingriff, als er die Quellen der Gefahr erkannte? Wetterte nicht schon Theodore Roosevelt, wetterte nicht auch Wilson gegen die Vertrustung der nationalen Wirtschaft? Die Macht dieses Kapitals zu brechen hieß ungefähr das gleiche, als wenn ein europäischer Staat sich anschickte, die Klöster aufzuheben oder den Großgrundbesitz zu enteignen, beides Maßnahmen, die gewöhnlich erst auf eine revolutionäre Umgestaltung zu folgen pflegten. Aber Amerika war noch nicht reif für eine solche revolutionäre Änderung der Dinge, dazu war es noch zu jung. In Europa bedeuteten diese Maßnahmen einen notwendigen Aderlaß, verursacht durch eine Blutstauung an besonders empfindlichen Stellen des Körpers der Nation. Aber Amerika war ja noch so jung. Es brauchte noch keinen Aderlaß. Im Gegenteil, es verdaute die Kräfte, die das übersättigte Europa ihm herübersandte, jedes Jahr Millionen.

Amerika tat nichts gegen diese bedrohliche Entwicklung der freien Republik zur plutokratischen Oligarchie, weil es noch genug Reserven zu haben glaubte, auf die es sich zu stützen vermochte. Aber diese Reserven lagen nicht im System, sie bestanden nur noch in kultivierbarem Boden, in freiem Raum, der aber nicht mehr, wie ehedem, von freien Menschen besiedelt wurde, sondern von Individuen, die genau so unter der Kontrolle der Plutokraten standen wie die Industriearbeiter oder die Gewerbetreibenden. Der Preis, den sie für ihren Weizen erhielten, wurde an der Börse manipuliert, daß heißt, war die Ernte gut, so ging der Preis herunter, war sie schlecht, ging er herauf. Der Farmer erhielt also für sein Produkt, ob er viel produzierte oder wenig, fast immer den gleichen Erlös. Obwohl die Welt den amerikanischen Weizen willig aufnahm, wenigstens in jenen ruhigen Zeiten vor dem Weltkrieg, sorgte der „Ring“ in Chikago dafür, daß der Vorteil einer guten Ernte nicht ihnen, den Farmern, in die Tasche floß, sondern jenen Händlern, die sich zu einem Weizentrust zusammengeschlossen hatten und nicht nur die Weizenmanipulierung beherrschten, sondern auch mit den Speichergesellschaften unter einer Decke steckten.

Wenn ein Farmer versuchen wollte, seinen Weizen wegen des augenblicklich schlechten Preises einzulagern, um einen besseren Preis abzuwarten, so schraubten die Elevatorengesellschaften die Lagergebühren dergestalt in die Höhe, daß dem Farmer keine Aussicht auf einen vorteilhafteren Verkauf verblieb. So zog der organisierte, vollständig vertrustete und verjudete Zwischenhandel den Profit aus der wirtschaftlichen Erschließung des Westens und Mittelwestens, während der Produzent, der Farmer, arm blieb, mit ängstlicher Miene den Getreidekurszettel verfolgte, auf dessen Tendenz er, der Produzent, nicht den geringsten Einfluß hatte.

Der amerikanische Boden gab eine Unsumme von Reichtum her, gewiß, aber dieser Reichtum kam niemals in die Taschen derjenigen, die das Land bearbeiteten, sondern derjenigen, die mit der Arbeit des Farmers einen schwunghaften Handel trieben. So vertrustete auch der amerikanische Boden, jener „freie“ Boden, um den die freien Amerikaner gegen Engländer, Franzosen, Spanier, Mexikaner, Indianer gekämpft hatten. Die große Stadt und die große Trustorganisation übernahm die Kontrolle über dieses Land. In Chikago beschloß man, was der Farmer für seine mühevolle Arbeit bekommen solle. Und wenn dann die Spekulation in Chikago den gesamten Weizen zu niedrigen Preisen aufgekauft hatte, dann, ja dann ging der Weizenpreis sprunghaft in die Höhe, dann wurde der kaufwilligen Welt erzählt, die Ernte sei in Wahrheit schlecht gewesen, man müsse leider die Preise heraufsetzen. Und so wurden sie reich, diese Trusts, diese Großhandelsgesellschaften, wurden immer reicher, mächtiger. Und gleichzeitig wurde der Farmer immer arbeitsunlustiger, immer unfreier, immer abhängiger. Bis seine „Freiheit“ nur noch in der Sehnsucht nach ihr bestand.

Man nannte diese Entwicklung „wirtschaftliche Konzentration“, eine wahrlich schamlose Umschreibung eines wirtschaftlichen Erdrosselungsprozesses, der den einzelnen Arbeiter, Farmer, Gewerbetreibenden der Willkür einer kleinen Gruppe von skrupellosen Geschäftsleuten auslieferte, die die verfassungsmäßigen Freiheiten dazu benutzten, ein Ausbeutungssystem zu schaffen, das in der Welt einzigartig dasteht. Selbst Franklin D. Roosevelt erscheint es zu arg: „Wenn der Prozeß der ‚Konzentration‘ mit der gleichen Schnelligkeit fortschreitet, wird in abermals hundert Jahren die gesamte amerikanische

Industrie unter der Kontrolle von einem Dutzend großer Konzerne stehen und von vielleicht hundert Personen geleitet werden. Offen gesagt, wir steuern geradeswegs auf die Entstehung einer wirtschaftlichen Oligarchie zu, wenn wir nicht gar schon dort angelangt sind."

Wirtschaftliche Konzentration in dieser Wortbedeutung heißt nichts anderes als die ad absurdum geführte „persönliche Freiheit" des einzelnen. Welchen Wert haben die verfassungsmäßig verbrieften Rechte des Bürgers, wenn er im Verlauf seiner normalen wirtschaftlichen Betätigung stets auf die Mauer der Oligarchie stößt, die seine Schaffenskraft lahmlegt oder in Bahnen lenkt, die er als äußerst unfrei empfinden muß? Besteht dann nicht die persönliche „Freiheit" nur noch in der Theorie der Verfassung? Ja, man kann noch weiter gehen und sagen, daß diese Entwicklung, die zur Machtusurpation einzelner führte, die Verfassung, auf die ihre Gründer so stolz waren, selbst ad absurdum geführt hat. Welchen Wert aber hat eine Verfassung, wenn sie dem Wirtschaftsdemagogen die Möglichkeit gewährt, die Interessen seiner Mitbürger zu schädigen, ohne daß die Gesamtheit der Nation sich dagegen aufzulehnen vermag? Lag denn wirklich in der Struktur der amerikanischen Verfassung der Anreiz oder auch nur der Ausgangspunkt für diese verzerrte Entwicklung der amerikanischen Wirtschaft? Nein. Diese Entwicklung war nur möglich, weil einzelne Bürger es vermochten, ihre wirklichen Rechte zu übertreiben, diesen Rechten der „persönlichen Kompetenz" eine Auslegung zu geben, die mit dem wahren Geist der Verfassung nicht mehr in Einklang zu bringen war.

Daß dies kommen konnte, ist nicht so sehr Schuld der Verfassung, sondern kommt auf die Rechnung jener eigenartigen Bevölkerungszusammensetzung, aus der die amerikanische Nation besteht. Als die Verfassung erlassen wurde, war die amerikanische Bevölkerung ziemlich geschlossen angelsächsisch, und diesem angelsächsischen Geist, der zum ersten Male die Freiheit geatmet hatte, entsprach die Verfassung von 1787. Nachdem alle Welt Millionen Menschen nach Amerika geschickt hatte, als aus dem ursprünglichen Angelsachsentum amerikanischer Prägung eine kosmopolitische Nation geworden war, war gleichzeitig die Grundlage ihrer Einstellung zur Verfassung eine andere geworden. Die europäische Völkerwanderung, die sich nach den Vereinigten Staaten ergoß, sogar ziemlich wahllos ergoß, war

dorthin gezogen, weniger um verfassungsmäßige Freiheit zu genießen, als um wirtschaftlich emporzuklettern. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in den Jahren bis zum Weltkriege, bestanden in den meisten europäischen Staaten, wenigstens in den bedeutendsten, ähnliche verfassungsmäßige Rechte wie in den Vereinigten Staaten. Die Unterschiede, die in diesem Punkt wirklich noch bestanden, waren für den einzelnen von nicht mehr erheblicher Bedeutung. Deutschland hatte seine konstitutionelle Monarchie ebenso wie England, Frankreich hatte seine bürgerliche Freiheit, nur Rußland bildete eine Ausnahme von dem konstitutionellen Reigen der europäischen Völker. Aber die Einwanderung der Russen nach Amerika ist niemals von derselben Bedeutung gewesen wie etwa die deutsche, englische oder italienische. Diese Deutschen, Italiener, Engländer wanderten nicht nach den Vereinigten Staaten aus, um sich dort einer „freiheitlicheren" Luft zu erfreuen, sondern um wirtschaftliche Vorteile zu erringen. Europa war ihnen „zu klein" geworden. Und sie erwarteten von Amerika, daß es ihrer Initiative größere Regsamkeit gestattete.

Diese Leute bekümmerten sich nicht viel um die amerikanische Verfassung, dafür hatten sie meist gar keine Zeit. Sie wollten wirtschaftlich vorwärtskommen. Sie waren fest entschlossen, zu diesem Zweck ihre Ellenbogen zu gebrauchen, ihre ganzen Kräfte einzusetzen. Wir wissen, daß diese Ellenbogenfreiheit heute zu den markantesten Nationaleigenschaften des Amerikaners gehört. Für diese Millionen gab es nur eines: aus der wirtschaftlichen Enge und Abhängigkeit, in der Europa sie gehalten hatte, herauszukommen. Sie hatten genug von wirtschaftlicher Demut. Sie wollten herrschen. Reich werden. Den Reichtum benutzen und a u s nutzen.

Wenn man die Dinge, wie sie dann ihren Lauf nahmen, von diesem Gesichtswinkel aus betrachtet, kommt man zu der Überzeugung, daß die Trustgewalt keine „amerikanische" Erfindung ist, sondern das Endprodukt eines kosmopolitischen Herrscherwillens, international orientiert. Der Kampf ums Dasein, wie er sich in Amerika im vergangenen Jahrhundert abgespielt hat, drängte eben alle verfassungsmäßigen Rücksichten zurück, aber auch alle anderen Rücksichten, die in Europa den einzelnen verhinderten, Macht zu usurpieren. Man erfand in jener Zeit das Attribut Amerikas, indem man von dem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" erzählte. „Der wirtschaftliche Riese

Amerika findet die starken Wurzeln seiner Kraft im Boden seines Landes, und dieser gewährt ihm nach jedem Sturm und Drang für stets neues Aufschnellen jene unbegrenzten Möglichkeiten, von denen ich immer gesprochen habe. Und Amerika, glücklicher als Antäus, ist von der Mutter Erde und damit von der nimmer versiegenden Quelle seiner Kraft niemals loszureißen.“ Dies ist wiederum ein Beweis dafür, wie wenig doch der wahre Charakter Amerikas von denjenigen erkannt wird, die sich anschicken, über ihn zu schreiben. „Unbegrenzte Möglichkeiten“ (ganz abgesehen davon, daß jede Möglichkeit auch ihre Begrenzung in sich trägt) gibt es in jenem Lande nicht. Man wäre der Wahrheit näher gekommen, wenn man gesagt hätte, daß man in Amerika größere Möglichkeiten hat, seine Ellenbogen zu gebrauchen, daß man weniger Rücksichten zu nehmen hat als in Europa. Damit hätte man den Nagel auf den Kopf getroffen.

Dieses Amerika mit seinem gigantischen wirtschaftlichen Aufstieg war für Europa zunächst ein Rätsel. Ein Gegenstand der uneingeschränkten Bewunderung. Alles, was Amerika tat, war „grandios“, „fabelhaft“, „echt amerikanisch“. Man bemühte sich in Europa durchaus nicht, darüber nachzudenken, worin wohl die Ursache dieser „Grandiosität“ liege. Man akzeptierte die These, daß Amerika alles größer, besser, schneller mache als Europa. Man fabulierte von einem Yankeegeist, der keine Schwierigkeiten kenne, dem alles gelinge. Dollarmillionär wurde das Symbol Amerikas. Und Europa glaubte, daß dieser groteske Aufschwung mit der individuellen Freiheit der „persönlichen Kompetenzen“ zusammenhänge, ja von dieser bedingt werde.

Das Gegenteil war der Fall. Sicherlich hat diese enorme Freizügigkeit in der amerikanischen Wirtschaftsauffassung entscheidend dazu beigetragen, daß sich dieses Land in kürzester Zeit zu einer der ersten Wirtschaftsmächte der Welt emporschrauben konnte. Das ist richtig. Amerika verdankt dies der ungehemmten persönlichen Initiative. Aber es verdankt ihr auch, daß eine Machtkonzentration sich bilden konnte, die einen wolkenkratzerartigen Wirtschafts*imperialismus* schuf. Richtig ist auch, daß der amerikanische Wirtschaftsimperialismus auf einer ähnlichen Linie liegt wie der ursprüngliche Amerikanismus, und aus diesem sogar seine Kraft bezogen hat. Aber daß diese Kraft sich bei wenigen Männern oder Cliquen konzentrierte, war unamerikanisch, sowohl in der Auffassung wie im Ergebnis. Diese Konzentration der

Wirtschaftsmacht war der Ausfluß einer kosmopolitisierten Gesinnung, die sich vom reinen Amerikanismus immer weiter entfernte. Die „neue Generation", die sich zum weitaus größten Teil aus fremden, erst amerikanisierten Elementen zusammensetzte, hatte wenig Verständnis für die Ideale der alten Amerikaner, die zur Gründung des Staates und der Nation geführt hatten, ja sie kannte diese Ideale kaum dem Namen nach. Wie sollte sie auch? War sie nicht ausgiebig damit beschäftigt, Dollars zu machen? Wahrlich, so banal dies auch klingen mag: der Dollar verdrängte die Ideale. Er selbst wurde zum Ideal all jener Menschen, die ihm zuliebe nach Amerika strömten, nicht etwa der freiheitlichen Ideale wegen. Und indem der Dollar das Wenige an Tradition in den Hintergrund drängte, schuf er sich selbst seine Freiheit. Damit wurde der Dollar souverän.

Der Staat glaubte diese neue Souveränität nicht beschränken zu dürfen. Er sah in ihr, was uns in Erstaunen setzen mag, einen Bestandteil der bürgerlichen Freiheit. Sicherlich gehört die wirtschaftliche Beweglichkeit zu den Grundprinzipien der bürgerlichen Freiheit. Aber es gibt Unterschiede. So ist es ein großer Unterschied, ob eine homogene, traditionsschwere Nation sich anschickt, diese wirtschaftliche Beweglichkeit auszuüben, oder ein unfertiges, heterogenes Volk, dessen ethnologische Zusammensetzung sich fast von Stunde zu Stunde ändert. In diesem ständigen Wechsel des nationalen Komplexes lag für den amerikanischen Staat die Warnung, vor Übersteigerungen auf der Hut zu sein. Aber der Staat überhörte diese Warnungen. Er glaubte, daß die Schmelzkraft des Amerikanismus groß genug sei, um die Heterogenität zu beseitigen, bevor sie wirksam werden konnte. Diese Spekulation war falsch. Denn sie irrte sich im Motiv. Die Heterogenität war stärker als der Amerikanismus, dem sich der Völkerstrom der Einwanderer in keiner Weise anschloß. Ich sagte ja schon, daß diese Einwanderer zwar amerikanisiert, aber damit nicht zu Amerikanern wurden. Sie paßten sich den Lebensgewohnheiten des Gastvolkes an, taten dies sogar mit frappierender Schnelligkeit, aber sie stiegen nicht in die Konsequenzen des Amerikanertums hinein. Dazu waren sie nicht nach Amerika gekommen. Und doch war dies für Amerika von der größten Wichtigkeit. Freiheit gibt Rechte, aber sie verlangt auch Pflichten. Zwar verstand die heterogene Nation sehr bald die ihr zustehenden Rechte, aber die ihr obliegenden Pflichten

störten sie offenbar in der Ausübung ihrer wirtschaftlichen Freiheit. Was wollen vier oder fünf Millionen „Stamm"-Amerikaner besagen gegenüber einer gleichberechtigten Phalanx von 60 oder 70 Millionen eingewanderter „Amerikaner"? Erscheint es uns nicht verständlich und sogar logisch, daß sich der Geist des Amerikanismus ändern mußte, als Amerika anfing, seine völkische Kraft vom Ausland, von einem fremden Erdteil zu beziehen, der auf anderem weltanschaulichem Boden stand als es selbst? Glaubte Amerika wirklich, daß es ihm, seinen wenigen Millionen, gelingen werde, diese überwältigende Mehrheit andersdenkender Menschen zu bekehren, „sie zu Amerikanern zu machen", wie man sich einredete? Gewiß, man machte sie zu Mitbürgern. Aber sie fühlten und dachten im Innern anders, unamerikanisch, europäisch. Und in diesem Zwiespalt der Auffassung vom Wesen der Nation liegt die erste und hauptsächliche Ursache für die Übertreibung, der die Wirtschaft ausgesetzt wurde.

Wirtschaftliche Oligarchie widerstrebt dem amerikanischen Charakter. Und doch ist es hierzu gekommen. Oder ist es etwas anderes als Oligarchie, wenn einige mächtige, vom Staat nicht behinderte Cliquen darüber zu bestimmen haben, welchen Preis der Farmer für seinen Weizen, für sein Vieh, welchen Lohn der Arbeiter bekommen soll? Ist es etwas anderes als Oligarchie, wenn ein mächtiger Trust darüber entscheidet, was die Nation für ein bestimmtes Produkt zu bezahlen hat? Wenn derselbe Trust, geleitet von einer Handvoll skrupelloser Männer, die selbständige Konkurrenz erschlägt, ruiniert, sich angliedert, damit aus selbständigen Existenzen Sklaven macht? Das alte Amerika hatte gegen den Gedanken, daß jemand zu einer Arbeit gezwungen werden könne, rebelliert, war sogar vor einem blutigen Bürgerkrieg nicht zurückgeschreckt, um diesem Gedanken den Todesstoß zu versetzen. Das neue, heterogene Amerika fand nichts darin, wenn Tausende und aber Tausende friedlicher, gewerbetreibender Bürger von einer Handvoll Wirtschaftsdemagogen ruiniert und zu abhängiger Arbeit gezwungen wurden. Es fand auch nichts dabei, wenn Millionen Arbeiter für dieselben Demagogen zu arbeiten gezwungen wurden, zu Löhnen und Arbeitsbedingungen, auf die sie, die Arbeiter, und auch der Staat nicht den geringsten Einfluß auszuüben vermochten. Das war nichts anderes mehr als eine Diktatur der Oligarchie, eine wirtschaftliche Ausbeutungsherrschaft, deren soge-

nannte Legalität niemand anzutasten wagte. So weit war der Geist des Amerikanismus schon in Vergessenheit geraten, daß fast eine ganze Nation zu Heloten von big business werden konnte. Ein erstaunliches Ergebnis für einen so kurzen Zeitraum, wie fünfzig, sechzig Jahre es sind.

Man ist leicht geneigt, die wirtschaftliche Aufwärtsbewegung, die sich in den Vereinigten Staaten vollzog, mit „Prosperity" zu bezeichnen, und tatsächlich hat man auch für diesen Zeitraum diesen Ausdruck geprägt. Die allgemeine Erscheinung des wirtschaftlichen Aufschwunges, der nicht nur in Amerika, sondern in jenen Jahren in der ganzen zivilisierten Welt zu spüren war, brachte der amerikanischen Nation einen doppelten Nutzen. Zunächst vermochte sie es, nicht nur die westlichen Gebiete zu erschließen, sie dem nationalen Produktionsrahmen einzufügen, sondern sie sah sich auch in der Lage, eine nationale Verarbeitungsindustrie ins Leben zu rufen. Und alles das mit Menschen, die wenige Jahre vorher noch keine Ahnung von der Existenz dieses Kontinents hatten, mit eingewanderten Europäern aus aller Herren Ländern. Aber alle diese Menschen einte das Ziel, das sie verfolgten: wirtschaftlich vorwärtszukommen. So liefen die Ziele Amerikas und diejenigen der eingewanderten Millionen zunächst parallel. Ich sage ausdrücklich zunächst. Denn im Verlauf dieser Entwicklungsperiode stellte es sich heraus, daß der von den Einwanderern unbewußt mitgebrachte Geist die Idee des Amerikanismus verdrängte und sich an deren Stelle setzte.

Es wird Amerikaner geben, die, wenn sie diese Zeilen jemals lesen sollten, in den Ruf ausbrechen werden: „Also ist unsere wirtschaftliche Vertrustung eine europäische Erfindung!" In dieser Form ist das nicht richtig. In jedem Menschen steckt der Trieb, für sich eine wirtschaftliche Stellung zu erobern, die ihn von äußeren, unkontrollierbaren Einflüssen möglichst unabhängig macht. Die Millionen, die nach Amerika auswanderten, hatten schon in Europa den Versuch gemacht, diesen Trieb durchzusetzen, waren aber hierbei auf soziale, politische und wirtschaftliche Schranken gestoßen, die es ihnen unmöglich machten, ihr Ziel zu erreichen. In Amerika fanden sie ein totales Vakuum vor, einen leeren Raum, den sie ohne besondere Mühe durchstoßen konnten. Niemand kritisierte hier ihre Methoden, zu Geld zu kommen, im Gegenteil, man machte es genau so. Soziale Vorurteile,

Klassengegensätze gab es nicht. Das einzige, was hier zählte, war der Besitz von Geld. Da Geld in Amerika gleichbedeutend war mit sozialer Geltung und Anerkennung, strebte jeder um so mehr nach Geld, um möglichst sich eine angesehene gesellschaftliche Stellung zu erobern.

Alle Zielrichtungen liefen auf das Geld. Und da dieser konzentrische Marsch auf den Reichtum mit dem Ziel der Nation, die wirtschaftliche Stellung des Landes auszubauen, parallel lief, blieb für die ursprüngliche Idee der „Freiheit der persönlichen Kompetenzen“ kein Raum mehr. Die „Freiheit“ faßte man so auf, daß ein jeder das tun und lassen konnte, was ihm beliebte, in persönlicher und wirtschaftlicher Beziehung. Diese Auffassung führte zu einer Übersteigerung des persönlichen Freiheitsgefühls, das heißt, der einzelne war versucht, die Interessen der Allgemeinheit hinter seine eigenen, persönlichen zu stellen. Damit wuchs ein nationaler Egoismus heran, der drohte, das Gemeinschaftsgefühl der Nation zu zerstören. Diese Folge konnte nur eintreten, weil es der Staat ablehnte, seinen Bürgern gewisse Richtlinien zu geben, die sie in den Stand setzen konnten, über den persönlichen Interessen diejenigen des Staates nicht zu vergessen. Solche Richtlinien wären um so notwendiger gewesen, als das bunte Völkergemisch, aus dem sich der staatliche Rahmen zusammensetzte, eine einheitliche Zielsetzung auch außerhalb der rein wirtschaftlichen Sphäre verlangt hätte. Gefahrdrohend für den amerikanischen Staat war nicht so sehr die Möglichkeit, daß sich nationale „Minderheiten“ hätten bilden können, denn dem war durch administrative Maßnahmen leicht vorzubeugen, als vielmehr die Wahrscheinlichkeit, daß die einzelnen nationalen Gruppen, bestehend aus den Einwanderern und deren Abkömmlingen, allzusehr in das materialistische Fahrwasser gerieten. Eine Gefahr war dies insofern für das Land, als die schon rein zahlenmäßige Überlegenheit dieser Gruppen befürchten ließ, daß der rein amerikanische Einfluß ins Hintertreffen geraten würde. Und es war doch gerade dieser Einfluß, dieser Geist gewesen, der den Staat geschaffen und seine Unabhängigkeit erkämpft hatte.

Die geistigen Quellen der amerikanischen Wirtschaftsdemagogie sind deshalb nicht schwer zu erkennen. Fast jedermann, der nach den Vereinigten Staaten auswanderte, tat dies aus ausgesprochen wirtschaftlichen Gründen. Mit dem Mute der Verzweiflung stürzten sich

diese Millionen auf die Aufgaben, die ihnen die neue Heimat stellte, und es ist sicher kein schlechtes Zeichen für ihre wirtschaftliche Beweglichkeit, wenn die meisten von diesen Europäern es dort zu Wohlstand und Ansehen gebracht haben. Es wird auch niemand verkennen, daß insbesondere der germanische Teil dieser Massen dem Lande die größten Dienste auf jedem Gebiet geleistet hat. Aber worauf es uns hier ankommt, das ist die klare Erkenntnis, woher jener Geist der wirtschaftlichen Superiorität stammt, jene als „typisch amerikanisch" bezeichnete Denkrichtung, die in der Rekordsteigerung besonders der wirtschaftlichen Leistung etwas Erstrebenswertes sieht. Diese Rekordsteigerung führte zuallererst zu jenen wirtschaftlichen Mammutgebilden, jenen Trusts, die alle Fäden der Nationalwirtschaft an sich rissen. Nicht etwa langsam und organisch, sondern auch dies im Sturm. Jeder hatte Angst vor der Agilität des andern, der vielleicht noch gar nicht im Lande war, noch auf dem Atlantik schwamm. Man verlor keine Zeit. Man schaffte „Prosperity". Daß es dem größten Teil der Nation bei diesem Laufschritt der Industrialisierung nicht schlecht ging, erscheint uns allen klar; es kommt uns auch noch einigermaßen logisch vor, daß dieses junge, „losgelassene" Amerika, das so unbeschwert war von allen Hemmnissen der alten Länder, sich mit ganz anderer Kraft auf die Probleme stürzte, als dies das engräumige Europa vermochte. Alles das erscheint uns begreiflich und sogar selbstverständlich. Was uns aber nicht einleuchtet, das ist die Tatsache, daß der Staat drüben in dieser ganzen Periode der Wirtschaftsblüte beiseitestand wie ein Mauerblümchen und es ertrug, daß das Wirtschaftssystem nach dem Willen einiger weniger geformt wurde. Denn das betraf auch den Staat. Das war ein Angriff auf die „demokratische" Grundlage der Verfassung.

Man sollte meinen, daß ein Staat, der eine Monroe-Doktrin hervorgebracht hat und sie so kaltschnäuzig der erstaunten Welt verkündete, daß ein solcher Staat auch nicht sehenden Auges in die anonyme Oligarchie hineinrennt, ohne dagegen anzugehen. Und doch: er ging n i c h t dagegen an. Bis es zu spät war.

Der Amerikaner haßt jede staatliche Einmischung in seinen privaten Interessenkreis. Er würde der Regierung alles verziehen haben, nur nicht einen direkten Eingriff in eine Institution, die er „seine persönlichen Freiheiten" zu nennen gewohnt ist. Wir wissen, der Amerikaner

huldigt der Selbsthilfemethode, huldigt ihr sogar in einer Verbissenheit, daß er lieber im Alter hungern will, als sich zeit seines Lebens einer sozialen Versicherung beugen zu müssen. Der Amerikaner denkt so ausgesprochen individualistisch, so antikollektivistisch (um nicht zu sagen antisozial), daß er zwischen dem Aufgabenbereich des Staates und seinem eigenen einen scharfen Trennungsstrich zieht und nicht duldet, daß von irgendeiner Seite diese Grenze überschritten wird. So ist die Denkungsweise des Amerikaners heute, und auch schon seit fünfzig Jahren. Aber der Amerikaner dachte nicht immer so. Bevor er sich systematisch mit kosmopolitisch-jüdischem Blut vermischte, dachte er anders über die Aufgaben seines Staates. Wo wäre Amerika wohl hingekommen, wenn seine Bürger auch im Jahre 1861 so gedacht hätten? Wenn sie damals auf dem Standpunkt gestanden hätten, daß der Staat sich um die Sklavenfrage nicht zu kümmern habe, daß das Sache jedes einzelnen sei, sich seine Arbeitskräfte auf die Art zu beschaffen, die er für die richtige hielt, selbst wenn er sie lebenslänglich kaufe? Denn im Prinzip besteht ja gar kein Unterschied darin, ob man einen Arbeiter auf Lebenszeit kauft oder ob man ihn so weit in die Ecke treibt, daß er sich freiwillig verkauft. Der ganze Unterschied bestand darin, daß der letztere Weg legal war, der erstere aber als illegal bezeichnet wurde, nachdem die Waffen des Nordens siegreich gewesen waren. Damals hat der Norden nicht auf dem Standpunkt gestanden, daß der staatliche Eingriff etwas Verdammenswertes sei, sondern er hatte im Gegenteil diesen Eingriff als die einzige noch mögliche Methode erkannt, die staatliche Einheit zu retten.

Aber lagen die Dinge nach 1865 denn anders? Nein, nur die Mentalität war anders geworden. An die Stelle des ursprünglichen Amerikanismus war der materialisierte Amerikanismus getreten, jener Geist, der jedes „legale" Mittel für gut und richtig erachtet, das zum privatwirtschaftlichen Erfolg führt. Und damit auch das Mittel der Trustkonzentration. Das Mittel der Zerschlagung der bürgerlichen Selbständigkeit, soweit sie wirtschaftlich wirkte. Die Trusts geboten den Preis. Sie geboten über Tausende und aber Tausende von abhängigen Menschen. Sie geboten über die Existenz von Hunderten und Tausenden von selbständigen Unternehmen, die sie je nach Belieben erdrücken konnten. Sie geboten damit über den Geldbeutel der Nation. Und noch mehr.

Indem die Trusts eine nationale Macht usurpierten, wurden sie expansiv. Nachdem sie ihre Macht im Innern gefestigt hatten, stießen sie in andere Länder vor, suchten sich auch dort der Kontrolle über die Produktionsmittel zu bemächtigen. Was sollen wir diese einzelnen Riesenunternehmungen aufführen? Es mag genügen, darauf zu verweisen, daß es amerikanische Trusts waren (und zum Teil noch heute sind), die die Produktion von Nichteisenmetallen, Obst, Tabak, Erdöl, landwirtschaftlichen Maschinen, Waffen und mancherlei anderen Dingen in der ganzen Welt in Kontrolle nahmen, sei es durch direkte kapitalmäßige Beteiligung, durch eigene Unternehmungen, die dem Trust angeschlossen waren, oder durch Kapitalhergabe an „selbständige“ ausländische Unternehmen, wodurch der Einfluß erkauft wurde. Die amerikanische Wirtschaft war (und ist) gewohnt, aus dem vollen zu wirtschaften, sich nicht mit Kleinigkeiten abzugeben. Im Großen arbeitete sie ja schon, als sie den Aufbau der nationalen Wirtschaft durchführte. Im Großen ging sie aber auch vor, als der innere Aufbau im wesentlichen beendet schien und ihr nunmehr die Möglichkeit blieb, in das Ausland vorzustoßen. Amerika gewöhnte sich allmählich daran, für die ganze Welt zu arbeiten. Die Planung der amerikanischen Wirtschaftsexpansion, deren Träger das Großkapital war, war so groß angelegt, daß früher oder später ein Zusammenstoß mit den anderen legitimen Teilhabern am Welthandel unvermeidlich schien. Amerika kümmerte dies nicht. Es produzierte billig. Seine Massenware war billiger und — zum Teil sogar besser als die gleichartige europäische, die mit zahlreichen kostenverteuernden Faktoren belastet war. Amerika produzierte, bevor es sich daranmachte, festzustellen, ob diese Dinge auch verkäuflich waren. Dafür, daß sie verkäuflich waren, hatte die Propaganda zu sorgen, jene amerikanische Reklame, über die wir Europäer so oft erstaunt den Kopf schüttelten. Das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“!

Dieses Land ging Risiken ein, die uns unbegreiflich erschienen. Aber es zeigte sich, daß dieses junge Volk mit seiner enormen Risikenfreudigkeit Recht zu haben schien. Denn zunächst wurde es tatsächlich seine Produkte los. Das ging zwar nur auf Kosten der anderen großen Wirtschaftsmächte, insbesondere Englands und Deutschlands, aber es ging. Auch hier hatte Amerika Erfolg. Wie immer, möchte man beinahe sagen. So zeichnete sich schon lange vor dem Weltkrieg ein neuer

großer Welthandelspartner am Horizont ab, ein Partner, von dessen Ernsthaftigkeit man in Europa noch nicht so ganz überzeugt war. Aber Europa mußte sich daran gewöhnen, mit diesem neuen Partner mehr und mehr zu rechnen. Es mußte sich daranmachen, die amerikanischen Methoden zu studieren, um hinter das Geheimnis der amerikanischen Billigkeit zu kommen. Nach und nach fanden so amerikanische Produktionsmethoden auch im konservativen Europa Nachahmung, nicht aus Gegenliebe, sondern aus der Notwendigkeit der Selbstbehauptung heraus. Das amerikanische Beispiel hatte ansteckend gewirkt. Alle Welt machte es nach, soweit sie es vermochte.

Wenn ich von einem materialisierten Amerikanismus gesprochen habe, so darf man hierunter nicht einen von Europa aus beeinflußten Amerikanismus verstehen, sondern eine nationale Denkrichtung, die durch die ständige Blutveränderung, die durch die europäische Einwanderung bedingt war, maßgebend beeinflußt wurde. Ich habe den Ausdruck „materialisiert" gebraucht, man könnte mit demselben Recht auch „kosmopolitisiert" sagen, vielleicht am besten sogar verjudet, denn dem internationalen Judentum gelang es in diesem Zeitraum, endgültig in Amerika festen Fuß zu fassen, wo sich ihm weit weniger ethnologische und rassische Schwierigkeiten entgegenstellten als in den europäischen Ländern, die dem Judentum meist geschlossene nationale Volkskörper gegenüberstellten, während das rassisch heterogene Amerika den jüdischen Ansturm nur sehr weich auffing. In das buntscheckige Gemisch der nordamerikanischen Volksgruppen paßte der Jude leichter als in die einheitlicheren europäischen Nationalgruppen, wo er, schon rein äußerlich, immer Außenseiter sein und bleiben mußte.

Die Loslösung von Europa, die sich im Lauf der ersten beiden Jahrhunderte in eine bewußte Oppositionsstellung fortentwickelte, hat Amerika jene Kraft gegeben, mit der es seine Freiheit und äußere Unabhängigkeit erringen konnte. Auch die Entschlußkraft, die zum Bürgerkrieg führte, hat ihre Wurzel in der Opposition gegen Europa, gegen dessen Institutionen und dessen Geist. Als aber Amerika anfing, das große Land wirtschaftlich zu erschließen, da mußte es die Beziehungen zu Europa wieder aufnehmen, denn es brauchte ja dessen Menschen, dessen Geist und dessen wirtschaftliche Kräfte. Und damit begann die alte Oppositionsstellung, die den wahren Amerikanismus geschaffen hatte, vor einer neuen Mentalität zu weichen, die im Wirt-

schaftsimperialismus münden sollte. Und diese Mentalität ist eben europäisch beeinflußt, das heißt, sie ist nicht etwa das Ergebnis einer geistigen Opposition zu Europa, sondern im Gegenteil einer ethnologischen Zusammenarbeit, ohne die eine systematische Besiedlung des Landes und Fortbildung seiner Wirtschaftskräfte niemals hätte erfolgen können.

Wenn die Vereinigten Staaten im Lauf dieser letzten fünfzig Jahre wirtschaftsexpansiv geworden sind wie kein anderes Land zuvor, so liegt der Grund hierfür eben in diesem Wechsel in der amerikanischen Mentalität. Rassisch ist Amerika, soweit die Vereinigten Staaten in Betracht kommen, ein Konglomerat europäischer Nationen, wobei das germanische Element zahlenmäßig überwiegt. Da der germanischen Rasse eine höhere kaufmännische Agilität innewohnt als der romanischen oder slawischen, wurde der Ökonomisierungsprozeß der Vereinigten Staaten auch von dieser Seite her am wirksamsten unterstützt. Daß dieser Prozeß jene bizarren Formen annehmen konnte, die für den amerikanischen Wirtschaftsimperialismus bezeichnend sind, liegt, wie ich schon sagte, an dem Vorwiegen rein wirtschaftlicher Machtmotive auf seiten jener Einwanderer, die mit der Erschließung des Landes betraut waren. Denn an sich entsprach der wirtschaftliche Imperialismus nicht dem amerikanischen Charakter. Nur das Übermaß an Bedeutung, das das ethnologisch buntscheckige Amerika den wirtschaftlichen Aufgaben zubilligte, konnte die Trusts, jene ungeheuren Kapitalzusammenballungen, überhaupt erst ermöglichen. Konzentration widerstrebt grundsätzlich dem amerikanischen Charakter, denn in der Konzentration liegt die Beschränkung der Bewegungsfreiheit eines anderen Volksteiles, der sich wohl oder übel der Konzentration fügen muß. Und gerade dieses Sichfügenmüssen in eine Institution, die der Freiheit des Individuums nicht genügend Rechnung trägt, ist unamerikanisch. Unamerikanisch war — und ist — aber auch der Geist, den das Judentum dorthin verpflanzte, der Geist, der zur völligen Mißachtung der allgemeinen Volksrechte hinüberleitete und an die Stelle dieser Rechte der Gesamtnation die Sonderinteressen der jüdischen Rasse setzte. Gerade dem Juden paßte der anonyme Rahmen, dessen sich der Wolkenkratzer-Imperialismus bediente, ausgezeichnet, paßte ihm so gut, daß er nach und nach zum Träger dieses Imperialismus wurde, zur treibenden Kraft der neuamerikanischen Stoßrichtung.

Es erscheint einleuchtend, daß eine solche Entwicklung, wie sie sich in den Vereinigten Staaten vollzog, indem die Trusts und das anonyme Großkapital einen wesentlichen Teil der legalen Souveränität an sich zogen, daß eine solche Entwicklung nicht nur dem Geist des alten Amerikanismus widersprach, sondern gleichzeitig auch dem Sinn der Verfassung. Wenn die Vereinigten Staaten fünfzig Jahre früher auf dem Standpunkt standen, daß jede Art von Zwangsarbeit den Idealen, denen Amerika huldigte, widersprach, und wenn dann die gleichen Vereinigten Staaten im Verlauf eines halben Jahrhunderts die anonyme Diktatur des Großkapitals sanktionierten, dann liegt hierin wohl mehr als nur eine zufällige Entwicklung, die von der Demokratie zur krassen Plutokratie führte, führen mußte. Und wenn der Staat sich jeder aktiven Beteiligung am wirtschaftlichen Aufbau dieses Landes versagte, so liegt hierin zwar noch der Ausfluß des amerikanischen „Freiheitsgefühls“, aber auch gleichzeitig eine Kurzsichtigkeit der gesetzgebenden Gewalt, die auf diese Weise verhinderte, daß gegen Auswüchse in der wirtschaftlichen Entwicklung eine zuverlässige staatliche Sicherung geschaffen wurde.

So finden wir Amerika nach und nach sich in einen Zwiespalt hineinbohren, einen Zwiespalt zwischen einer rein *politisch-formalistisch* aufgefaßten Demokratie und einer *wirtschaftlichen* Minoritätsherrschaft. Es ist nie gut für ein Volk, wenn Politik und Wirtschaft getrennte Wege gehen, sich sogar feindlich gegenüberstehen, nichts voneinander wissen wollen. Aber noch schlimmer ist es, wenn die herrschende Wirtschaft sich auf Grund ihrer Konzentration anschickt, die Politik maßgebend zu beeinflussen. Wenn sie sich fähig sieht, die Politik nach *ihren* Bedürfnissen zu führen. Man kann sagen, daß es zu dieser Entwicklung in Amerika nur noch ein Schritt war, denn war man erst bei einer fast gänzlich *souveränen Wirtschaft* angelangt, so war die weitere Entwicklung dieser Wirtschaft zur Trägerin der Politik nur noch eine Frage der Zeit und der Form. Es gab genügend warnende Stimmen in den Vereinigten Staaten, die immer und immer wieder die Schädlichkeit einer solchen Entwicklung demonstrierten. Aber diese Stimmen vermochten sich in keiner Weise durchzusetzen.

Der Gang der Dinge war nicht mehr aufzuhalten. Amerika wurde immer mehr zu einem Lande, in dem zwar die „politische Freiheit“

legalisiert war, in dem aber gleichzeitig die wirtschaftliche Unduldsamkeit und Machtgier die tatsächliche Herrschaft ausübten. Man kann die jüdisch-anonymen Träger dieser Wirtschaft als die wahren Nutznießer des Bürgerkrieges und auch des Weltkrieges bezeichnen, denn sie waren es, die im ersteren Falle die hergestellte nationale Einheit benutzten, um auf diesem Fundament die Wirtschaftsdiktatur zu errichten, die im Jahre 1917 dann dazu führte, daß Amerika an der Seite eines imperialistischen Weltreiches und einer absolutistischen Monarchie in den Krieg zog. Wir wollen hier nicht die Gründe untersuchen, aus denen Amerika sich zur Kriegsteilnahme entschloß. Nur ein paar Sätze mögen zur Illustration dieser Tatsache dienen.

Amerika dachte in politischem Sinn ursprünglich pazifistisch, soweit Europa in Frage stand. In den beiden amerikanischen Kontinenten verfocht es die These der absoluten Vorherrschaft. Es nahm Spanien die Insel Kuba und die Philippinen, nahm Mexiko Texas, Kalifornien, nahm Kolumbien die Provinz Panama, um dort seinen Kanal zu bauen. Es nahm wenig Rücksicht auf die „Rechte" der schwächeren lateinamerikanischen Republiken, berief sich bei all diesen Maßnahmen auf die dehnbare Doktrin Monroes. Träger dieser Expansion war aber weniger die Nation als solche, als vielmehr die erstarkte Wirschaftsführung. Amerika hatte, während es seinen inneren Wirtschaftsaufbau durchführte, mit angesehen, wie sich die europäischen Großmächte der süd- und mittelamerikanischen Märkte bemächtigten. Amerika hatte damals noch keine Zeit, sich um diese Märkte zu bekümmern. Dies wurde anders, als der innere Aufbau im wesentlichen beendet war. Da blickte Amerika über seine Grenzen hinaus. Und sah, daß Europa darangegangen war, sich Südamerika, diesen unermeßlichen reichen Kontinent, wirtschaftlich anzugliedern. Das konnten die Vereinigten Staaten „nicht dulden". Damit begann die wirtschaftliche Expansion der Vereinigten Staaten. Kuba, Panama, Portoriko sind nur Stationen auf dem Wege zum Süden. Der Panamakanal sollte sowohl wirtschaftlichen wie strategischen Zwecken dienen. Und er wurde gebaut und ging samt dem dazugehörigen Gebiet in das Eigentum der Union über, trotz des Protestes der vergewaltigten kolumbianischen Republik, der man die strategisch wichtigste Provinz einfach fortnahm und sie indirekt den Vereinigten Staaten angliederte.

Amerika stieß weiter nach Süden vor. Einmal aus Gründen der

Logik, soweit die Monroe-Doktrin dies verlangte. Sodann aber, und das ist entscheidend, um der wirtschaftlichen Expansion ein Ausfallgebiet zu verschaffen, sie in die Lage zu versetzen, über die Grenzen des Landes hinaus vorzustoßen. Dies war der erste selbständige politische Schritt der amerikanischen Wirtschaft, die ihre inneren Aufgaben gelöst zu haben glaubte und sich jetzt anschickte, in die Welt vorzustoßen. In diesem Fall liefen also die politischen Interessen, die in der Monroe-Doktrin verankert waren, mit den wirtschaftlichen noch parallel. Die Monroe-Doktrin wurde damit auch zum ersten Male vor den Wagen der expansionistischen Wirtschaft gespannt, und diese Zusammenarbeit zwischen Politik und Wirtschaft erwies sich als vorzüglich. Die amerikanische wirtschaftliche Stellung in Lateinamerika wurde trotz heftigen Gegendruckes der europäischen Mächte durchgesetzt.

Es sind drei Entwicklungsstufen, die wir im Verhältnis der Politik zur Wirtschaft in den Vereinigten Staaten beobachten können. Zuerst war es nur der Staat, der sich mit den Interessen der Allgemeinheit beschäftigte: er betrieb Politik, auf daß die Nation sich entfalten könne. Dann das zweite Stadium: der Staat arbeitet mit der erstarkten Wirtschaft zusammen und erzielt seine ersten Erfolge in Mittel- und Südamerika. Und das dritte Stadium: die souverän gewordene Wirtschaft führt die Zügel der Politik allein.

In diesem letzteren Stadium geschah es, daß der Weltkrieg ausbrach. Amerika hatte politisch kein Interesse, daran teilzunehmen, aber wirtschaftlich wollte es sich mit den Folgen, die ihm dieser Krieg brachte, nicht abfinden. Amerika lebte vom Handel, von der Produktion der Rohstoffe, ihrer Verarbeitung und ihrem Verkauf an alle Welt. Der Weltkrieg hatte diese Fäden zerschnitten. Als Konsumländer blieben die europäischen Westmächte, die Alliierten, die natürlich damit die besten Kunden Amerikas wurden. Mit dem abgeriegelten Zentraleuropa bestanden seit Ausbruch des Krieges keine wirtschaftlichen Beziehungen mehr. Es ist oft gesagt worden, daß Amerika aus wirtschaftlichen Gründen in den Krieg gezogen sei. Aber in dieser Form ist dies nicht ganz richtig. Gewiß, für Amerika bedeutete dieser Krieg zunächst ein großes Geschäft, denn die um ihre Existenz ringenden Westmächte kauften von Amerika wahllos alles, und zu ausgezeichneten Preisen. Amerika hatte natürlich schon als neues Gläubigerland ein

starkes Interesse daran, daß die Westmächte, die seine Waren auf Kredit abnahmen, nicht vernichtet würden. Dieses wirtschaftliche Interesse am Leben der Alliierten war sehr stark, und doch war dieses Motiv nicht allein entscheidend für die Haltung, die die Vereinigten Staaten im weiteren Verlauf des Krieges gegenüber Deutschland eingenommen haben. Amerika wurde durch den Weltkrieg gezwungen, seinen überseeischen Handel vollkommen umzustellen. Diese Umstellung war für die amerikanische Wirtschaft gewiß nicht leicht, aber sie hat sie in kurzer Zeit durchgeführt. Es gab auch Stimmen genug im Lande, die es nicht für fair hielten, den einen Teil der Kriegführenden mit allen notwendigen Dingen zu beliefern, während der andere Teil nichts erhielt. Aber dies lag weniger an Amerika. Amerika hätte sicherlich auch an die Mittelmächte geliefert, wenn dazu eine geographische Möglichkeit bestanden hätte. Aber England hatte die Blockade über die deutsche Küste verhängt und weigerte sich auch Amerika gegenüber entschieden, diese Blockade zu lockern.

Alles dies führte dazu, daß Amerika von Mitteleuropa sowohl wirtschaftlich wie politisch abgeschnitten wurde. Seine Wirtschaftsinteressen lagen damit einseitig auf seiten der Alliierten. Der Nachrichtendienst, der das amerikanische Volk mit „geistiger Kost“ versah, war ausschließlich in alliierter Hand, und dieser Nachrichtendienst, der natürlich ganz im Zeichen der aktiven Kriegspropaganda stand, hatte es sich zum Ziel gesetzt, das amerikanische Volk auch geistig — denn wirtschaftlich war es dies ja schon — auf die Seite der Alliierten zu ziehen. Deutschland auf der anderen Seite war von jeder wirksamen Propagandamöglichkeit abgeschnitten, mußte sich auf die geringe Wirksamkeit seiner nicht immer sehr geschickt operierenden Diplomaten verlassen. Das amerikanische Volk wollte den Krieg *nicht*, trotzdem ihm daran gelegen war, daß die Alliierten nicht zugrunde gingen. Aber die Propaganda der Westmächte *konnte* nur bewirken, daß das pazifistische Gefühl der amerikanischen Nation allmählich einer Stimmung wich, die für die Intervention war. So stark auch die Prädominanz der wirtschaftlichen Interessen war, so wäre sie doch allein nicht stark genug gewesen, um die Teilnahme an einem Krieg zu bewirken, dessen Ziele dem amerikanischen Volk vollkommen fremd waren. Ja, dieses Volk hatte in seiner großen Mehrheit nicht einmal eine Ahnung, worum es in diesem Krieg überhaupt ging. Und gerade

diese Ignoranz ermöglichte es der alliierten Propaganda, das Herz der amerikanischen Nation zu vergiften, ihr immer und immer wieder zu erzählen, daß ein siegreiches Deutschland auch vor den Interessen Amerikas nicht haltmachen würde. Und das saß. Als das amerikanische Volk in seiner Mehrheit davon „überzeugt" war, daß die Niederlage der Alliierten auch Amerika — nicht nur wirtschaftlich — berühren müsse, da war die Entscheidung für den Krieg gefallen. Und unter dieser falschen Flagge trat Amerika in den Krieg. Es war irregeführt worden, war das Opfer einer vergifteten Propaganda geworden. Dies hat Präsident Wilson erst eingesehen, als sich Europa wieder an den „Verhandlungs"tisch setzte. Und als er es einsah, da war es zu spät. Da blieb Amerika nur noch übrig, sich von all diesem zurückzuziehen.

So ist Amerikas Teilnahme am Weltkrieg einer einseitigen Propaganda zu verdanken. Gewiß, diese Propaganda hat es gut verstanden, die amerikanische Mentalität zu kitzeln, ihr in der Phantasie den Niedergang Amerikas vorzumalen. Amerika war politisch pazifistisch, wirtschaftlich expansiv. Und dieser wirtschaftliche Expansionsgeist hatte sich schon vor Ausbruch des Weltkrieges selbständig gemacht, hatte die Politik erobert. Unter diesem Gesichtswinkel muß es uns sogar erstaunlich erscheinen, daß Amerika nicht früher aktiv in den Weltkrieg eingetreten ist als erst im Jahre 1917. Erst als dem judo-amerikanischen Wirtschaftsexpansionismus die alliierte Propaganda — selbstverständlich unter Ausschlachtung des deutschen Unterseebootkrieges, der ja amerikanische Interessen direkt tangierte — wirksam zu Hilfe kam, fiel die Entscheidung zugunsten des Krieges.

Es ist viel über die amerikanische Kriegsteilnahme geschrieben und geredet worden, das meiste unter dem Gesichtswinkel einer einseitig verbitterten Betrachtung. Aber eine solche Betrachtung kann niemals der Verständigung der Völker dienen, sondern hilft nur dazu, neue Mißverständnisse den alten hinzuzufügen, den wahren Schuldigen aber zu schonen. Man sollte dem amerikanischen Volke seine Kriegsteilnahme nicht stets vorhalten, denn kein wahrer Amerikaner ist mit innerer Überzeugung in diesen Krieg gezogen, konnte es auch nicht, weil er seine wahren Ursachen nicht überschaute. Er war das Opfer einer raffinierten, an die niedrigsten Instinkte appellierenden Propaganda geworden, die sich seiner Mentalität und seiner wirtschaftlichen

Einstellung geschickt zu bedienen wußte, um in ihm einen „furor americanus“ zu erzeugen.

Das Volk der Vereinigten Staaten ist vorwiegend eine wirtschaftlich aktive, wenig meditativ veranlagte Nation. Es hält sich an Tatsachen oder doch an Dinge, die ihm als Tatsache erscheinen. Die amerikanische Nation hat am Kriege nichts gewonnen, im Gegenteil, sie hat ihre Teilnahme an diesem Kriege mit einer fundamentalen Zerrüttung ihres Wirtschaftssystems bezahlen müssen, eines Systems, das auf expansiver Vorherrschaft aufgebaut war und das nun, als die Nation sich als Weltsieger dünkte, mit doppelter Energie daranging, diese expansive Stellung auszubauen. Amerika hat den Krieg weiter damit bezahlen müssen, daß es sich tiefer und immer tiefer in jenen Zwiespalt hineinbohrte, von dem ich schon sprach, in jenen Zwiespalt zwischen politisch-formalistischer Demokratie und wirtschaftlicher Demagogie. Die wirtschaftlichen Demagogen waren es (oder schienen es zu sein, wie sich nachher herausstellte), die aus dem Krieg den höchsten Nutzen gezogen hatten. Sie waren es ja auch gewesen, die jede Deklamation der alliierten Propaganda mit einem Gebrüll der Begeisterung begleiteten, während die Nation sich noch zurückhielt. Diese Wirtschaftsoligarchen waren es aber auch, die dem alliierten Nachrichtendienst die wertvollsten wirtschaftlichen Hilfsdienste leisteten, ihn direkt finanzierten. Sie bauten wirtschaftliche Luftschlösser, träumten bereits von einer amerikanischen Weltherrschaft auf wirtschaftlichem Gebiete, glaubten nicht nur, den lästigen deutschen Nebenbuhler losgeworden zu sein, sondern auch England von den Märkten der Welt verdrängt zu haben. Das war ihr Ziel, nicht aber das Ziel der großen Mehrheit der amerikanischen Nation. Aber diese Nation war ja nicht mehr frei. Sie gehörte zum Sperrkreis der Wirtschaftsoligarchen. Der staatliche Schutzwall gegen den beherrschenden Einfluß dieser Oligarchie war nicht mehr da, war vor der wirtschaftlichen Machtkonzentration gewichen. Deutschland hat von 1917 an weniger gegen das amerikanische Volk gekämpft, als vielmehr gegen dessen Plutokratie, die sich im Besitz der tatsächlichen Macht befand. Und die Zusammenarbeit dieser Plutokratie mit der alliierten Propaganda ist allein verantwortlich dafür, daß Amerika auf der Seite der Feinde Deutschlands in den Krieg eintrat. Das ist die Wahrheit.

Wall Street

Auf den Schlachtfeldern Frankreichs haben die Amerikaner geglaubt, für die „Freiheit“ und die „Demokratie“ zu kämpfen. Sie waren der Meinung, gegen ein verruchtes Land zu kämpfen, in dem die Tyrannei zu Hause sei. Sie konnten dieses Glaubens sein, weil sie von Europa im allgemeinen und Deutschland im besonderen keine Ahnung hatten. Die Yankees, die sich in Ost- und Nordfrankreich für die „Freiheit der Völker“ schlugen, taten dies in gutem Glauben an die Richtigkeit dessen, was ihnen die alliierte, jüdisch-kapitalistische Propaganda vorgesetzt hatte. Sie schlugen sich ausgezeichnet, doppelt ausgezeichnet, da ihnen ein Feind gegenüberstand, der bereits durch einen dreijährigen Krieg zermürbt schien und dem es an allen Ecken an den wichtigsten Dingen zur Kriegführung mangelte. Die Yankees aber hatten alles das im Überfluß. So war der „Sieg“ am Ende kein Wunder.

Die „bosses“ zu Hause hatten ganz richtig kalkuliert, daß der Eintritt des gesättigten und reservestarken Amerika in den Krieg diesen entscheiden würde. Und er entschied ihn. Zwar nicht zugunsten Amerikas, wie man geglaubt hatte, sondern zugunsten des internationalen Chaos. Geändert hatte sich durch diesen Krieg blutwenig. Die wirtschaftliche Unfreiheit des amerikanischen Volkes war geblieben. Die feindlichen Wirtschaftsfronten waren geblieben oder entstanden wieder aufs neue. Der deutsche Wille, zu leben, wuchs wieder empor. Wahrlich, die Millionen von Toten, die der französische, der russische, italienische, rumänische Boden geschluckt hatte, sie waren umsonst gefallen, denn das Weltbild war kein anderes geworden. Was machte es schon aus, daß einige Provinzen ihren Eigentümer gewechselt hatten, wenn der neue Eigentümer diese so teuer hatte bezahlen müssen? Was machte es schon aus, daß man vorübergehend Deutschland aus dem Ring der großen Nationen ausgeschlossen hatte, wenn an seine Stelle sofort eine andere, fast ebenso große Nation trat, die den Fernen Osten vollends an sich zu reißen drohte? Was machte das alles schon aus? Welche Vorteile hatte das amerikanische Volk aus diesem Krieg gezogen, der es im Grunde gar nichts anging?

Diese Vorteile — wenn man den Ausdruck in diesem Zusammenhang überhaupt anwenden darf — betrafen eine einzige Schicht in Amerika, die Schicht der großkapitalistischen Wirtschaftsoligarchen.

Diese waren es ja auch gewesen, die den Krieg betrieben hatten, um mit Hilfe der übermächtigen Gewalt die Wirtschaftsexpansion ein weiteres Stück vorzutreiben. Wirtschaftspolitik mit politischen und, wenn es sein muß, mit kriegerischen Mitteln, das war die Konsequenz, die die neuamerikanische Wirtschaft aus dem Expansionsdrang der letzten Jahrzehnte gezogen hatte. Die Stoßkraft dieser Wirtschaft richtete sich einmal hierhin, einmal dorthin. Einmal war es Südamerika, das andere Mal Asien, oder, wie in diesem Fall, Deutschland, ganz Europa überhaupt. Nur durch einen Krieg konnte die Expansion der amerikanischen Trustwirtschaft auch auf Europa ausgedehnt werden, auf den Hort einer ebenso starken Wirtschaft wie die amerikanische. Und als die Anzeichen eines solchen Krieges am Horizont erschienen, da machten sich die amerikanischen Wirtschaftsdemagogen daran, sich auf diesen Krieg vorzubereiten. Und sie ruhten nicht eher, als bis sie ihr Land in ihn verwickelt hatten. Sie waren den deutschen Unterseebooten so von Herzen dankbar, daß sie ihnen den Vorwand lieferten, für die „Rechte der Neutralen“ in den Krieg zu ziehen.

Und sie drehten die amerikanische Wirtschaft, die ihnen ja hörig war, auf hohe Touren, auf die höchsten, deren diese Wirtschaftsmaschine überhaupt fähig war. Es wurde produziert wie noch nie zuvor. Ständig neue Fabriken schossen aus dem Boden empor, die Trusts wurden immer gewaltiger, und es gab in diesen goldenen Kriegszeiten keinen Menschen, der sie kritisierte. Im Gegenteil, jetzt brauchte man sie ja dringend, war auf ihre Wirksamkeit angewiesen. Und so wurden die jüdischen Trustoligarchen „nationale Helden“. Sie machten ja die Kanonen, mit denen man den tyrannischen Feind besiegen konnte, fabrizierten die Giftgase, die Granaten und Schrapnells, die Tanks und Flugzeuge, kurz das ganze Arsenal der Zerstörung, das man gegen den „Feind der Freiheit und Demokratie“ einsetzen wollte. Wahrlich, die big industry hatte goldene Zeiten. Und goldene Zeiten hatten auch alle diejenigen, die sich ihr verschrieben hatten. Amerika wurde Gläubigerland par excellence. Vergessen waren die Tage der alten Amerikaner, da man sehnsüchtig auf die europäische Finanzhilfe gewartet hatte, um die notwendigen Eisenbahnen zu bauen. Vergessen auch die Tage, wo man sich um die europäischen Einwanderer gerissen hatte, um das wilde, weite Land zu erschließen. Jetzt war Amerika „fertig“. Es präsentierte sich Europa als der „Retter der Zivilisation“,

als der „Schutzengel der Freiheit der Menschen und der Völkerrechte". Diese Gloriole tanzte weniger um die Köpfe der gefallenen amerikanischen Soldaten, als vielmehr um die feisten Schädel der „big bosses", der Demagogen der Industrie und des vertrusteten und verjudeten Handels. S i e waren es, die Amerika „gerettet" hatten vor dem Zugriff eines machthungrigen Feindes. Sie, die Millionen von Menschen unterjochten, die jede freie wirtschaftliche Betätigung als eine Arroganz betrachteten, sie waren zu nationalen Helden avanciert. Und sie verloren keinen Augenblick, um die günstige Stimmung für sich auszunutzen. Sie konnten sich jetzt bei ihrem Machtstreben darauf berufen, daß sie es gewesen waren, die Amerika, als es sie brauchte, zuverlässig „bedient" hatten. Die Nation wußte ja nicht, daß hier die wahren Schuldigen am Kriege saßen, daß sie die Teilnahme an diesem Krieg forciert hatten, um s i c h die Taschen zu füllen und Volk und Staat in n o c h stärkere Abhängigkeit von sich zu bringen. Das wußte die Nation nicht, die im Kriege ihre Pflicht getan hatte, genau so wie die deutsche, die englische, französische oder italienische. Die amerikanische Nation hatte das Heft der Handlungsfreiheit völlig aus der Hand gegeben, hatte die Zügel der faktischen Regierung Leuten überantwortet, denen die Interessen der Nation gleichgültig waren. Persönliche Interessenpolitik hat Amerika in diesen Krieg geführt, nicht der Wille der Nation.

Als das Kriegsfeuer ausgeblasen war, ging die Welt daran, die Scherben aufzusammeln. Jeder machte das so gut er konnte. Amerika war der „Sieg" zu Kopf gestiegen. Man kann nicht anders, als dies aussprechen, denn was soll man dazu sagen, wenn dieses Volk beiseitestand, als seine Oligarchen sich anschickten, den Siegeslohn in ihre persönlichen Taschen zu stecken? Was soll man dazu sagen, daß dieses Volk sich n i c h t dagegen auflehnte, als die Macht der plutokratischen Judotrusts mit jedem Tage stärker und stärker wurde? Daß in Wahrheit in Wall Street um das Schicksal der amerikanischen Nation spekuliert wurde, als ob es sich um einen Haufen Spielkarten handele?

In Wall Street konzentrierte sich die wirtschaftliche Macht des Landes immer mehr. Eine Emission jagte die andere. Und des Volkes bemächtigte sich ein vorher nie gekannter Spieltaumel. Jeder wollte am „boom" teilhaben. War es nicht so, daß die Vereinigten Staaten Gläubiger der Welt geworden waren? Daß sie für die ganze ausge-

hungerte Welt fabrizierten? Gewiß, durch die viereinhalb Kriegsjahre war der normale Güteraustausch völlig vernichtet worden. Nicht nur die am Krieg selbst beteiligt gewesenen Länder, sondern alle Welt hatte große Bedarfslücken. Und die Vereinigten Staaten waren durch die Kriegslieferungen an die Alliierten produktorisch auf einem absoluten Höchststand angelangt, sie konnten wirklich für die ganze Welt produzieren, ohne ihre Kapazität zu überanstrengen. Und so glaubte dieses große Land, daß der „boom" wirklich ein solides Fundament habe, daß es keine Spekulation auf das Glück sei, sondern ein ganz einfaches Rechenexempel. Amerika arbeitete weiter fieberhaft. Die Kurse in Wall Street stiegen, man konnte über Nacht ein wohlhabender Mann werden, ohne eine Hand zu rühren. Die Lebenshaltungskosten stiegen gegenüber 1913 um fast das Doppelte. Die Arbeiter verlangten noch nie dagewesene Löhne — und bekamen sie zugebilligt. Die bosses konnten das ja, denn erstens verdienten sie an der Konjunktur das meiste und zweitens war ihnen daran gelegen, ihre Arbeiter zu behalten, denn neue waren seit dem Ausfall der Einwanderung nicht mehr zu erhalten. In die Städte des Nordens strömten die Neger des Südens, weil sie hier an den hohen Löhnen teilnehmen wollten, die es im Süden nicht gab. Und trotz dieser in Wirklichkeit nur scheinbaren Blüte kam es schon im Jahre 1919 zu schweren sozialen Zusammenstößen. Vier Millionen Arbeiter streikten in diesem Jahr, allein in der Eisen- und Stahlindustrie waren es fast 400 000 und ebensoviel im Bergbau. Die sozialen Gegensätze wurden immer krasser.

Eine Warnung? Gewiß. Und doch wurde sie erst gehört, als ein Jahr darauf der „boom" plötzlich abzusacken begann, als Europa der finanzielle Atem ausgegangen war, es nicht mehr kaufen konnte, selbst wenn es gewollt hätte. Dieses Ereignis hätte vorausgesehen werden können, selbst ohne eine besondere seherische Gabe zu besitzen. Wie konnte Amerika erwarten, daß eine Welt, die über vier Jahre einen mörderischen Krieg geführt hat, daß eine solche Welt ad infinitum amerikanische Produkte kaufen und — bezahlen kann? Wohl machte die amerikanische Regierung jener Zeit den Versuch, die Konjunktur zu verlängern, indem sie einigen besonders ausgeplünderten Staaten, darunter auch Deutschland, Anleihen gewährte, „Kaufkraft borgte". Aber man kann dieses Mittel nur als dilettantisch bezeichnen, denn in

welchem Lande läßt sich wohl eine Massenkonjunktur auf Grund geborgter Kaufkraft länger als eine kurze Zeit aufrechterhalten?

Und so kam, was kommen mußte. Die amerikanische Wirtschaft stieg von dem hohen Sockel, auf den der europäische Krieg sie gestellt hatte, wieder herunter, hörte auf, für die Wolken zu produzieren. Besonders schmerzlich war dieses Erwachen für die breiten Massen derjenigen, die auf die Einkünfte aus ihrer Arbeit angewiesen waren, für die Arbeiter, Angestellten, die kleinen Gewerbetreibenden und — last but not least — die Farmer. Gerade unter den letzeren war der Unwille über die „Machenschaften der großen Geschäftemacher", besonders der Weizenjuden, am stärksten, ein ganz natürliches Ergebnis, wenn man bedenkt, daß der amerikanische Farmer für sein Produkt nur einen geringen Bruchteil dessen bekam, was der Städter für dieses Produkt bezahlen mußte. Der Gewinn floß in die Taschen der Elevatorengesellschaften und der großen Aufkäufer in Chikago. Daran hat sich noch kein Deut geändert.

Wie war es möglich, daß eine so aufgeweckte Nation wie die amerikanische einen so törichten Fehler begehen konnte, daß sie ihrer anonymen Wirtschaft gestattete, ins hemmungslose zu wachsen? Die Antwort ist einfach. Die amerikanische Nation hatte sich jedes entscheidenden Einflusses auf diese Wirtschaft begeben, hatte schon lange vor dem Weltkrieg, wie wir gesehen haben, diese Wirtschaft einer Clique übergeben, die damit machte, was sie wollte. Und wie sie wollte. Das amerikanische Volk war an dieser Wirtschaft nur noch als Arbeiter oder Angestellter, im besten Falle noch als kleiner Gewerbetreibender beteiligt, der aber jeden Augenblick fürchten mußte, in die Ecke gedrückt, „gecornert" zu werden. Zwanzigtausend Dollarmillionäre gab es 1920 in diesem großen Land. Aber es gab auf der anderen Seite ein Elend, einen so erstaunlich geringen Massendurchschnitt, daß man mit Recht behaupten kann, daß das amerikanische Volk nur für eine Handvoll Wirtschaftsoligarchen arbeitete und schuftete.

„Ebenso wie seit Wilsons Zeiten die freie Bodennutzung völlig aufgehört hat, sind auch die Möglichkeiten für den Unternehmer geringer geworden. Freilich kann immer noch der eine oder andere ein kleines Geschäft anfangen und sich darauf verlassen, daß seine angeborene Schlauheit und Tüchtigkeit ihm ermöglichen werden,

mit der Konkurrenz Schritt zu halten. Aber ein Erwerbszweig nach dem anderen ist von den großen Konzernen monopolisiert worden, und auch auf den Gebieten, die noch nicht unter der Herrschaft der Trusts stehen, ist der kleine Unternehmer von vornherein gehandikapt. Die unerbittliche Statistik der letzten drei Jahrzehnte zeigt, daß der unabhängige Geschäftsmann auf verlorenem Posten steht. Entweder wird er an die Wand gedrückt, oder er bekommt keinen Kredit, oder er wird, wie Wilson sich ausdrückt, von den hochorganisierten Konkurrenzgesellschaften ausgepowert...

Man hat vor kurzem eine genaue Untersuchung vorgenommen, um den Grad der wirtschaftlichen Konzentration in den Vereinigten Staaten festzustellen. Dabei hat sich gezeigt, daß unser Wirtschaftsleben von etwa sechshundert Konzernen beherrscht wird, die zwei Drittel der amerikanischen Industrie kontrollieren. In das andere Drittel müssen sich zehn Millionen kleinerer Geschäftsleute teilen(!)." *)

Hier haben wir die theoretische Antwort des Herrn Franklin D. Roosevelt auf die Frage, wie es möglich gewesen ist, daß sich eine Nation von hundertzwanzig Millionen Menschen dazu hergeben konnte, als „industrielles Kanonenfutter" zu dienen. Nicht nur, daß diese Millionen den Staat vergessen hatten, nein, auch der Staat hatte sie vergessen. Er stand ja ganz im Banne der paar tausend Judooligarchen, die ihm die ganze Arbeit abgenommen hatten, die in Wirklichkeit die „Interessen der Nation" nach ihrem Gusto verwalteten. Oder was sie so „verwalten" nannten. Aber von der theoretisch-akademischen Einsicht bis zur praktischen Realisierung ist gerade in dem modernen Amerika ein weiter, himmelweiter Weg. Es gehörte zwar zum guten Ton der neuamerikanischen Regierungsinstanzen, über die Trusts zu schimpfen und zu wettern, gleichzeitig die wirtschaftliche Versklavung der amerikanischen Nation zu beklagen, aber die Welt hat es bis heute noch nicht erlebt, daß mit wirksamen Waffen in Amerika gegen die Blutsauger der Nation angegangen würde. Dieses System der Anonymisierung und jüdischen Verschachtelung der amerikanischen Großwirtschaft beraubte ja nicht nur die wirtschaftlich selbständigen Teile der Nation ihrer freien Regsamkeit, sondern es zwang sie geradezu, sich der Umklammerung von Wall Street in die Arme zu werfen. Der amerikanische „kleine Mann" gewöhnte sich daran, das immer

*) Franklin D. Roosevelt, a. a. O., SS. 28/29.

geringer werdende Einkommen aus seiner Hände Arbeit dadurch zu vergrößern, daß er in Wall Street spekulierte, daß er sich in direkte Abhängigkeit von der unter jüdischer Kontrolle stehenden Großfinanz begab, ohne, in der großen Mehrzahl der Fälle, einen anderen „Erfolg" einzuheimsen als den, in Wall Street Haare zu lassen. Denn er gehörte ja nicht zu den „insiders", zu den Wissenden, zu der Clique, die einen bestimmenden Einfluß auf Wirtschaft und Regierung auszuüben imstande war und es dadurch vermochte, die Börsenentwicklung zu manipulieren.

Und so konnte sich eine Entwicklung vollziehen, die dem endgültigen Zusammenbruch immer näher rückte. Auch in Europa gab — und gibt — es große Konzerne, die eine wachsende Macht ausüben. Und doch sind hier die Auswüchse des anonymen Konzernwesens nicht annähernd die gleichen gewesen wie in den Vereinigten Staaten, wo sie, so paradox dies auch klingen mag, kaum noch wegzudenken sind. In Europa sorgt im allgemeinen eine sorgfältig arbeitende staatliche Kontrolle dafür, daß die Türme der Trusts nicht in den Himmel wachsen. In den Vereinigten Staaten aber hat der alles geltende und alles vermögende Trust aus einer ursprünglich sehr selbständig denkenden und handelnden Nation einen Millionenkomplex von unsicheren, außerordentlich abhängigen, in der Luft schwebenden Menschen gemacht, hat die Unternehmungslust des einzelnen auf ein erstaunlich niedriges Minimum herabgedrückt, hat einen Abhängigkeitskomplex geschaffen, der dem Charakter des amerikanischen Volkes nicht entspricht. Dieses Volk hatte vor keiner Schwierigkeit kapituliert, hatte selbst blutige Bürgerkriege nicht gescheut, um das Aufkommen einer seinem Charakter nicht entsprechenden Mentalität zu verhindern. Aber vor der Macht des anonymen Großkapitals hatte dieses Volk kapituliert, ließ sich sogar von dieser Macht eine Denkweise aufzwingen, die im krassen Gegensatz zu seinen wertvollsten Überlieferungen stand. Die in Wall Street konzentrierte Macht des Großkapitals war für den einzelnen Amerikaner unangreifbar. Sie war nicht nur anonym, operierte mittels eines sorgfältig ausgedachten Netzes von Monopol- und Holdinggesellschaften, sondern sie beherrschte auch die öffentliche Verwaltung. Der Druck dieser Finanzmacht auf die Staatsverwaltung war (und ist heute noch) so stark, daß das amerikanische Volk und die Beherztesten unter seinen Führern nicht über theoretische Ent-

schließungen hinauskamen. Zwar machte schon Theodore Roosevelt einen Anlauf, um dem inneren Zwiespalt in der Wirtschaft ein Ende zu machen, zwar ließ er einige der mächtigsten Trusts wegen „Überschreitung der Gesetze“ verklagen, plante eine wirksame Beaufsichtigung der Eisenbahnen durch die Interstate Commerce Commission, aber das Endergebnis von alledem war, daß alles beim alten blieb. Auch seine Nachfolger, weder vor noch nach dem Weltkrieg, waren nicht glücklicher in ihrem Bestreben, die Macht des anonymen Großkapitals zu brechen. Wie wenig selbst die Nation sich der Gefahr bewußt war, ergibt sich aus der Tatsache, daß der Senator La Follette von Wisconsin, der den Kampf gegen die Monopole auf seine Fahne geschrieben hatte, bei der Präsidentenwahl des Jahres 1924 nur 13 Stimmen erhielt, während seine Gegner Coolidge 379 und Davis 139 Stimmen erhielten.

Das sogenannte Parteiwesen in den Vereinigten Staaten ist überhaupt ein eigen Ding. Offiziell gibt es heute wie früher nur zwei große „Parteien“, die Republikaner und die Demokraten. Die Grenzen zwischen beiden haben sich heute fast völlig verwischt. Einstmals trennten beide Parteien tiefgehende Meinungsverschiedenheiten in der inneren Politik. Die Republikaner verfochten eine starke, zentralistische Bundesmacht, während die Demokraten mehr dem pointierten Föderalismus zuneigten. Im Laufe der Zeit, und insbesondere nachdem der Ausgang des Bürgerkrieges die Bundesgewalt weitgehend gestärkt hatte, verwischten sich die Unterschiede zwischen den beiden Parteien immer mehr: sie wurden für die Amerikaner fast zu einem traditionellen Begriff, der sich weniger mit fest umrissenen politischen Zielen deckte, als vielmehr mit den persönlichen Physiognomien ihrer Führer. Es gibt wohl kaum auf der ganzen Welt ein komplizierteres und gleichzeitig undurchsichtigeres und nichtssagenderes Parteisystem als das in den Vereinigten Staaten. Und gerade in dieser Kompliziertheit und Undurchsichtigkeit liegt für die Nation die größte Gefahr. Gerade weil das politische System so verwirrend, so kompliziert und vielgestaltig ist, wurde es der jüdischen Anonymität desto leichter, sich dieses Systems zu bemächtigen. Und der Nation wurde es aus dem gleichen Grunde desto schwerer, die Wahrheit zu erfahren. Denn je zersplitterter — nicht der Zahl der Parteien nach — und unübersichtlicher ein politisches System ist, desto schwerer wird es einem Volk, zu verhindern, daß dieses System volksfeindlichen Interessen

Vorschub leistet. Jedem, der sich einmal mit amerikanischen innerpolitischen Verhältnissen beschäftigt hat, ist die Zerfahrenheit in der kommunalen Verwaltung aufgefallen. Diese Zerfahrenheit geht stellenweise so weit, daß für ein und dieselbe Sache drei oder vier gleichzeitige Kompetenzen bestehen. Man hatte die kommunale Verfassung ziemlich eng an die Bundesverwaltung angelehnt, hatte auch in den Kommunen zwei Körperschaften gebildet, die in ihren Kompetenzen etwa dem Senat und Repräsentantenhaus glichen. Wie leicht muß es da interessierten „Kapitalisten“ gewesen sein, sich in den Häusern eine Anzahl „Freunde“ zu kaufen!

Wie man die Dinge auch betrachten mag, immer wieder drängt sich uns die Meinung auf, daß Amerika in seiner „freiheitlichen“ Verfassung zu weit gegangen ist. Daß es sich blind an ein antikes Vorbild gehalten hat, ohne zu bedenken, daß es ein großer Unterschied ist, ob diese Verfassung einem Volk von 120 oder nur von 10 Millionen Menschen dienen soll. Daß es ein großer Unterschied ist, ob die Verfassung auch den Rahmen für eine aufblühende Wirtschaft abgeben soll oder, wie im alten Rom, nur die Grundlage für eine Machtausdehnung des Reiches unter Wahrung der internen Interessen des römischen Bürgers. Die amerikanische Verfassung ist an ihrer Übertreibung weit weniger schuld als der Geist, in dem sie manipuliert wurde. Franklin D. Roosevelt sagt zwar (a. a. O., S. 216): „Unsere Verfassung ist so einfach und praktisch, daß immer die Möglichkeit besteht, außerordentlichen Bedürfnissen durch eine Umgruppierung und Verlagerung des Schwergewichts ihrer einzelnen Bestandteile gerecht zu werden, ohne etwas von den wesentlichen Formen einzubüßen. Deshalb hat unser Verfassungssystem sich als der weitaus dauerhafteste politische Mechanismus erwiesen, den die moderne Welt jemals gekannt hat. Er ist allen Anforderungen einer riesenhaften Erweiterung unseres Territoriums, allen Anforderungen des Krieges, allen Anforderungen erbitterter innerer Kämpfe, allen Anforderungen unserer internationalen Beziehungen gewachsen gewesen.“

Man kann nur sagen, Herr Roosevelt geht in seinem Lob der Verfassung sehr weit. Gewiß, die amerikanische Verfassung ist freiheitlich. Aber hat sie nicht gleichzeitig den Oligarchen die Möglichkeit verschafft, die Macht an sich zu reißen? Hat sie es etwa verhindern können, daß neun Zehntel der amerikanischen Nation „industrielles

Kanonenfutter" geworden sind, unselbständige, unfreie Menschen, „denen keine Möglichkeit mehr offen steht"? Hat diese Verfassung es nicht ermöglicht, daß das Volk seiner natürlichsten Rechte, soweit sie die freie Betätigung des einzelnen auf wirtschaftlichem Gebiet betreffen, beraubt wurde? Hat diese Verfassung es nicht schweigend mit angesehen, daß die formale Demokratie, auf der sie doch beruhte, in eine machtvolle Oligarchie umgewandelt wurde?

Die Verfassung ist nicht der Spiegel der Volksseele, sondern nur in der Anwendung, in der Auslegung ihrer Artikel und ihres Sinnes erkennt man die Sinnesart eines Volkes. Eine Verfassung kann immer nur den Rahmen abgeben für die bürgerliche Betätigung einer Nation. Es ist leichter, mit gutem Willen aus einer ungeeigneten, „unfreien" Verfassung für die Nation positive Ergebnisse zu erzielen, als aus einer guten, ja vorbildlichen Verfassung, deren Anwendung mangelhaft und nachlässig ist; schon so oft in der Geschichte haben die Völker nach „einer Verfassung" geschrien, haben, um sie zu bekommen, Revolutionen veranstaltet, und doch: was ist das Ergebnis in vielen Fällen gewesen? Theoretische Demokratie, praktische Ausbeutung. Denn je formalistisch-freier eine Verfassung ist, desto mehr Möglichkeiten gibt sie auch den Demagogen, sich ihrer zu bedienen, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Nicht die Verfassung an sich ist das Erstrebenswerte, sondern die Garantie, daß ihre Anwendung dem Stifter der Verfassung, der Nation, entspricht. Hierüber waren sich die Vereinigten Staaten in keiner Weise klar, sonst hätte es niemals zu einer so hochgradigen Übertreibung der verfassungsmäßigen Rechte kommen können. Solange sich der Mißbrauch dieser Rechte auf legaler Basis vollzieht, kann von einer internen Gerechtigkeit nicht gesprochen werden.

Es scheint in den Vereinigten Staaten so zu sein, daß die verfassungsmäßigen Rechte allein den Monopolen zustehen, während die Nation sich mit dem schäbigen Rest begnügen muß, den ihr das anonyme Bonzentum übrigläßt. Selbst Woodrow Wilson hat diese Verzerrung der „nationalen Rechte der persönlichen Kompetenz" schließlich erkannt, trotz seiner dogmatisch-professoralen Gelehrsamkeit. Selbst er wußte, daß die neu entstandene Macht „finanzieller Natur" war, wußte, daß das stark konzentrierte Wirtschaftssystem der wahre Herrscher des zwanzigsten Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten sein würde, wenn

nicht bereits war. Er sah in dieser Wirtschaftsoligarchie (in Wahrheit war es schon mehr eine Diktatur, denn eine Oligarchie) jene Macht, von der „große Massen einzelner Menschen in ihrer Sicherheit und ihrem Lebensunterhalt abhängig waren und deren Unverantwortlichkeit und Habgier Hunger und Elend über diese Massen bringen würde".

Derselbe Wilson hatte — theoretisch — den Völkern Europas einen „gerechten Frieden" bringen wollen: er versagte, als es an die Ausführung in der Praxis ging. Er hatte — theoretisch — die Wurzel des Übels erkannt, an dem die amerikanische Nation krankte: in der Praxis kam er über dogmatische Formeln nicht hinaus. Er unterschied sich darin nicht wesentlich von seinen Amtsvorgängern, denn auch eine so eigenwillige Persönlichkeit wie Theodore Roosevelt hatte den Kampf gegen die Trusts aufgeben müssen, hatte das Schlachtfeld geräumt. Der einzelne vermochte in Amerika nichts, selbst dann nicht, wenn er Präsident der Vereinigten Staaten war. Der Präsident vermag sich nur dann durchzusetzen, wenn hinter ihm ein geschlossener Block der nationalen Meinung steht, das heißt, wenn das Gewicht seiner Meinung durch die Stimmen eines großen Teiles der Nation erhärtet wird. Das Spiel der „Parteien" bringt ihm weder Ansehen noch auf die Dauer Gefolgschaft ein. Im Gegenteil, das Volk differenziert sich nur immer mehr von der Staatsgewalt und sucht sein Heil bei anderen Demagogen, die ihm den Himmel auf Erden versprechen.

Der wahre Amerikanismus — existierte er noch — wäre der schärfste Gegner von Wall Street. Die Mentalität, die in Lexington und Harpers Ferry ihre Taufe erhielt, vermöchte eine aufgedunsene, verjudete, anonymisierte Wall Street nicht zu ertragen. Sie würde in der Machtkonzentration des Kapitals zur Erzielung persönlicher Vorteile ein Vorgehen sehen, das der Psyche des Amerikaners ebenso widerspricht, wie es dieser Psyche widersprochen haben würde, wenn der Sklavengeist auf die Dauer legalisiert worden wäre. Die amerikanische Nation hatte ihr Leben eingesetzt, um die Vorherrschaft der allgemeinen Rechte der Nation gegenüber den egoistischen Interessen einer Minderheit zu verteidigen. Hatte in diesem Kampf die amerikanische Staatsidee zu staatspolitischem Realismus geformt. Diese Staatsidee beruhte ausschließlich auf der freien Regsamkeit des Individuums, auf der Wahrung seiner „persönlichen Kompetenzen" und ihrem Schutz gegen Bedrohung von innen und außen. Dieser Staatsidee, die die persönliche

Regsamkeit des amerikanischen Bürgers garantierte, ja, deren eigentlicher Zweck es war, diese Garantie zu verankern, hat dann zur Bildung des ursprünglichen Amerikanismus geführt, der seinerseits die Aufgabe übernahm, die Nation zu formen, aus dem Konglomerat von Einzelvölkern ein einheitliches Volk zu bilden, das den Staatsraum übernehmen konnte. Es wurde in diesen Betrachtungen schon gesagt, daß sich die frühe amerikanische Entwicklung in Opposition gegen Europa vollzogen hat. Als das Gefühl dieser Opposition aufhörte, als das Land daranging, seine viel zu dünne Bevölkerung von Europa aus auffüllen zu lassen, begann für das Amerikanertum die Aufgabe, die Grundsätze des Amerikanismus den Millionen neuer Mitbürger nicht nur begreiflich zu machen, sondern sie ihnen einzuimpfen. Man hat geglaubt, daß diese Mission erfüllt worden sei. Mit Unrecht. Denn was sich in Wahrheit seit dem Ende des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten vollzog, war das Heranwachsen einer Mentalität, die sich immer weiter von dem wahren Amerikanertum entfernte. Es ist zum Verständnis der amerikanischen Psyche, wie sie uns im heutigen Amerika gegenübertritt, unerläßlich, sich über das Wesen des sogenannten amerikanischen Schmelzvorganges klarzuwerden. Denn das, was uns seit drei oder vier Jahrzehnten hier gegenübertritt, ist nicht mehr Amerika, sondern ein lebendiger Kompromiß zwischen Elementen, die sich wie Feuer und Wasser gegenüberstehen.

Der berühmte „melting-pot“

Wenn die amerikanische Staatsverfassung von dem Grundsatz ausgeht, „Amerika den Amerikanern“, so ist hierin eine Mission enthalten, nämlich die, einen bestimmten Teil der Weltbevölkerung zu „Amerikanern“ zu machen, das heißt, auf sie die nationalen Prinzipien der amerikanischen Staatsordnung anzuwenden. Schon hierin liegt ein Widerspruch, der allerdings nicht ohne Möglichkeit der Lösung ist. „Amerikaner“ ist nicht nur derjenige, der im Lande selbst geboren ist, der also aus dem Boden des Landes das Leben gewonnen hat, sondern auch jeder, der sich die Mühe gibt, „Amerika als Bürger zu verstehen“. Man wird mir recht geben, wenn ich sage, daß von den vielen Millionen, die nach Amerika strömten, der Prozentsatz derjenigen, die sich dieser Mühe unterzogen haben, außerordentlich gering ist. Ich sagte schon

— und es wird wohl kaum streitig sein —, daß die Masse der Einwanderer von einem wirtschaftlichen Vorwärtsdrang beseelt war (und ist), daß sie den Wechsel der Heimat vorgenommen hat, um in Amerika wirtschaftlich unabhängiger zu werden, als sie es im alten Lande war. Hierdurch wurde der an sich bei der angelsächsischen Rasse sehr scharf ausgeprägte wirtschaftliche Zug noch verstärkt und radikalisiert. Dem Angelsachsen- und Germanentum wohnt eine gewisse Zähigkeit des Beharrens inne, und es war diese Eigenschaft, die den Kampf um die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Eingewanderten zu einem so zähen, scharfen werden ließ. Der Durchschnittseinwanderer dachte nicht viel über die Liebe und Anhänglichkeit nach, die er seiner neuen Heimat schuldig war. Er handelte. Wirtschaftete. Und es mag uns eigentümlich anmuten, daß das Wirtschaften aller dieser Millionen eine gewisse Uniformität zeigte, daß sie, wenn auch nicht alle, so doch häufig, die gleichen Methoden anwandten, um das Wirtschaften erfolgreich zu machen. Sie lernten die Sprache des Landes, weniger aus Liebe zu dieser Sprache, als um desto leichter vorwärtszukommen. Und sie nahmen die amerikanische Staatsbürgerschaft an, die meisten aus Opportunität, manche aus Dankbarkeit für die erzielten wirtschaftlichen Erfolge, die wenigsten aus „Liebe". Man sollte sich auch in Amerika nicht einreden, daß ein Mensch, den keine politischen oder religiösen Beweggründe aus seinem Vaterland getrieben haben, so leicht den Vaterlandsgedanken ändert, aus einem im Innersten seines Herzens guten Slowaken nun plötzlich ein ebenso überzeugter „Amerikaner" wird. Die Anhänglichkeit an seine alte Heimat bleibt bestehen, trotz der Dankbarkeit, die er seiner neuen schuldet.

Die Kraft des „melting-pot" ist begrenzt. Sie hat ihre kosmopolitische Wurzel in der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit. Man sollte die modernen Einwanderer nicht mit den alten Pilgrims verwechseln, sollte sich nicht der Illusion hingeben, daß die Einwanderer der letzten Jahrzehnte aus purer Lust und Liebe ihr Vaterland verließen oder um ideologischer Ansichten willen. Amerika ist seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für die Welt der wirtschaftliche Reservekontinent geworden, der Erdteil, den man immer noch im Rücken zu haben glaubte, wenn man in Europa oder sonstwo Schiffbruch erlitten hatte. Die alten Pilgrims brachten Ideale mit oder formten sie, die neuen dagegen kamen in geschlossener Einmütigkeit in dieses Land, um ihren

Finanzen aufzuhelfen. Diesem Gedankengang verdankt Amerika das heutige Renommee, ein Land des kalten Rechnens zu sein, ein Land des „money-making“, ein Land ohne Ideale und ohne Idealismus. Diese Ansicht ist zu scharf, aber sie ist verständlich, denn hat nicht Amerika in sonst selten anzutreffender Indolenz erklärt, daß ihm die religiöse Überzeugung oder überhaupt die Denk- und Betrachtungsweise seiner Bürger gleichgültig sei? Hat nicht der amerikanische Staat bei jeder sich bietenden Gelegenheit sein Desinteressement an dem Entwicklungsgang seiner Bürger erklärt? Ja mehr noch: hat er sich nicht bewußt aus dem bürgerlichen Leben zurückgezogen, hat die Nation sich selbst überlassen? Dieses tat er, weil er glaubte, dieses Desinteressement sei durch die „freiheitliche Verfassung“ bedingt, der Bürger verbitte sich geradezu eine „Bevormundung“ des Staates. Dies hatte zur Folge, daß in diesem großen Lande jeder sich selbst überlassen war, tun und lassen konnte, was er wollte, sofern er nicht mit den Strafgesetzen des Staates in Konflikt kam. Und dieses hemmungslose Tun-und-Lassen erzeugte eine Selbständigkeit in den Handlungen des einzelnen, die für den nachmaligen Amerikaner so bezeichnend wurde. Diese Selbständigkeit, deren sich der einzelne befleißigte, weil er wußte, daß der Staat ihm doch nicht helfen würde, hat jenen Knock-out-Geist geschaffen, dem das Land seine Wirtschaftsoligarchie verdankt, allerdings auch sein zu schnelles Emporwachsen.

Der amerikanische Schmelztiegel ist oft überschätzt worden. Am meisten wird er von Amerika selbst überschätzt. Sicher ist es richtig, daß schon die zweite Einwanderergeneration anfängt, amerikanisch zu werden. Während das Kind eines in Deutschland lebenden Italieners immer noch als solches erkennbar ist, verwischt sich in Amerika diese Spur schon recht bald. Aber das ist gar nicht entscheidend. Denn in einem Lande, in dem so viele und so bunte Nationalitäten und Rassen nebeneinander wohnen, schleifen sich die ethnologischen Merkmale viel eher ab als in einem homogenen Lande, wo der Ausländer und der Andersrassige und auch seine Kinder eine verschwindende Minorität darstellen und am aktiven Leben der Gastnation keinen regen Anteil nehmen können. Entscheidend für Amerika ist nicht die Frage, ob sich die nachkommenden Generationen assimilieren lassen, da dies wohl bei allen europäischen Einwanderern, mit Ausnahme der Juden, der Fall ist. Entscheidend für Amerika ist vielmehr der Geist, den die

Einwanderer selbst mitbringen, denn diese sind es, die zunächst am aktivsten am Leben der Nation teilnehmen. In der zweiten Generation pflegt sich der Existenzkampf der eingewanderten Familie bereits wesentlich gemildert zu haben, nachdem die erste, rohe Arbeit vorüber ist. Man verstehe mich recht: der Geist, den die einwandernden erwachsenen Familienmitglieder mitbringen, wird ja sofort ein Bestandteil des nationalen Geistes, formt diesen wieder um, ergänzt ihn und erneuert ihn. Diese erwachsenen einwandernden Elemente sind die eigentlichen Komponenten des neuen Amerikanertums. Aber sie sind in einem anderen Milieu groß geworden und haben einen Teil dieses Milieus mitgebracht, so daß sich die amerikanische Nation in einem fortwährenden Umwertungsprozeß befindet, solange der Einwandererstrom andauert. Und unter diesen Prozeß fallen zuallererst die alten amerikanischen Ideale, die den Einwanderer nicht interessieren, wenn er überhaupt von ihnen Kenntnis hat, was nur in den seltensten Fällen zutreffen dürfte. Was sich in den Zwischendecks der Nordatlantikdampfer zusammendrängt, ist gewiß keine Menschenmenge, die sich in erster Linie nach neuen „Idealen“ sehnt, sondern nach wirtschaftlicher Geborgenheit.

Es gibt zwar auch „Amerikaner“, die auf ganz kurze Sicht ihr Vaterlandsgefühl zu ändern vermögen. In einer Rede um die Jahrhundertwende sagte der Deputierte von Wisconsin, Herr Richard Günther, der in Deutschland geboren war, folgendes:

„Wir wissen ebensogut wie alle übrigen Amerikaner, was unsere Pflicht erfordert. Wir wollen arbeiten für unser Land in Friedenszeiten und dafür kämpfen in Kriegszeiten, wenn es dazu kommen sollte. Wenn ich sage unser Land, dann meine ich natürlich unser Adoptivland, die Vereinigten Staaten von Amerika. Nachdem wir aus dem Schmelztiegel unserer Naturalisation wieder hervorgekommen sind, sind wir keine Deutschen mehr, wir sind Amerikaner geworden. Unsere Zuneigung zu Amerika darf nicht gemessen werden an der Dauer unseres Aufenthaltes hier. Wir sind Amerikaner von dem Augenblick ab, wo wir den amerikanischen Boden betraten, bis zu dem, wo wir in das amerikanische Grab gelegt werden. Wenn nötig, sind wir bereit, für Amerika die Waffen zu ergreifen. Amerika ist das Erste und das Letzte, Amerika für ewig! Amerika vor Deutschland! Amerika vor der ganzen Welt! Amerika durch dick und dünn! Immer Amerika! Wir sind Amerikaner!“ (Entnommen der Schrift „Amerikanismus“, Schriften und Reden von Theodore Roosevelt, Reclam jun., Leipzig.)

Sicherlich hat Mr. Guenther sich bei dieser Rede ein wenig überanstrengt. Er eifert sich in ein Sentiment hinein, das ihm innerlich sicher fernliegt. Man kann ruhig annehmen, daß auch Mr. Guenther aus Gründen der Opportunität nicht nur so gehandelt, auch so geredet hat. Ebenso sicher ist, daß zahlreiche andere frischgebackene Amerikaner, die aus dem „Schmelztiegel" erfolgreich emporgetaucht sind, die gleichen Reden halten werden, um ihr wohl manchmal angezweifeltes Amerikanertum desto glaubenswerter zu machen. Daß ein opportunistischer Immigrant wie Mr. Guenther aber in so dick aufgetragener Weise auf sein altes Vaterland einhackt, daß er sich, ohne dazu aufgefordert zu sein, schon im voraus bereit erklärt, auch gegen dieses die Waffen zu tragen, das ist, glaube ich, ein wenig sympathisch berührender Charakterzug. Vielleicht entdeckt Mr. Guenther plötzlich, daß Nikaragua doch noch bessere Entwicklungsmöglichkeiten für seine Branche bietet; und in dem Fall wird ihn wohl nichts daran hindern, ein ebenso lauter und im Brustton „überzeugter" Nikaraguenser zu werden und der Umwelt zu erklären: „Nikaragua vor der gesamten Welt! Nikaragua durch dick und dünn! Nikaragua für immer!"

Solche Typen sind, Gott sei Dank, auch in Amerika nicht allzu oft anzutreffen. Man kann Amerika vor Leuten dieser Art nur warnen, denn wer einmal sein Vaterland so leicht wechselt, sich dazu hergibt, auf sein altes Land zu schimpfen und es öffentlich herabzusetzen, der kann dies auch ein zweites Mal tun. An solchen Immigrants hat Amerika wenig Freude, denn zumeist verbirgt sich hinter der schreienden Fassade ein grauenhafter Angstmeier, der im Ernstfall auf den Baum klettert, um sich vor dem Hofhund zu retten. Der durchschnittliche Einwanderer hält doch etwas fester an seinem Volkstum, er bewahrt seinem alten Vaterland wenigstens die Achtung und das Pflichtgefühl, das man der Heimat schuldig ist, auch wenn es einem „drüben" noch so gut gehen mag.

Die „Patrioten" vom Schlage des Mr. Guenther können das Bild der Heterogenität Amerikas nicht verwischen. Auf einen Guenthertyp entfallen zehn andere, die etwas mehr Zeit brauchen, um sich zu akklimatisieren. Es hat nichts mit Amerikanismus zu tun, wenn ein Einwanderer sich überschlägt, um seine „Liebe" und „Zuneigung" zu Amerika zu proklamieren. Je lauter diese Proklamation, desto fauler ist sie meist. Der einwandernde Ausländer arbeitet, arbeitet sogar viel

und pflegt keine Zeit für solche Deklamationen zu haben. Amerika braucht keine Männer, die ihr Vaterland von heute auf morgen vergessen, weil es ihnen in ihrer neuen Heimat vielleicht besser geht. Auf solche Leute ist kein Verlaß. Was Amerika braucht, das sind Männer, die zwar „durch dick und dünn" mitgehen, die aber auf der anderen Seite wissen, was sie ihrem Gastlande und ihrer alten Heimat schuldig sind, ohne sich darüber in Tiraden zu ergehen.

Die amerikanische Mentalität wird durch diese Guenthertypen leicht verfälscht. Denn ebenso wie dieser laute Schreier seine neue nationale „Gesinnung" vorlaut und ungefragt der Mitwelt kundtut, ebenso wird er sich auch bemühen, sich ganz als „Amerikaner" zu zeigen. Er wird alle jene Attribute des „Amerikanertums" mit Meisterschaft den erstaunten Europäern demonstrieren, wird bei seinem ersten Deutschlandbesuch nur noch „gebrochen" deutsch sprechen. Wird sich mit seinen schlecht kopierten Yankeeallüren wichtig machen. Mit diesen Auchamerikanern hat das wahre Amerikanertum nicht nur nichts gewonnen, sondern es hat seine Aufnahmewilligkeit an einen Unwürdigen verschwendet. Welche Methoden, glaubt man wohl, wird dieser Mr. Guenther in seinem geschäftlichen Leben drüben angewandt haben? Wenn er seine politische Überzeugung so leicht wechselt, müssen seine Geschäftstransaktionen n o c h skrupelloser sein. Daß er zu Erfolgen gekommen ist drüben, können wir aus seiner Lobhudelei entnehmen, denn ein Mann von seinem Schlage würde, arm geblieben, nicht auf das Land ein Loblied anstimmen, das es gewagt hat, ihn arm zu lassen. Wahrlich, für Amerika sind diese Existenzen eine große Belastung. Und eine schwer verdauliche Kost. Denn diese Leute werden dem Staat einst mit ihrem „Nationalismus" zur Last fallen. Sie sind, mit einem Wort, „amerikanischer" als die Amerikaner. Und das sagt wohl genug.

Amerikaner zu werden ist nicht leicht. Gewiß, man kann leicht nach außen hin als solcher auftreten, ohne deshalb einer zu sein. Amerikaner sein heißt mehr als bloßer Mitbürger der Vereinigten Staaten von Amerika. Es heißt deshalb mehr, weil Amerika eine I d e e hatte, die im Brodel des materialistischen Geschehens untergegangen ist. Auf dieser Idee wurde Amerika aufgebaut, erobert, kolonisiert, damit begründet. Was nachher geschehen ist, das ist nichts mehr als die Übersteigerung eines Wirtschaftsgefühls, das in der Nation selbst keine

Wurzel hatte. Auch der „reine“ Amerikaner wirtschaftet. Dazu ist er genügend Angelsachse. Aber wäre Amerika in der Hand jener „reinen“ Amerikaner geblieben, so würde sich niemals die Oligarchie dort eingebürgert haben. Der „reine“ Amerikaner verabscheut die Herrschaft einer begünstigten Clique von Personen, die nicht mehr Rechte besitzen als er selbst. Und doch muß er sich ihr beugen. Das reißt in ihm einen Zwiespalt auf, macht ihn vor sich selbst unsicher. Der beste Amerikaner ist der, der sich gegen das System der Oligarchen aufbäumt, denn in ihm lebt noch ein Rest von jener instinktiven Wildheit und Unbeugsamkeit, die die Kolonisten auszeichnete. Sie hatten sich mit ihrer Unbeugsamkeit durchzusetzen verstanden, ihre timideren Nachfolger aber beugten sich der Jurisdiktion einer Handvoll Männer. Schluckten die Oligarchie. Räumten dem Judentum einen Ehrenplatz ein. Und ließen sich rassisch, politisch und wirtschaftlich ausbeuten.

„Schmelztiegel“ nennt die Welt jene Institution, die aus „alten“ Menschen „neue“ machen soll. Durch die Millionen von Menschen rassisch umgeformt werden sollten, bis sie für würdig befunden wurden, der neuen, amerikanischen Rasse anzugehören. Gibt es überhaupt eine amerikanische „Rasse“? Man wird sagen müssen: nein. Denn das, was sich in jenem Schmelztiegel vollzieht, ist nicht die Liquidierung rassischer Merkmale, sondern die Aufmalung äußerlich neuer. Nur Aufmalung zunächst. Man will diejenigen, die aus dem Schmelztiegel wieder emporsteigen, zum wenigsten dazu befähigen, daß sie amerikanische Menschen e r z e u g e n können. Man spekuliert also auf die kommende Generation. Und das ist gut so. Soweit es geht. Die amerikanische Nation hat sich, seitdem die Einwanderung so gut wie abgestoppt ist, rassisch etwas konsolidieren können, das heißt, man hat den Menschen Zeit gegeben, sich in den Rahmen einzufügen. Vorher, als jedes Schiff neue Einwandererregimenter an Land warf, war die Nation nicht zur Ruhe gekommen, denn immer aufs neue wiederholte sich der Vorgang des „Schmelzens“ und immer neue Mischungen kamen aus dem Schmelztiegel zum Vorschein. Und gleichzeitig wurde der Kampf um das Dasein mit jeder Schiffsladung immer härter, grausamer, gefühlloser, bis er zu guter Letzt alle anderen Rüchsichten in den Schatten stellte. Die Machtkonzentration war die Folge.

Die Menschen, die aus dem Schmelztiegel hervorgingen, waren

gewiß weit davon entfernt, „typische Amerikaner" zu sein. Aber was kann man anders erwarten? War der Schmelztiegel selbst denn etwas anderes als eine Notmaßnahme, die man ergreifen mußte, um das Kunterbunt der Rassen und Nationalitäten wenigstens äußerlich zu vereinheitlichen? Und so lange die Einwanderung anhielt, war dieser Schmelzprozeß tatsächlich unerläßlich, denn dem buntscheckigen Völkergemisch, das man an Land ließ, mußte wenigstens ein gemeinsamer Anstrich gegeben werden, bis die Zeit dazu verhalf, daß das Nationalbewußtsein nachwuchs. So und nicht anders kann man den Schmelztiegel auffassen, kann von ihm keine Wunderdinge erwarten, daß er eine homogene Nation sozusagen am laufenden Band schafft, wo vorher rassisches Chaos gewesen war. Und diese begrenzte Mission hat der „melting-pot" erfüllt. Er war sozusagen das Fegefeuer für diejenigen, die bereit waren, die Anwartschaft auf das Amerikanertum zu erstreben. Und das mußte jeder, der nach drüben ging — in seinem eigenen Interesse. In den Männern, die nach Amerika gingen, war dieses Interesse das des persönlichen Vorteils, in ihren Kindern konnte mehr schlummern als nur das. Das war die Spekulation Amerikas.

Die Materialisierung des Landes, die im Zuge des verschärften Daseinskampfes ganz von selbst in Erscheinung trat, führte zu einer schnellen Absorbierung der einwandernden Millionen. Es standen dabei keine gemeinsamen nationalen Ziele im Vordergrund, sondern eine Unzahl persönlicher Interessen und Ambitionen, die nur unter einer sehr freiheitlichen Staatsauffassung sich auswirken konnten. Wie wäre das Bild gewesen, wenn der Staat, der doch früher Träger der Initiative gewesen war, die wirtschaftliche Entwicklung kontrollierte oder zum mindesten in Bahnen lenkte, die von ihm gezogen waren? Gewiß würde die wirtschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten sich bedeutend langsamer vollzogen haben als unter der Ägide des staatlichen Desinteressements. Aber die Entwicklung wäre planmäßiger erfolgt. Vor allem wäre man — vorausgesetzt, daß die staatliche Kontrolle wirksam gewesen wäre — von jenen Übertreibungen frei geblieben, die schon so oft das amerikanische Wirtschaftsgefüge bedroht haben. Hätte man die wirtschaftliche Betätigungsfreiheit des einzelnen eingeengt oder in einen bestimmten Rahmen eingeordnet, so wäre es niemals zu jenen Monopolen, Trusts und jüdisch-anonymen

Kapitalkonzentrationen gekommen, die heute den Staat vor schwere Entscheidungen stellen. Warum hat der Staat gezögert, dies zu tun? Weil die amerikanische Psyche einen Staatseingriff verabscheute? Gewiß, aber man hätte doch bedenken sollen, daß man der Mentalität von vier oder fünf Millionen zuliebe nicht die Existenz einer werdenden Nation von 120 Millionen aufs Spiel setzen konnte und durfte. Sicher verabscheute der „reine“ Amerikaner jede Intervention des Staates und verwarf sie als „unamerikanisch“. Aber waren denn jene Dutzende von Millionen, die ins Land kamen und mit der Mission betraut waren, das Land zu kultivieren, waren diese Millionen denn etwa weniger „unamerikanisch“? Wäre es nicht klüger und weitsichtiger gewesen, dem ins Land strömenden „unamerikanischen“ Element auch eine unamerikanische Methode der Wirtschaftsgebarung überzuordnen? Sie, die jetzt weite Strecken des Landes in Besitz nahmen, sie, die mit Ach und Krach durch den Schmelztiegel passiert waren, sahen sich einem durch nichts gebundenen und eingeschränkten Wirtschaftsfeld gegenüber, innerhalb dessen sie machen konnten, was sie wollten.

Der Köder der individuellen Freiheit wurde nicht einmal durch den Schmelztiegel seiner wirtschaftlichen Schmackhaftigkeit beraubt. Amerika behandelte seine jüngsten Mitbürger auf amerikanische Weise, das heißt, es bekümmerte sich nicht um sie, solange sie der Nation nicht zur Last fielen. Das war das einzige, was sie nicht tun durften. Amerika wollte an ihnen eine Stütze haben, keine Last. Es gab ihnen alle Freiheiten, die sie sich nur wünschen konnten, die sie vorher nicht besessen hatten, und die sie befähigten, ihren Wirtschaftskampf nach eigenem Gutdünken zu führen. Und das war der grundlegende Fehler, den Amerika den vielen Millionen Menschen gegenüber beging, daß es sich, bis auf die normale Wirksamkeit des Schmelztiegels, nicht um sie kümmerte. Aus dieser freiheitstrunkenen Sorglosigkeit entwickelte sich der hemmungslose Wirtschaftsindividualismus, der ganz logischerweise zur Wirtschaftsoligarchie der Stärkeren wurde. Nicht die „Stamm“-amerikaner sind es, die nach dieser Oligarchie gedrängt haben, sondern die hundert Millionen, die auf den rücksichtslosen Existenzkampf angewiesen waren und Freude am Kampf um die Macht gewannen. Aus diesem freudigen Kampfgefühl um die wirtschaftliche Macht erwuchs die heutige amerikanische Mentalität. Und durch die jüdische Beimischung erhielt sie ihre Verzerrung.

Die Funktionen des Schmelztiegels genügten in ihrer Begrenzung nicht, um dem Ansturm der einwandernden Völker und Rassen standzuhalten. Es ist nicht so, wie Mr. Guenther meint, daß man nur durch den Schmelztiegel zu passieren brauche, um „vollwertiger" Amerikaner zu werden. Einer Nation als gleichwertiges Mitglied angehören heißt mehr als nur ihren Namen tragen. Die jüdischen Emigranten aus Deutschland begnügen sich zwar mit dieser Methode der Äußerlichkeit, da sie ja nur geschäftliche Ziele verfolgen und sich nicht damit abgeben, die Seele eines Volkes zu studieren. Aber an den europäischen Einwanderer hätte Amerika andere, höhere Ansprüche stellen müssen. Es hätte sie zumindest mit den Idealen der Nation bekannt machen müssen, um sie, die an dieses Maß von Freizügigkeit nicht gewöhnt waren, daran zu verhindern, die Freiheit ökonomisch auszubeuten. Auch in dieser Beziehung hat Amerika, um wirtschaftlicher Vorteile willen, ein zu scharfes Tempo angeschlagen, hat eine Entwicklungsstufe übersprungen. Und dies rächte sich, als die erste fühlbare wirtschaftliche Krise das Land heimsuchte.

Amerika hatte sich bei der Erschließung seines Landes zu wenig Zeit gelassen, hatte sich allzu sehr auf den Zustrom fremder Elemente verlassen, die andere Umgangsformen, andere Anschauungen und andere Ideen mitbrachten. Mit den Umgangsformen wurde der sakrosankte Schmelztiegel fertig, mit den Anschauungen und Ideen nicht. Die tastete er nicht an. Er „machte" Amerikaner en gros und verließ sich darauf, daß sie es waren. Während der alte amerikanische Staat die Ideale des Volkes bewußt pflegte und sie in jeder Weise unterstützte, entzog sich der moderne Staat dieser Pflicht völlig. Er ordnete sich dem Lauf der Wirtschaft bedingungslos unter. Die Wirtschaft, deren hauptsächlichster Träger das eingewanderte Element, insbesondere das Judentum wurde, war damit souverän. Und an dieser Souveränität hat sich bis heute nichts geändert. In Amerika regierte damit das „Wirtschaftsideal", das darin besteht, zur Macht zu werden. Und dieser Macht war der Staat nicht gewachsen. Und heute ist er es weniger denn je.

So lagen die Dinge, als Amerika aus dem Taumel der Kriegs- und Nachkriegsjahre erwachte, als es sich bewußt wurde, daß es einem wirtschaftlichen Phantom nachgelaufen war, das wirtschaftliche Weltherrschaft hieß. Aber um eine solche Weltherrschaft nicht nur anzu-

treten, sondern auch zu behaupten, bedarf es anderer Dinge als eines hitzigen Sturmangriffs. Die amerikanische Wirtschaft war in ihrem Auf- und Ausbau so weit gegangen, daß sie glaubte, mit der ganzen Welt als Markt rechnen zu können. Dieser Auffassung, die durch die Kriegskonjunktur noch verstärkt wurde, entsprach die ins hemmungslose gesteigerte Produktion und die ständige Verbreiterung der Produktionsanlagen. Man ließ sich von dem Schein bluffen, daß der Weltkrieg spurlos an der Welt vorübergegangen sei, daß sich sogar die Weltlage dermaßen „verbessert“ habe, daß sie eine weitere Verstärkung der amerikanischen Wirtschaftsexpansion rechtfertigte. Das amerikanische Volk war in dem Wahn emporgewachsen, daß ihm alles gelingen müsse, was es nur anpackte. Dies war auch bis zum Weltkrieg der Fall gewesen. Und als erst die amerikanischen Soldaten mit dem Bewußtsein nach Hause zurückkehrten, daß sie den Krieg gewonnen hätten, da glaubte das amerikanische Volk fester denn je, daß es alles, was es erstrebte, auch erreichen werde. Es rächte sich an diesem Volk die ungenügende Traditionsgrundlage, die mangelhafte Erfahrung, die ein Volk aus einer Reihe widriger Schicksalsschläge zu ziehen vermag. Hemmungslos war die Freiheit des Individuums, hemmungslos sein Geltungsrecht, hemmungslos aber auch der Optimismus. Die Nation war zu wenig ausgeglichen, zu wenig auf das negative Ergebnis ihrer Bestrebungen gefaßt. Sie war zu sehr in den Gedanken verrannt, daß sie es sein werde, die der Welt die „Freiheit“ bringen müsse. Damit quälte sich die amerikanische Nation eine „Mission“ an, die ihr niemals rechtmäßig zugestanden hat, ihr auch nicht zustehen kann. Sobald Amerika sich daran machte, seine Tradition, die in der Opposition gegen Europa bestand, zu vergessen und sich anschickte, in das Schicksal Europas tätig einzugreifen, legte es den Keim zu den Schwierigkeiten, denen es heute gegenübersteht. Mit dem Augenblick, wo das amerikanische Volk sein wahres Ziel aus den Augen verlor und einer Chimäre nachzulaufen begann, wurde es wurzellos. Denn selbst Amerika kann nicht gegen die Abwehr der ganzen Welt ankämpfen, kann auch nicht mit Aussicht auf Erfolg gegen eine feststehende Wirtschaftsordnung anrennen, als deren Verteidiger sich die Alte Welt betrachtet.

Die Eroberung des Welthandels, die sich Amerika zum Ziel gesetzt hatte, die wirtschaftliche Angliederung der bedeutendsten Weltwirtschaftsteilnehmer und ihre Einfügung in das amerikanische Expansions-

system, das waren Ziele, die an ihrer eigenen Unlogik scheitern mußten. Das hat das amerikanische Volk eingesehen, als es zu spät war, als bereits der ganze ungeheure Wirtschaftsorganismus auf Überkapazität eingestellt war. Amerika betrachtete die Beherrschung des Welthandels als seine Belohnung für den Eintritt in den Weltkrieg und dessen ausschlaggebende Wirkung. Das war der Preis, den es für die „Überwindung Europas“ forderte, für die zahlreichen politischen Anleihen und die Hilfstruppen in Frankreich. Und da dieser Preis nicht bezahlt wurde, da sich Europa und die Welt in seltener Einmütigkeit dagegen stemmten, glaubte dieses Amerika, daß es um den Sieg betrogen sei. Das war die erste große Enttäuschung, die dieses Volk erleben mußte. Und als dieser ersten Enttäuschung, besser gesagt Desillusionierung, die zweite, wirtschaftliche, folgte, stand es vor einem Berg von neuen Aufgaben. Und die schwierigste dieser Aufgaben hieß: Selbstbesinnung.

III. Es kam Roosevelt

Die Pferdekur

Selbstbesinnung und Liquidation des Krieges. So sah die neue Mission aus, an deren Erfüllung das Land herangehen mußte. Was gewesen war, war ein Spuk, ein böser Traum von der Allgewalt der amerikanischen Stoßkraft, von ihrer wirtschaftlichen und politischen Unfehlbarkeit. Amerika hatte das Aroma des Sieges mit dem Behagen eines Menschen eingeatmet, der fest davon überzeugt ist, daß dieser Sieg etwas Selbstverständliches ist, daß er ihm rechtlich gebührt. Aber als man jetzt die frische Luft der rauhen Wirklichkeit einatmen mußte, da war der Unwille im Lande groß. Der innere Zwiespalt, der die Nation seit Jahrzehnten zerteilte, machte sich in dieser Krise der Nachkriegszeit nun erst recht bemerkbar. Auf der einen Seite standen die unentwegten Expansionisten, die sich weigerten, die Folgerungen aus dem Zusammenbruch des Wunschtraumes zu ziehen, die nicht bereit waren, „durch dick und dünn“ mit der Nation zu gehen. Solange ihnen alles nach Wunsch gegangen war, hatten sie den Staat lediglich als eine Institution zum Schutz ihrer Interessen nach außen betrachtet. Jetzt, als die überdimensionierte Wirtschaft vor einer kaufunwilligen und kaufunfähigen Umwelt stand, verlangten sie plötzlich vom Staat, daß er eingreife. Kann es einen besseren Beweis für den Egoismus geben, mit dem die expansive Wirtschaft den Staat — und damit die Nation — behandelte?

Auf der anderen Seite stand die abhängig gewordene Nation, die Millionenmasse derer, die für die Oligarchie gearbeitet hatten und die sich jetzt plötzlich vor dem Nichts sahen. Ein Drittel der Nation, Männer, Frauen und Kinder, war ihrer Arbeits- und Existenzbasis beraubt worden, war damit von dem Eingriff des Staates direkt abhängig geworden. Jetzt trat ein, was sich leicht hätte verhindern lassen, wenn der Staat sich nicht, entgegen seinen Pflichten, jahr-

zehntelang völlig von der Nation abgesondert hätte, nur um denen einen Gefallen zu tun, die in seinem Eingriff eine Bedrohung ihrer „persönlichen Rechte“ erblickten. Die Stimme der Nation war nicht bis zur Regierung vorgedrungen, sie wurde von den „großen Geschäftemachern“ manipuliert und kam erst in dieser Verkleidung an die Regierung. Das war nichts anderes als eine „manipulierte Demokratie“, ein politisches System, das wie geschaffen ist für Ausbeuter jeden Schlages. Die Oligarchie war bei der ersten Schicksalsprüfung, die die Nation zu bestehen hatte, kläglich zusammengebrochen; sie klammerte sich jetzt hilfesuchend an denselben Staat, dem man vorher jede Intervention verboten hatte.

Und das Volk? Es war an dem Wettlauf zur Wirtschaftsexpansion nicht direkt beteiligt gewesen und doch trafen es die negativen Ergebnisse dieses Wettlaufs am stärksten. Die Zusammenballung der amerikanischen Wirtschaft zu zahlenmäßig geringen, aber desto mächtigeren anonymen Finanzgebilden hatte die Selbständigkeit des Volkes immer mehr eingeengt, hatte es in Abhängigkeit gedrückt, hatte aus dem freiregsamen Denken des einzelnen einen Trott täglicher, erzwungener Routine gemacht. Das Volk war damit unselbständig geworden, wenn auch nicht ohne eigene Schuld. Und in dieser Unselbständigkeit tat es dasselbe, was auch die „bosses“ taten, die ihm diese Unselbständigkeit gebracht hatten: es appellierte an die Regierung. Und so sah sich jetzt, zur schlimmsten Zeit, diese vorher so verpönte und zur Nichtintervention verurteilte Regierung gezwungen, die Verantwortung für das weitere Geschehen auf sich zu nehmen. Der Mann, der an die Spitze dieser Regierung trat und damit die Hauptlast der Verantwortung auf seine Schultern nehmen mußte, hieß Franklin D. Roosevelt.

In seiner Botschaft an den Kongreß vom 4. März 1933, aus Anlaß der Übernahme der Präsidentschaft, erklärte er folgendes*):

> „Die Schwierigkeiten, denen wir entgegentreten müssen, betreffen Gott sei Dank n u r m a t e r i e l l e (!) Dinge. Unsere Werte sind auf ein fast phantastisch niedriges Niveau gesunken, die Steuern sind gestiegen, unsere Zahlungsfähigkeit hat abgenommen, der gesamte Staatsapparat ist durch den ernstlichen Rückgang der Einnahmen bedroht, die Tauschmittel sind in den Kanälen des Handels eingefroren, überall liegt das welke Laub industriellen Unternehmungs-

*) Franklin D. Roosevelt, a. a. O., S. 211.

geistes umher, die Farmer finden keine Märkte für ihre Produkte, und Tausende von Familien haben ihre Ersparnisse vieler Jahre eingebüßt.

Und was noch wichtiger ist, eine Armee erwerbsloser Bürger ringt mit dem grimmigen Problem ihrer Existenz, eine ebenso große Zahl plackt sich mit kargem Gewinn. Nur ein törichter Optimist kann die finsteren Gegebenheiten des Augenblicks wegleugnen wollen. Dennoch rührt unsere Notlage nicht aus einem Mangel an Mitteln her. Wir sind von keiner Heuschreckenplage heimgesucht worden. Wenn wir einen Vergleich mit den Gefahren ziehen, die unsere Väter bezwungen haben, weil sie voller Zuversicht waren und keine Furcht hatten, müssen wir immer noch für vieles dankbar sein. Die Natur bietet uns immer noch ihre reichen Schätze dar, und menschliches Bemühen hat diese Schätze vervielfacht. Der Überfluß staut sich an unserer Schwelle, aber gerade angesichts des reichlichen Vorrats erlahmt unsere Fähigkeit, den Überfluß großzügig zu nutzen.

Das hat vornehmlich seinen Grund darin, daß die Männer, die den Austausch der von Menschenhand erzeugten Güter beherrschten, zufolge ihrer eigenen Halsstarrigkeit und ihrer eigenen Unfähigkeit gescheitert sind, ihr Versagen eingestanden haben und abdanken mußten. Die Praktiken der skrupellosen Geldwechsler sind angeklagt vor dem Gerichtshof der öffentlichen Meinung, verworfen von den Herzen und Hirnen der Menschen.“

Wenn man will, mag man hierin ein Programm sehen, aber ein Programm, das der amerikanischen Nation schon oft vorgelegen hat. Auch der Onkel des jetzigen Präsidenten, Theodore Roosevelt, auch Taft und Wilson, haben gegen diese „Geldwechsler“ gewettert, haben sogar versucht, gegen sie anzugehen. Und sind dabei kläglich gescheitert. Haben nichts erreicht. Man könnte sagen, daß ihre Bemühungen gescheitert sind, weil die wirtschaftliche Lage des Landes in den Jahren ihrer Präsidentschaft eine wenn auch nicht ausgezeichnete, so doch immerhin eine nach außen gut erscheinende gewesen ist, so daß die „staatlichen Reformen“ sich nicht auf eine nationale Notlage, nicht auf das Gesetz des Handelnmüssens berufen konnten. Die Warner in jenen Jahren waren zwar überzeugte Gegner der Wirtschaftskonzentration, aber sie waren es, weil sie die Gefahren kommen sahen. Die Nation, die ja nur sehr begrenzten Einfluß auf die Regierungspolitik ausüben konnte — befand sich doch die Kontrolle über den Staatsapparat in der Hand der „rings“ und „bosses“ —, unterstützte die Abänderungsvorschläge der Regierung, die sie gegen die Trusts einbrachte, nur ungenügend und in lauer Weise. Solange es der Nation

gut ging, und das war ja bis zum Weltkrieg äußerlich der Fall, wenn sich auch die Anzeichen des kommenden Niedergangs mehrten, hatte sie nur wenig Interesse daran, die Wege ihrer Arbeitgeber zu kreuzen. Man pflegt den Ast, auf dem man sitzt, nicht abzusägen, so sagte man.

Erst als die Wirtschaftslage sich mehr und mehr verschlechterte, als sich die Nachteile des bestehenden Wirtschaftssystems immer stärker offenbarten, als das Volk sah, daß dieses System keinen aus seiner Mitte für die verlorene Selbständigkeit kompensieren und gegen die Folgen einer nach unten gerichteten Wirtschaftsentwicklung in Schutz nehmen würde, erst da bildete sich eine Art nationaler Phalanx gegen die „big bosses“ und gegen ihr System der Mundtotmachung der wirtschaftlichen Opposition. Und da war es zu spät.

Schulze-Gävernitz hat einmal ein sehr schönes Wort über die Trusts gesprochen: „Der Turm der Trusts steht auf der Jungfräulichkeit der Prärie und der Intelligenz des Farmers“, und Kjellén*) fügt hinzu: „... in der Luft des Individualismus und der freien Konkurrenz, wo der Starke natürlich privilegiert wird auf Kosten des Schwachen.“ Nur die Gegenüberstellung stark und schwach ist nicht ganz zutreffend, denn die wirtschaftlich abhängige Masse ist keineswegs „schwach“, noch ist der Monopolbesitzer, der sich auf die Gefolgschaft einer Nation stützen muß, „stark“. Diese Begriffe gelten nur solange und soweit, als von beiden Seiten keine Anstalten getroffen werden, die Grundlagen des nationalen Wirtschaftssystems zu ändern. Zur Zeit Theodore Roosevelts bestand eine unmittelbare Notwendigkeit, eine solche Änderung zu erstreben, noch nicht, da die „Prosperity“ das gesamte Land in ihrem Bann hielt und jede Opposition ziemlich aussichtslos machte, auf jeden Fall sie nicht über eine theoretische Diskussion hinauskommen ließ. Das war jedoch in den letzten zwanzig Jahren anders geworden, da die Notlage der Nation die offensichtlichen Fehler des Systems klar zutage treten ließ. Und mit der Steigerung der Notlage wurde der Nation immer mehr bewußt, daß die Abhängigkeit, in die man sie gezwungen hatte, die alleinige Schuld daran trug, daß die Folgen des Wirtschaftsumschwunges sich in so drastischer Weise gerade auf Kosten der wirtschaftlich Abhängigen auswirkte.

Auf der anderen Seite wird man nicht verschweigen können, daß das

*) Kjellén, Die Großmächte der Gegenwart, Teubner, S. 139.

System der wirtschaftlichen Machtkonzentration in Amerika auch seine guten Seiten hatte, denn dieses System wurde zum Träger einer gigantischen und unwiderstehlichen Wirtschaftsexpansion, warf den Schatten dieses „Turmes“ in die Welt und machte die Vereinigten Staaten schneller, als dies sonst der Fall gewesen wäre, zu einer Weltmacht ersten Ranges. Diese Entwicklung fiel in die amerikanische Sturm-und-Drang-Periode, womit schon klar gesagt ist, daß sie innere Fehler hatte, die in der Hemmungslosigkeit der amerikanischen Auffassung vom Wert und Wesen der „Demokratie“ lagen. Zwar hatte Amerika ein gewisses Gegengewicht gegen die ungezügelte Demokratie dadurch geschaffen, daß der Präsident eine Machtfülle zugesprochen erhielt, die an das Monarchische grenzte. Der amerikanische Präsident ist nicht nur Träger der Exekutivgewalt, sondern darüber hinaus auch einer weitgesteckten gesetzgeberischen Initiative, die allerdings zur Zeit der Prosperity fast ausschließlich im Fahrwasser der wirtschaftlichen Machtkonzentration segelte.

Mit Franklin D. Roosevelt sollte das Staatssteuer radikal herumgeworfen werden. Bei seinem Kampf um die Milderung der Wirtschaftsschäden mußte er sich bereitfinden, gerade auch den Kampf gegen die konzentrierte Wirtschaft aufzunehmen, um zu erreichen, daß das wirtschaftliche Übergewicht auf seiten der Monopole und Trusts nicht länger das nationale Gleichgewicht zu stören vermochte. Im allgemeinen gesprochen hatte also die Politik Roosevelts dahin zu gehen, daß dieses nationale wirtschaftliche Gleichgewicht wiederhergestellt wurde, das durch die Übermacht der privilegierten Kapitalkonzentration einseitig verschoben worden war. Der Kampf um das nationale Gleichgewicht mußte so vorwiegend eine Note wirtschaftlicher Umwertung tragen. Dies mußte so sein, weil die Folgen einer allzu großen Freizügigkeit wirtschaftlicher Natur waren. Und dennoch würde Roosevelt sich nicht nur mit diesen Folgen zu beschäftigen haben, sondern auch mit den Ursachen, die zu solchen Folgen führen konnten. Und das war die politische Seite der Reform.

War eine Reform Amerikas überhaupt notwendig? Der Amerikaner, wie wir Europäer ihn kennen oder zu kennen glauben, widerstrebt jeder staatlichen Einflußnahme innerhalb seines persönlichen Interessenbereiches. Er will die Freiheit in Reinkultur, will mit ihr machen, was er will, wünscht keine Protektionswirtschaft der Allgemeinheit, wie er

es nennt. Kurz, er will „Individuum“ bleiben, mit all den unantastbaren Rechten, die ihm eine individualistische Staatsentwicklung eingeräumt hatte. Aber der Amerikaner von heute hat doch eingesehen, daß nicht der Staat in diese Rechte eingegriffen hat, daß er sie niemals ernsthaft bestritt, daß er im Gegenteil in seiner Freizügigkeit zu weit gegangen ist, bis das Ergebnis das war, daß eine unqualifizierte Minderheit zum Herrscher über diese Rechte des einzelnen wurde und diese Rechte so einengte, wie es ihr paßte. Diese Einsicht hat gewiß lange gebraucht, bis sie sich durchsetzen konnte, denn in keinem Lande der Welt haßte man es so sehr wie in Amerika, nach Staatsintervention zu schreien. Und doch war das jetzt noch das einzige Mittel. Der Staat hatte versagt, hatte die Rechte des Volkes nicht verteidigt, als sie von einer kleinen Minderheit bedroht wurden. Er hatte nicht gehandelt wie derselbe Staat vor siebzig Jahren, der alle staatlichen Machtmittel einsetzte, um die Rechte der Nation gegen eine minoritäre Demagogie zu verteidigen. Das ist die Schuld des modernen amerikanischen Staates, daß er nichts tat, was notwendig war, um die vorauszusehende Entwicklung zur Plutokratie noch rechtzeitig abzubiegen.

Auch unter diesem Gesichtswinkel betrachtet war die Teilnahme der Vereinigten Staaten am Weltkrieg eine Maßnahme von unbestreitbarer Kurzsichtigkeit, denn wie konnten die Folgen anders sein, als die einer weiteren Aufblähung der protegierten Wirtschaft? Wenn dieses Amerika durch den europäischen Krieg zum Lieferanten der Welt wurde und infolgedessen zu ihrem Gläubiger, so verstärkte sich damit logischerweise auch wieder das Schwergewicht der konzentrierten Oligarchie. Denn das amerikanische Volk konnte ja keinen Nutzen aus diesem Kriege ziehen, weil keine nationalen Belange auf dem Spiel standen, sondern nur individualistisch-materielle. Franklin Roosevelt erklärte in allen seinen ersten Präsidentenreden, daß er „die Gefahren erkannt habe, die das amerikanische Volk bedrohten“. Er habe sich ein „System“ zurechtgelegt, mit dem er diese Gefahren bannen könne. Und wolle. Und als die Nation Kenntnis von seinem „System“ erhielt, sprach man von einer Pferdekur. Und wahrlich, eine Pferdekur wäre es geworden, wäre Herr Roosevelt nicht schon beim ersten konzentrischen Angriff der Oligarchen umgefallen. Eine Pferdekur in mehr als einer Hinsicht. Denn, was seit Menschengedenken in den Vereinigten Staaten noch nie geschehen war, das sollte nach dem „Roosevelt-Plan“ Tatsache

werden: der Staat wollte Einfluß auf die Wirtschaft gewinnen! Wollte, nach Herrn Roosevelt, „das wirtschaftliche Gleichgewicht der Nation wiederherstellen“! Denn: „Die Regierung hat alles Interesse daran, durch kluge, regulierende Maßnahmen die aus dem Gleichgewicht gebrachte Kaufkraft der Nation wieder auf ein normales Niveau zu heben. Ein solcher Notstand herrscht heute bei unseren Farmern, und ich stehe nicht an, zu erklären, daß es Pflicht und Schuldigkeit der Regierung ist, die Kaufkraft des Farmers wiederherzustellen.“ (A. a. O., S. 196.) Wahrlich, das war einmal ein Präsident! So ganz nach dem Herzen des amerikanischen Volkes! Er versprach Berge, versprach eine Wiederkehr der Prosperity und kündete dem verzückt lauschenden Volke an, daß es an dieser Prosperity mehr Anteil haben solle als an den vorangegangenen. Er umgab sich mit der Gloriole des sozialen Reformators, gefiel sich in der Rolle des die „big bosses“ bekämpfenden Volksführers und untermauerte seine Stellung mit popularitätshaschenden Gesten, Reden und Theorien, die er im ganzen Lande geflissentlich verbreitete.

Schien dieses Amerika umgelernt zu haben? In früheren Jahrzehnten produzierten die Farmer, was und wieviel sie wollten, verkauften ihre Ernte an die großen, anonymen Gesellschaften. Und dabei kam es ihnen, den typischen Individualisten, gar nicht in den Sinn, daß dies jemals anders werden, daß etwa die Regierung eingreifen könne. Daran dachten weder sie, noch die aufkaufenden Trusts, noch die Weizenjuden. Man war unter sich. Und Washington war weit. Jetzt aber, als sich dieses „System“ der überkapitalistischen „Freizügigkeit“ totzulaufen begann, als sich die unverkäuflichen Weizenberge immer mehr türmten, jetzt entsann man sich der Existenz einer Regierung, die „doch die Pflicht habe, dafür zu sorgen, daß die Farmer wieder mehr verdienten“. Aber es waren ja nicht nur die Farmer, die nach Washington gerannt kamen. Da waren ja auch die Industriearbeiter, die Angestellten, die kleinen Gewerbetreibenden, der „kleine Mann mit eigenem Laden“, kurz, da war die Mehrheit der Nation, die drauf und dran war, durch ein abgewirtschaftetes System an den Bettelstab gebracht zu werden. Und diese Massen wählten denjenigen, der ihnen die wohlklingendsten Versprechungen machte, der mit sorgenvoller Miene sich bemüßigte, seinem Volk theoretisch klarzumachen, was getan werden müsse. Und das Volk, das in seiner wirtschaftlichen Not

kaum noch ein und aus wußte, jubelte diesem Manne zu, der mit so wohlstilisierten Sätzen die Sünden des alten Systems zu brandmarken wußte. Es jubelte ihm solange zu, bis dieser Mann, mit Namen Franklin D. Roosevelt, den Präsidentenstuhl bestieg und sich anschickte, auf die bequeme Theorie die unbequeme Praxis folgen zu lassen. Die Nation starrte mit offenem Munde auf den Mann, von dem sie Wunderdinge erwartete, von dem sie glaubte, daß nur er dazu berufen sei, „das gottbegnadete Land" wieder zum Licht emporzuführen. Dann machte dieser Mann sich an die Arbeit. Er begann damit, sein „System" zu enthüllen. Er tat es geheimnisvoll, so wie ein Magier auf seiner „Kunst" brütet, um die staunende Menge desto mehr mit seinem zauberischen Allotria zu verblüffen.

Aber die Rooseveltsche Magie war nicht sehr zaubervoll, wenn sie sich auch den prächtigen Namen New Deal beilegte, damit die Nation sehe, daß er mit allem alten brechen und etwas „von Grund auf Neues" schaffen wolle. Diese Pferdekur, die der „Reformator" durchzuführen versprochen hatte, bestand aus einer Unzahl von Einzelproblemen wirtschaftlicher Natur. Der Präsident stand ja, wie gesagt, auf dem Standpunkt, daß man „Gott sei Dank, nur mit materiellen Dingen zu kämpfen" habe. Er proklamierte, daß die Lösung dieses ganzen Problems unter dem Leitmotiv der Wiederherstellung des sozialen Friedens stehen müsse, umgab sich von vornherein mit einem sozialen Weihrauch, der die Sinne seiner Amerikaner benebeln sollte. Wir werden wohl kaum daran zweifeln, daß der einzige Ausgangspunkt, um zu einer wirklichen Lösung der inneramerikanischen Schwierigkeiten zu kommen, darin zu bestehen hatte, daß der Bruch mit der jüdisch inspirierten Oligarchie radikal und kompromißlos erfolgen mußte. Träger dieser Oligarchie waren die großen Wirtschafts- und Finanzkonzerne, die sich im Besitz der Kontrolle über die Industrie, die Eisenbahnen, das Bank- und Geldwesen, die landwirtschaftliche Produktion, den Handel, damit über alle für die Nation wichtigen Wirtschaftskanäle befanden. Wie sich diese Kontrolle technisch organisiert hat, ist hier nebensächlich, denn ob es sich um Trusts, Monopol- oder Holdinggesellschaften handelt, ist im Endergebnis gleichgültig. Konzentration schafft immer eine vermehrte Stoßkraft. Der Entwicklungsgang, den die amerikanischen Riesentrusts genommen haben, ist ja nicht zufällig. Die Nation stellte an die Wirtschaft die Forderung, daß die wirtschaftliche Erschließung des großen

Landes in einem Minimum an Zeit vollendet werden müsse. Und diese knappe Frist — anderthalb Jahrhunderte — verstärkte den Drang zum Zusammenschluß. Die Trusts und Holdings haben sich nicht willkürlich gebildet, sondern sind das Ergebnis eines forcierten und mit allen Mitteln weitergetragenen Daseinskampfes, aus dem ein Machtkampf wurde. Erst als in diese zur Anonymität tendierende Entwicklung die Judokratie eingriff, verschob sich das Bild ganz zuungunsten der Nation, wurde diese aus der aktiven Wirtschaft fast vollkommen ausgeschaltet und die Anonymität durch das jüdische, unamerikanische Vorzeichen auf die Spitze getrieben.

Amerika ist gewiß kein Kontinent furchtsamer, mittelmäßiger Existenzen, deren Wagemut an die zu erfüllende Aufgabe nicht heranreicht. Amerika ist ein großes Land — heute noch — und es verlangt Menschen, die auch Großes wagen. Washington, Paine, Franklin waren solche Menschen, die den Blick auf die Zukunft richteten, die an einem Rahmen arbeiteten, in den die Nation dereinst hineinwachsen solle. Was sich aber im Wirtschaftskampf des neunzehnten Jahrhunderts in diesem Lande immer mehr breit machte, das waren materialisierte Menschen, Piraten der Freiheit, die den nationalen Rahmen dazu benutzten, Amerika zum Wirtschaftsimperialismus zu treiben. Diese Leute, die Amerikas Wirtschaftsmacht an sich rissen, waren — und sind — Kosmopoliten, sie brauchen die Welt als Spielraum ihres Spekulationstriebes. Amerika brauchen sie nur als Sprungbrett. Aber Sprungbrett kann Amerika nicht sein, weil es selbstgenügsam ist. Der wirtschaftliche Eroberungsgedanke, den diese judokratischen Menschen in sich trugen, war verfehlt und mußte es sein, weil Amerika sich zur wirtschaftlichen Vormacht nicht eignet. Das mag bei einem so großen, reichen Land paradox klingen, und doch ist es so. Amerikas innere Bedürfnisse sind so riesenhaft, daß jede Wirtschaftspolitik, die vorwiegend expansiv orientiert ist, den legitimen Binnenmarkt in Abhängigkeit versetzt. Und diese immer stärker werdende Abhängigkeit von der stets wechselnden Struktur des Weltmarktes hat die Expansionstendenz Schiffbruch erleiden lassen, weil sie daran arbeitete, auf Kosten eines vernachlässigten Binnenmarktes die Welt zu erobern. Die Plattform, von der aus dies geschah, war zu eng. Die großen Expansionsunternehmen der Vereinigten Staaten hatten der Nation eingeredet, daß die Eroberung der Weltwirtschaft ihr Reichtum und

einen überproportionalen Anteil an den Gütern der Welt verschaffen werde. Und auf dieser Basis wurde der Produktionsgang aufgebaut. Expansion um jeden Preis. Der heimische Markt war „zu eng" geworden. Das waren die Schlagworte, die man dem amerikanischen Volk servierte und auf die es, man kann es nicht anders ausdrücken, hereingefallen ist.

Je stärker der Expansionsdrang einer nationalen Wirtschaft ist, desto abhängiger wird sie von den unzähligen Imponderabilien, aus denen sich die Weltwirtschaft zusammensetzt. Und geht sie in diesem Expansionsdrang sogar noch wahllos vor, das heißt, sucht sie die ganze Welt gleichzeitig zu erobern, so steht sie bei dem ersten großen Rückschlag, der nicht ausbleiben kann, vor dem Ruin. Und dieser Ruin trat ein, als der Weltkrieg langsam liquidiert werden mußte. Da platzte die Seifenblase der Expansion, und man suchte händeringend nach Mitteln, einen inneren Ausgleich zu finden für die Verluste, die man draußen erlitten hatte. Da besann man sich wieder auf die Mission Amerikas, auf die Oppositionsstellung zu Europa, die Amerika frei und unabhängig gemacht hatte. Gegen Europa und gegen die Welt vermag Amerika, trotz — oder gerade wegen — seiner Reichtümer und seiner Stoßkraft, nicht aufzukommen, das sollte die Lehre sein, die es aus dem wirtschaftlichen Zusammenbruch der Nachkriegsjahre zu ziehen hatte. Die Oligarchen haben Amerika immer und immer wieder mit den legitimen Interessen Europas und der übrigen Welt zu verflechten versucht; sie haben dabei bewußt (oder vielleicht auch in Unkenntnis) gegen das wahre Wesen der Monroe-Lehre verstoßen, die Amerika auf seinen Kontinent beschränkte. Expansion führt immer, wenn sie willkürlich ist, zu Zusammenstößen mit anderen Interessen, und wenn diese Expansion gar nur schwach untermauert ist, wie die amerikanische es war, dann ist es nur eine Frage der Zeit, wann die Nation darangehen muß, die Scherben aufzusammeln.

Wirtschaft muß mit den politischen Zielen eines Volkes Hand in Hand gehen. Die souveräne Wirtschaft kann nicht Expansion verkünden, während die politische Linie auf eine Wahrung des Besitzstandes hinausläuft. In jenem Fall sieht sich die Politik am Ende immer gezwungen, die „losgerissene" Wirtschaft vor dem Ruin zu retten, wie es jetzt in Amerika der Fall ist. Der Welt bringt diese Zuspitzung der amerikanischen Entwicklung nichts Neues, denn die Welt hat ähnliche

Stöße schon vorher erlebt. Und sie besteht trotzdem weiter. Nicht in der äußeren Stoßkraft einer Nationalwirtschaft liegt ihre Stärke, sondern in ihrer Fähigkeit, die nationalen Kräfte zu entwickeln und dem Lebensniveau der Nation dienstbar zu machen. Jede Entwicklung, die darüber hinausgeht, muß dann zur Überspannung führen, wenn sie diese erste Aufgabe nicht bereits erfüllt hat. Oder, mit anderen Worten: es ist Sinn und Zweck jeder Volkswirtschaft, in erster Linie für die Hebung des nationalen Wohlstandes zu sorgen, sei es durch Vermehrung oder Verbesserung der Produktion, und erst dann, wenn dieses erste Ziel erreicht ist oder als nahezu erreicht gelten kann, mag sie jenen Expansionsströmungen behutsam folgen, die in jeder starken Volkswirtschaft vorhanden sind, wenigstens der industriellen Völker. Das ist es, was man unter einer genügend breiten Basis zu verstehen hat, auf dem sich die aktive Teilnahme am Welthandel aufbauen muß.

Die Kraft einer jeden Nationalwirtschaft muß so groß und so gut verteilt sein, daß auch unausbleibliche Rückschläge diese Kraft nicht übersteigen. Der expansionistische Außenhandel ist immer nur ein Teil der Nationalwirtschaft, er kann niemals Selbstzweck sein. Gegen diese Regel verstießen die amerikanischen Oligarchen, die die Expansion als Selbstzweck auffaßten und die Nation zwangen, sie als solchen anzuerkennen. Es war das größte Vabanquespiel, das eine Nation je getrieben hat, indem sie ihre gesamte wirtschaftliche Kraft einsetzte, um den höchsten Einsatz zu gewinnen: die wirtschaftliche Vorherrschaft in der Welt. Dazu war Amerika noch zu jung, auch zu unerfahren, zuwenig ausgeglichen. Und dazu war, ich wiederhole es noch einmal, die nationale Plattform zu eng. Nicht räumlich. Auch nicht finanziell. Aber begrifflich. Dem amerikanischen Volk hatte man die Idee eingehämmert, schnell reich zu werden, und diesem unüberlegten Run auf den Reichtum zuliebe fügte es sich der Unbequemlichkeit der oligarchischen Herrschaft. Jetzt, wo dieser Traum ausgeträumt ist, beginnt langsam in diesem Volk die Erkenntnis sich durchzusetzen, daß ihm die judo-plutokratische Alleinherrschaft nichts eingebracht hat als Enttäuschungen. Die ihm oft und geschickt eine Serie von Prosperities vorgegaukelt hat, die bei näherer Betrachtung in Nichts zerronnen.

Und so hätte der Ausgangspunkt der amerikanischen „Reform“ eine Abkehr von der Expansionspolitik der Wirtschaft sein müssen. Ein Be-

sinnen auf die Kräfte, die in der Nation selbst schlummern und die so mannigfaltig sind, daß sie in Wahrheit den Reichtum des Landes ausmachen. Sich auf sich selbst besinnen, nachdem man aus einer Illusion erwacht ist, das ist immer schwer, und es bedarf der ganzen Konzentration des Willens und der nationalen Energie, an die Stelle der schönen Illusion die rauhe Wirklichkeit zu setzen. Und das war der eine Teil der Aufgabe, die Amerika Roosevelt gestellt hatte. Sicherlich war diese Aufgabe undankbar und ihre Erfüllung machte nicht sehr populär. Aber Roosevelt suchte den unangenehmen Folgen der Unpopularität dadurch vorzubeugen, daß er „eine weisere und gerechtere Verteilung des Volkseinkommens" versprach: „Meiner Überzeugung nach stehen wir an der Schwelle eines grundlegenden Umschwunges in unserem wirtschaftlichen Denken. Meiner Überzeugung nach werden wir in Zukunft weniger an den Produzenten als an den Konsumenten denken. Was wir auch tun mögen, um unsere kranke Wirtschaftsordnung wieder gesund zu machen, wir können sie nicht aufrechterhalten, wenn wir nicht eine weisere und gerechtere Verteilung des Volkseinkommens zuwege bringen." — Damit suchte Roosevelt die Gefolgschaft der Massen und sagte — theoretisch — big business den Kampf an.

Ich sagte ja schon, daß Franklin Delano Roosevelt nicht der erste Präsident war, der solche Gedankengänge aussprach, aber er war der erste, dem die Nation auch die Vollmachten gab, sie in die Tat umzusetzen. Und das war schon für Amerika viel. Sehr viel sogar. Bedeutete dieser Schritt doch nicht weniger als eine grundsätzliche Abkehr von dem Prinzip der sakrosankten Unverletzlichkeit der Individualrechte, eine Wiederherstellung der wirtschaftlichen Regsamkeit des amerikanischen Volkes und seine Befreiung von einem oligarcho-plutokratischen System der anonymen Machtausbeutung, der die Masse schutzlos preisgegeben war, solange sich der Staat jeder „Einmischung" enthielt. Denn erst durch diese Enthaltung war es ja den oligarchischen Kräften ermöglicht worden, die Macht im Staate an sich zu reißen.

Jetzt wollte offenbar dieses Amerika von der Plutokratie zur „Demokratie" zurück, wollte sich wieder auf die Mission des alten Amerikanismus besinnen. Und zu dieser Mission sollte Roosevelt es zurückführen, nachdem man Jahrzehnte geopfert hatte, um auf den Spuren der anonymen Oligarchie zu Reichtum zu gelangen. Amerika war nicht

nur wirtschaftlich enttäuscht, sondern auch politisch ernüchtert. Und diese Enttäuschung und Ernüchterung war es, die Roosevelt zur Macht brachte, weil er der Nation versprochen hatte, diese Macht dazu zu gebrauchen, um der Nation ihre „alten Rechte“ zurückzugeben. Auf dieser Grundlage sollte er sein neues System aufbauen, von dem die amerikanische Nation glaubte, daß es ihr zum Segen gereichen werde. Nicht nur das hoffnungsfreudige Amerika selbst, sondern auch Europa sah in diesem System eine Pferdekur, eine nationale Rekonstruktion, die das gesamte Leben des Volkes erfassen sollte. Und nur, wenn man die „Reform“ unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, wird man erkennen können, was Franklin Roosevelt — nach sechsjähriger Präsidentschaft — aus ihr gemacht hat. Denn es handelte sich ja nicht nur, wie Roosevelt meinte, um wirtschaftliche Dinge, sondern vielleicht noch in weit stärkerem Maße um die Wiedergeburt der amerikanischen Seele, die im materialistisch-judokratischen Kampf des letzten halben Jahrhunderts verkümmert war. Amerika hätte sich in diesem Ringen um seine innere Wiedergeburt in bester Gesellschaft befunden, denn hat nicht auch Deutschland weltanschaulich, politisch und wirtschaftlich ganz von vorn anfangen müssen, nachdem der Weltkrieg und eine falsch aufgefaßte „Demokratie“ seine Seele krank gemacht hatte? Amerika mochte sich auf seinem schweren Wege, den es zu gehen hatte, ein Beispiel an der Todesverachtung nehmen, mit der Deutschland an seinen Wiederaufbau herangegangen war. Und das reiche Amerika hatte es in mancher Beziehung noch weit leichter als Deutschland, denn ihm fehlte eigentlich nichts zu seiner wirtschaftlichen Glückseligkeit als der Mut, die begangenen Fehler zu bekennen. Mr. Roosevelt hatte diesen Mut — theoretisch — *):

„In den Jahren vor 1929 hat, wie wir wissen, unser Land einen riesigen Zyklus des Aufbaues und der Aufblähung durchlaufen. Zehn Jahre lang haben wir mit der Begründung, man müsse die Schäden des Krieges wiedergutmachen, eine wilde Expansionspolitik getrieben, sind dabei aber weit über jenes Ziel und auch weit über unser natürliches und normales Wachstum hinausgegangen. Die kalten Ziffern der Finanzstatistik beweisen, daß während dieser Zeit die Preise, die der Konsument zu zahlen hatte, wenig oder gar nicht gefallen sind, obgleich dieselben Ziffern beweisen, daß die Erzeugungskosten sehr stark gesunken sind. Die in dieser Periode er-

*) Franklin D. Roosevelt, a. a. O., S. 26.

zielten Monopolgewinne waren riesenhaft, zugleich aber wurde nur ein geringer Teil des Profits zur Senkung der Preise verwendet. Den Konsumenten hatte man vergessen. Nur ein geringer Teil des Profits ging in die Erhöhung der Löhne ein. Den Arbeiter hatte man vergessen. Und an Dividenden wurde keineswegs ein entsprechender Anteil ausbezahlt. Man hatte auch den Aktionär vergessen.

Was war das Ergebnis? Riesige Überschüsse wurden aus den Konzerngewinnen angehäuft — die größten in der Geschichte. Diese Überschüsse wanderten hauptsächlich nach zwei Richtungen: einmal in den Bau neuer und überflüssiger Fabrikanlagen, die heute tot und unbeschäftigt daliegen, zweitens auf den Markt für tägliches Geld, entweder direkt durch die Gesellschaften selbst oder indirekt durch Vermittlung der Banken.

Dann kam der Krach. Die in überflüssigen Betrieben angelegten Gewinne brachten nichts mehr ein. Menschen wurden arbeitslos, die Kaufkraft versiegte, die Banken bekamen es mit der Angst und fingen an, Kredite zu kündigen. Wer Geld hatte, wollte es nicht aus den Fingern geben. Der Kredit schrumpfte ein. Die Industrie geriet ins Stocken. Der Handel verfiel, und die Arbeitslosigkeit wuchs.“

Man sagt, Bekennermut ist eine menschliche Tugend. Bei einem Staatsmann wie Roosevelt sollte er mehr sein als eine Tugend, sollte ein Symbol der Umkehr sein, nicht nur der propagandistischen Effekthascherei. Roosevelt zählt uns in seinem Lamento eine ganze Reihe von wirtschaftlichen Tatbeständen der jüngsten Vergangenheit auf, die zu erkennen sicherlich kein Kunststück ist. Aber mit keinem Wort geht dieser „Reformator“ auf die verderbliche Rolle der Judokraten ein, jener allgegenwärtigen Geschäftemacher, die noch nie einen Finger gerührt haben, um etwas Produktives zu erarbeiten. Mit keinem Wort streift er die Tatsache, daß die innere Aushöhlung des amerikanischen Volkes zeitlich zusammenfiel mit dem Auftauchen der internationalen Krummnasen, die es verstanden, aus der amerikanischen Wirtschaft ein Zerrbild ihrer selbst zu machen. Roosevelt konstatiert immer nur die F o l g e n und tut so, als seien diese Folgen das natürliche Ergebnis der „Verstocktheit“ Europas. Er sagt dem amerikanischen Volk nicht etwa, daß es die Torheit begangen hat, sich auf Gedeih und Verderb dem ökonomischen Judaismus auszuliefern, sagt ihm nicht, daß es selbst daran die Schuld trägt, wenn es heute unfrei ist und ängstlich nach der Laune seiner judo-plutokratischen Beherrscher zu sehen gezwungen ist. Das sagt Herr Roosevelt nicht, denn das würde ihm ja, wie er richtig vermutet, wenig Popularität einbringen. Und Roosevelt ist ein

Mann, der Popularität braucht, wie das Kind die Flasche. Das amerikanische Volk ist aus freien Stücken den Weg gegangen, den seine Plutokraten ihm wiesen. Es ist ihn gegangen in der Hoffnung, schnell zu Reichtum zu gelangen. Es machte ihm dabei nichts aus, wenn seine alten Ideale dabei zum Teufel gingen. Dollars! Das war der Schlachtruf jenes Amerika, wo sich Juda so wohl fühlte wie in keinem anderen Lande der ganzen Welt. Roosevelt spricht von einer „Umwertung der Werte“, durch die dem amerikanischen Volk wieder eine klare Übersicht über seine eigenen Aufgaben verschafft werden soll. Nachdem man diese Übersicht zugunsten einer alles verdrängenden Wirtschaftsexpansion aufgegeben hatte, soll sie heute wieder den Rahmen bilden, in den das politische und wirtschaftliche Amerika wieder hineinwachsen soll. Nachdem man den „Gewaltmenschen“ einen weit höheren Anteil an den Rechten der Nation eingeräumt hatte als ihnen zustand, wollte man jetzt wieder darangehen, dieses Verhältnis zu korrigieren. Roosevelt dachte dabei an Staatssozialismus. Die Masse dachte an dasselbe. Das ist ein Novum in der amerikanischen Geschichte. Wie aber kann dieser „Reformator“ in gleichem Atemzuge von „Staatssozialismus“ sprechen und von einer „Wiederherstellung der freiheitlichen Rechte der Nation“? Der heutige Amerikaner versteht unter Staatssozialismus etwas ganz anderes als der Europäer, und doch ist sein Wesen immer das gleiche. Staatssozialismus ist doch nichts anderes als die Überleitung eines wesentlichen Teiles der individuellen wirtschaftlichen Freizügigkeit auf den Staat, sei es, um einen höheren Grad an Wirksamkeit und Intensität zu erzielen, sei es, um öffentliche Mißstände zu beheben. Staatssozialismus in seiner reinen Form findet man heute nur in wenigen Ländern, so in der Sowjetunion und in Mexiko, während der Existenz Rotspaniens auch dort. In allen anderen Ländern, die im Verdacht stehen, staatssozialistisch orientiert zu sein, besteht durchweg eine gemäßigte Planwirtschaft, das heißt eine Wirtschaftsordnung, die sich nach staatlichen Richtlinien entwickelt. Dieses System besteht in Deutschland, Italien, Japan und verschiedenen anderen, auf eine planmäßige Wirtschaftslenkung angewiesenen Ländern.

Unter „Planwirtschaft“ ist nichts anderes zu verstehen als eine staatliche Richtungsgebung, indem der Staat, der die Wirtschaftsentwicklung von einer höheren Warte aus betrachtet als der einzelne, den Rahmen schafft, in den der Wirtschaftsorganismus hineinwachsen soll.

Wenn man die Wirtschaft, wie der Nationalsozialismus es tut, als Dienerin der Volksgesamtheit betrachtet und nicht als willkürliche Auswirkung eines individuellen Selbstzweckes, dann ergibt sich die Forderung nach einer logisch durchdachten Wirtschaftslenkung von selbst. Nicht nur in Staaten, die auf Grund ihres geringen Reichtums auf die Ausnutzung auch der letzten Produktionsmöglichkeit angewiesen sind, sondern gerade auch in solchen Staaten, die infolge ihres natürlichen Reichtums in der Gefahr sind, daß die Verwertung dieses Reichtums in einseitiger, den nationalen Interessen nicht dienlicher Weise erfolgt. Das Schulbeispiel für diesen Fall bieten gerade die Vereinigten Staaten, wo das vollständige Fehlen einer vernünftigen „Wirtschaftslenkung“ dazu führte, daß die Nation durch die Methoden von „Gewaltmenschen“ in einen Expansionstaumel versetzt wurde, der durch die tatsächlichen Verhältnisse nicht begründet war. Aber das individualistische Amerika hat heute noch Angst davor, daß der individualistischen Wirtschaft ein staatlicher Stempel aufgedrückt werden könnte, der zur Einschränkung der wirtschaftlichen „Bewegungsfreiheit“ des einzelnen führen würde. Dabei wird sich das amerikanische Volk daran erinnern müssen, daß diese Bewegungsfreiheit in dem letzten halben Jahrhundert durch das allzu „freie Spiel der Kräfte“ immer mehr eingeengt wurde, und zwar nicht durch den Staat, der sich vollständig im Hintergrund hielt, sondern durch die Gewaltmethoden einer skrupellosen Minderheit. Das amerikanische Volk wird zu wählen haben, was ihm lieber ist: eine weitere Ausnutzung seiner Arbeitskraft durch die monopoltragende Minderheit, oder der Schutz gegen diese Ausnutzung durch den Staat. Ich glaube, darauf kommt das heutige amerikanische Problem hinaus, wenn man es wirtschaftlich betrachten will.

Amerika würde der fertige Anzug der „Planwirtschaft“ nicht passen, aber ihm paßt sicherlich eine staatliche Kontrolle über die Richtung, die die Entwicklung der Wirtschaft einschlägt. Denn selbst der individualistische Amerikaner von heute ist nicht bereit, seine wirtschaftlichen Interessen zu schädigen, solange ihm noch ein Mittel zu Gebote steht, dies zu verhindern. Dieses Mittel liegt nicht in der theoretischen Planwirtschaft, sondern in einer Wirtschaftslenkung, die die Möglichkeit bietet, die nationalen Reichtümer, zu denen ja schließlich auch die Arbeitskraft gehört sowie ihr maximaler Einsatz, zum

Besten der Volksgesamtheit zu entwickeln. Das bedeutet keine Konzession an den „Staatssozialismus", da der Staat ja nicht Träger, sondern nur Lenker der Wirtschaft wird, um zu verhindern, daß wertvolle Kräfte wirkungslos verpuffen. Wie es ja zur Genüge geschehen ist.

Die Lehren aus dem wirtschaftlichen Niedergang der Nachkriegszeit, den Amerika erlebte, hatten scheinbar genügt, um in diesem Volk den Wunsch aufkommen zu lassen, eine radikale Änderung in seiner Wirtschaftsorganisation herbeizuführen. Hätte es diesen Wunsch nicht besessen, wäre Roosevelt niemals gewählt worden. Dann hätte ein Vertreter der „konservativen" Richtung genügt, ein Vertreter der Meinung, daß sich „alles wieder einrenken wird", daß „die Zeit alles wieder heilen wird", daß man nur die Wirtschaft nicht antasten dürfe. Das ist die Theorie der Oligarchen, und wir verstehen auch, daß sie diese Theorie vertreten, denn es geht schließlich um ihre Privilegien. Das amerikanische Volk hat, als es Roosevelt mit Vollmachten ausstattete, seinen Willen kundgetan, daß es den Oligarchen die Privilegien wieder abnehmen will, um sie auf die Nation zurückzuübertragen. Damit hat das amerikanische Volk, wenn auch von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus, seinen Rückzug auf den alten Amerikanismus angetreten. Der Amerikanismus gebietet Gleichheit aller Amerikaner, nicht nur in der Theorie. Dieses Prinzip der Gleichheit war von den kosmopolitisch-jüdischen Einflüssen, die durch die Masseneinwanderung bedingt waren, fast bis zur Unkenntlichkeit verwischt worden. Das war, wie wir gesehen haben, nicht Schuld dieser einwandernden Massen, sondern Schuld der sie aufnehmenden Nation, die es verabsäumt hatte, diesen heterogenen Massen eine Richtung zu geben, an die sie sich halten konnten. Amerika gab keine Richtung, und so entwickelte sich die ganze Buntheit der wirtschaftlichen Einflüsse ungehemmt. Und mit ihnen das Oligarchentum.

So war das Fehlen einer planmäßigen Wirtschaftslenkung die eigentliche Ursache einer nicht genügend fundierten Expansion, die in demselben Augenblick zusammenbrechen mußte, in dem der Rückgriff auf die Reserven notwendig wurde, die dann fehlten. Ich meine hier jene Reserven, die in dem vernünftigen und organischen Ausbau der heimischen Wirtschaft liegen. Aber diese Wirtschaft war bewußt aufgetürmt worden, nicht planmäßig, sondern damit ihre Schatten auf

die ganze Welt fielen. Und um die Welt zu erobern, bedarf es nicht nur eines breiten, zuverlässigen Fundaments, sondern auch der Möglichkeit, im Notfall das Expansionsgebäude wieder abbrechen zu können, ohne daß das Fundament, die heimische Wirtschaft, in ihren Grundfesten erzittert. Man sagt, Amerika sei zu schnell reich geworden. Man sagt damit etwas Richtiges. Nur daß dieser sogenannte „Reichtum" kein richtiger Reichtum war, sondern eine finanzwirtschaftliche Zusammenballung von Kräften, die fast ausschließlich der Oligarchie, nicht der Nation, zugutekamen. Darüber können auch jene periodischen „prosperities" nicht hinwegtäuschen, die immer wieder sehr schnell einem neuen Niedergang Platz machten. Dieses ewige Auf und Ab der amerikanischen Wirtschaft ist der beste und logischste Beweis für die innere Hohlheit der oligarchischen Expansion, hinter der nicht die Kraft der Nation stand, sondern nur der egozentrische Wille einer Minderheit. Und wiederum aufs neue wird Amerika anfangen müssen, seine Interessen um den Pol der Nation zu konzentrieren.

Franklin D. Roosevelt sagt: „Es war stets die Frage des Regierens, ob der einzelne Mensch einem Staats- oder Wirtschaftssystem zu dienen habe oder ob ein Staats- und Wirtschaftssystem dazu da ist, dem einzelnen Menschen zu dienen*." Wir Deutsche sind durch viel zuviel „Staats- und Wirtschaftssysteme" hindurchgegangen, haben in unserer Geschichte alle Abarten solcher Systeme kennengelernt, deshalb fällt es uns heute nicht mehr ein, eine solche Frage überhaupt zu stellen. Anders Amerika. Dieser geographisch so einheitliche, ethnologisch so verwirrende Kontinent kennt nur das eine System, das auf der Basis der politischen Demokratie von den Vorvätern des jetzigen Geschlechts aufgebaut wurde. Es ist die Jugend dieses Landes, seine Unerfahrenheit und Unausgeglichenheit, aus der sich diese Fragestellung ergibt. Kann es nach unserem Gefühl eine andere Beantwortung geben als die, daß der einzelne sich der Gesamtheit unterzuordnen hat? Daß er dieser Gesamtheit, deren Teil er doch nur ist, zu dienen hat? Kann denn überhaupt nach menschlichen Prinzipien ein Teil über das Ganze herrschen? Muß es nicht vielmehr so sein, daß die organisierte Gesamtheit Träger des politischen und wirt-

*) Franklin D. Roosevelt, a. a. O., S. 16.

schaftlichen Systems ist, dessen Teil der einzelne bildet? In jedem Lande, das durch die Erziehung einer langen Daseinsgeschichte gegangen ist, ist es so und nicht anders. Es spielt dabei gar keine entscheidende Rolle, wie dieses System aussieht oder sich nennt. In Amerika aber hat man, das haben wir ja gesehen, die politische Demokratie zum Deckmantel einer wirtschaftlichen Oligarchie gemacht, hat die legale demokratische Grundlage als Fundament einer Minoritätenherrschaft ausgenutzt. Die beiden einzigen realen Staatsformen, die Amerika bisher durchlaufen hat, ist eben diese politische Demokratie und eben diese wirtschaftliche Diktatur einer Minderheit, die sich naturnotwendig auch entscheidend politisch auswirken mußte.

Damit stoßen wir in Amerika auf einen Vorgang, der wohl einzigartig in der Welt dastehen dürfte, auf einen Vorgang, der doppelt einzigartig erscheint, weil alles in gesetzmäßigem Rahmen vor sich ging. Die auf der Gleichheit aller beruhende „Volksherrschaft“ wurde, ohne daß die Nation es äußerlich wahrnahm, zur Herrschaft eines Minderheitenklubs, der aus seiner wirtschaftlichen Vormachtstellung das Recht ableitete, auch die politische Herrschaft anzutreten. Und erstaunlich genug: die Nation folgte diesem Klub und hatte nichts dagegen, als er die Demokratie in ihr Gegenteil umkehrte — solange sie dabei zu profitieren schien. Oder anders gesagt: solange Amerika glaubte, aus der Stoßkraft der Trusts und Monopolgesellschaften Nutzen ziehen zu können, rührte sich keine Hand gegen sie. Niemand redete von der „bedrohten Demokratie“, niemand brandmarkte das Vorgehen des Großkapitals als etwas Verfassungswidriges, niemand unternahm es, die Nation auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die ihr auf diesem Wege drohten. Die einzelnen warnenden Stimmen, die sich doch erhoben, erreichten nichts, verhallten ungehört, blieben unbeachtet. Das Ergebnis, das wir aus dieser Haltung des amerikanischen Volkes gewinnen, ist für dieses Volk nicht günstig. Lautet es doch dahin, daß das materielle Interesse der Nation stärker war als die Anhänglichkeit an die demokratische Tradition. Wohl in keinem Lande der Welt wird so oft von „Demokratie“ gesprochen, mit diesem Begriff jongliert, wie in Amerika. Und doch war dieses Amerika bereit, seine Demokratie für die Garantie wirtschaftlichen Wohlergehens zu verkaufen.

Denn wie anders wäre es sonst möglich, daß dieses intelligente Volk

jahrzehntelang eine Herrschaft ertrug, die seinen demokratischen Idealen ins Gesicht schlug? Welche Erklärung hätte man sonst dafür, daß die Regierungen dieses Volkes zwar bei Gelegenheit über die wirtschaftliche Vormacht des anonymen Großkapitals wetterten, aber daß sie nichts taten, um diesem Übelstand abzuhelfen? Es ist schon so: Amerika duldete stillschweigend ein antidemokratisches Regime über sich, solange es annehmen konnte, daß es für die verlorengegangene Freiheit materiellen Lohn erhalten würde. Der jetzige Präsident Franklin D. Roosevelt hätte hieraus die Lehre ziehen und sich sagen müssen, daß sein Volk noch einen weiten, sehr weiten Weg zurückzulegen hat, bis es die innere Freiheit, die in der Erkennung der Idee besteht, wiedergewonnen haben wird. Hierin aber besteht die erste Voraussetzung für das Gelingen eines Planes, der es sich zum Ziel gesetzt hat, an die Stelle der kompromittierten Oligarchie etwas Besseres zu setzen. Das Problem, das Amerika seinem Präsidenten zu lösen aufgegeben hat, besteht nicht nur in wirtschaftlichen Einzelfragen. Es besteht durchaus nicht nur darin, die vielen Millionen arbeitsloser Mitbürger wieder in den Arbeitsprozeß einzugliedern, die bankrotten Eisenbahnen wieder rentabel zu machen oder notleidende Industrien zu sanieren. Es besteht auch keineswegs nur darin, nun zu erstreben, daß der einzelne Bürger wieder „mehr verdient", daß seine Kaufkraft wieder steigt. Das alles sind Teilprobleme, die gewiß von größter Wichtigkeit sowohl für den einzelnen wie die gesamte Nation sind. Aber ihre Lösung verhilft nicht dazu, daß die materialistische Denkungsweise, die sich unter der Oligarchie des amerikanischen Volkes bemächtigt hat, wieder ersetzt wird durch eine wahrhaft amerikanische.

Ich habe versucht, ein Bild des Amerikanismus zu entwerfen, wie er als Ideal den Gründern der amerikanischen Freiheit vorschwebte. Noch Theodore Roosevelt hatte sich bemüht, seinem Volke dieses Ideal vorzuhalten, daß es ihm nachstrebe. Aber dieses Volk war offensichtlich mit konkreteren Dingen beschäftigt, mit Dingen, die wenig nach Idealen, dafür aber um so mehr nach Dollars schmeckten. Der Amerikanismus wurde in diesem letzten halben Jahrhundert eine schon etwas angestaubte Tradition. Man las gerne von ihm in Büchern, dachte aber dabei an den Kurszettel. Ein Volk muß sich aber auch auf Ideale konzentrieren können, genau so wie auf die konkreten Dinge, die das

wirtschaftliche Vorwärtskommen betreffen. Nicht allein die Wirtschaft ist es, die das Schicksal einer freien Nation bestimmt, denn die Wirtschaft ist nur ein untrennbarer Bestandteil des nationalen Lebens, das noch höhere Werte kennt, kennen muß. Kennt es sie nicht, so bricht Volk und Staat mit der korrumpierten Wirtschaft zusammen.

Feuer und Wasser

Worin unterscheidet sich Amerika von Europa? Ich meine nicht äußerlich oder wirtschaftlich, sondern in seiner volklichen Struktur? Europa ist durch den Zwang entstanden, in dem seine Völker lebten und genötigt waren, miteinander auszukommen. Europa war gezwungen, seine internen Meinungsverschiedenheiten um jeden Preis auszugleichen oder auf ein erträgliches Maß zu begrenzen. Die europäischen Völker müssen miteinander leben, ob sie wollen oder nicht. Ein großer territorialer Raum besteht hier ebensowenig wie die Möglichkeit, unliebsame Kräfte zu assimilieren. Alle gegensätzlichen Kräfte leben weiter; entweder sie schleifen sich mit der Zeit ab oder suchen sich gegenseitig zu vernichten. So lebt Europa in einem fortwährenden Kampf um seine innere und äußere Existenz. Es ist dabei gleichgültig, ob die kämpferischen Kräfte in ihm selbst leben, oder ob sie von außen an es herangebracht werden. Europas Leben ist aber so vielgestaltig, daß die meisten Reibungsflächen aus ihm selbst entstehen, um dann innerhalb des europäischen Rahmens ausgetragen zu werden. Im Verlauf der immerwährenden europäischen Kämpfe haben alle politischen Systeme miteinander gerungen: Demokratien mit Monarchien, der Absolutismus unter sich, der Konstitutionalismus mit der Willkür. Alle diese Systeme haben bestanden, alle haben gekämpft, und alle sind sie untergegangen bis auf das eine: das System der Volkssouveränität. Es gibt heute nicht einen einzigen Staat Europas, der nicht aus diesem Prinzip seine wesentlichsten Kräfte schöpfte.

Da werden mir jetzt manche amerikanische Leser die Frage entgegenhalten, die ich erwartet habe: ob denn etwa das autoritäre Prinzip auch unter „Volksherrschaft“ zu registrieren sei? Es ist hier sicher nicht der Ort, sich über die Eigenarten der autoritären Staatsführung auszulassen. Und doch sei kurz folgendes gesagt, was im Zusammenhang mit dem gegebenen Thema steht. Der autoritär geführte Staat

bezieht alle seine tragenden Kräfte aus dem Volk selbst. Es gibt innerhalb seines Wirkungsbereiches nicht einen bedeutsamen Einfluß, der nicht auf das Volk zurückginge. Die autoritäre Staatsführung wäre ohne den Willen des Volkes gar nicht da. Sie verdankt dem Volkswillen damit ihre Existenz. Und dieser Volkswille ist — was amerikanischen Ohren vielleicht gar seltsam klingen mag — dieser Volkswille ist sich in seinen wesentlichsten Punkten sogar einig. Denn ohne diese Einigkeit könnte es ja nicht einmal zu einem Wahlakte kommen, dem die Autorität entsteigen soll. Denn die Autorität ist nur da möglich, wo sie sich auf Einigkeit stützen kann. Kann sie dies nicht, so besteht keine „autoritäre Regierung“, sondern eine Tyrannei. Oder, wie wir es in Amerika erlebt haben, eine tyrannische Oligarchie. Was auf dasselbe hinausläuft. Die Phalanx der „Demokratien“ läuft so oft Sturm gegen die deutsche oder die italienische „Gewaltherrschaft“, von der sie annehmen, daß sie das Volk tyrannisiert. Wie aber hätten Männer wie Adolf Hitler oder Benito Mussolini je an die Macht kommen können, wenn nicht durch die Macht der Stimmen? Worin besteht denn das innere Wesen der „Demokratie“? Etwa in einem Scheinprozeß, der die Wirklichkeit verhüllt? Oder in der Anwendung demokratisch erscheinender Mittel, die dazu dienen sollen, die Tyrannei aufzurichten?

Die Menschen werden sich wieder dazu entschließen müssen, in der Demokratie mehr als eine Formsache zu sehen. Die Demokratie ist seit jeher dem Schicksal ausgesetzt gewesen, Sprungbrett zur demagogischen Kontrolle zu sein, das sich um so leichter von einer skrupellosen Minderheit benutzen ließ, je mehr die Demokratie zur Formsache, zu einem formalistischen Begriff der Dogmatik, wurde. Das innere Wesen der politischen Demokratie besteht nicht in der Gewährung einer möglichst großen Menge von Individualrechten an den staatstragenden Bürger, sondern in der Schaffung und Erhaltung einer im Volk selbst wurzelnden politischen Initiative, die sowohl die Interessen der Gesamtheit zu wahren als auch das allzu starke Anwachsen von Partikularinteressen zu verhindern hat. Demokratie ist durchaus nicht gleichbedeutend mit Majoritätsherrschaft, denn dann trägt sie in das Volk eine Spaltung, schafft zwei feindliche Lager, die um die Kontrolle der politischen Macht kämpfen. Dann entsteht jener Vorgang, den wir in den heutigen modernen „Demokratien“ so oft beobachten

können, daß nämlich der Kampf um die Macht alle anderen Rücksichten zu verdrängen droht. Wir wissen ja, wie dieser auf das schärfste ausgetragene Kampf in Amerika zur Unterwerfung der politischen Demokratie unter die Vorherrschaft der wirtschaftlichen (und in deren Gefolge politischen) Oligarchie geführt hat. Sobald die demokratische Institution sich von der in ihr notwendigerweise enthaltenen Autorität trennt, sobald sie also dem Interessenkreis des einzelnen unmittelbar untersteht, geht sie den Weg zum Grabe.

Demokratie ist die klassische Form der „Volksherrschaft". Aber nichts ist schwieriger in den Modernismus der heutigen Zeit einzuordnen als die klassische Demokratie mit ihrem inneren Gerechtigkeits- und Ausgleichsgefühl. Die Interessenwelt des heutigen Menschengeschlechtes ist eine ganz andere als die altgriechische oder altrömische, aus der die demokratische Staatsanschauung hervorging. Sie war ursprünglich nichts anderes als die revolutionäre Erhebung gegen die politische Tyrannei, die mit den Rechten des einzelnen Schindluder trieb. Wenn wir davon ausgehen, daß die Demokratie in Opposition gegen die Tyrannei groß geworden ist, gewinnen wir auch den richtigen Gesichtswinkel, unter dem wir die politische Demokratie der heutigen Zeit zu werten haben. Die antike Demokratie trug fast nur politischen, nicht wirtschaftlichen Charakter, während sie in der heutigen Zeit gerade auf die Wirtschaftskräfte zu achten hat, die in stärkstem Maße die politische Entwicklung zu beeinflussen drohen. Mit dieser notwendigerweise wirtschaftlichen Tendenz hat die Demokratie eine ganz neue Note erhalten, hat ihren Einflußbereich erweitert. Indem aber dieser Einflußbereich nach der wirtschaftlichen Seite hin erweitert wurde, entstand auch die Notwendigkeit, die Sicherungen gegen eine Ausbeutung der demokratischen Institution zu verschärfen, das heißt einen Angriff auf die Volksrechte von dieser Seite her zu erschweren, wenn nicht unmöglich zu machen. Diese Sicherungen bilden einen wesentlichen Bestandteil der Autorität. In Amerika haben solche Sicherungen nie bestanden, die Folge war die Verdrängung der demokratischen Verfassung, die theoretisch bestehen blieb, durch das oligarchische Regime der wirtschaftlichen Gewaltmenschen. Die Demokratie ist dann für ein Volk eine Gefahr, wenn einer kleinen Minderheit stets die Möglichkeit offen steht, sich der Kontrolle über den staatlichen Apparat zu bemächtigen, ein Vorgang, der sich in so mar-

kanter Weise in den Vereinigten Staaten in der Zeit zwischen dem Bürgerkrieg und dem Weltkrieg abgespielt hat. Und nicht nur dort. Das wissen wir alle.

Auf der anderen Seite ist die autoritäre Demokratie die logische Fortbildung einer nach allen Seiten hin gesicherten Entwicklung, die es nicht duldet, daß die sich in konstanter Richtung bewegenden Kräfte von irgendeiner Seite her bedroht werden. Darin liegt ja gerade das Wesen der politischen Autorität, daß sie Kontinuität schafft. Und welchen Wert hätten wohl „demokratische" Volksrechte, die jederzeit auf Leben und Tod verteidigt werden müssen, gegen unsichtbare, anonyme Feinde in den eigenen Reihen? Hieraus folgt auch die Notwendigkeit einer staatlichen Wirtschaftslenkung, durch die die Angriffsmöglichkeit auf die Interessen der Gesamtheit von der wirtschaftlichen Seite her weitgehend entkräftet wird. Man sollte sich dazu durchringen können, in der politischen Autorität nur das zu sehen, was sie in Wahrheit ist, nämlich ein wirksamer Schutzwall gegen die ständige Bedrohung der Rechte der Volksgesamtheit und der Staatsgewalt, die doch immer nur im Auftrage dieser Gesamtheit ausgeübt wird. Es ist unwesentlich und berührt durchaus nicht den Kernpunkt der Demokratie, wie nun die Auftragserteilung an die Staatsgewalt vor sich geht, oder in welcher Form sich das Volk die Kontrolle über die Wirksamkeit dieser Staatsgewalt vorbehält. Was macht es doch für einen Unterschied, ob eine beauftragte Regierung sich bei jeder Maßnahme, die sie treffen will, erst jedesmal der Zustimmung der in vielen Fällen manipulierten Volksmeinung versichern muß, oder wenn eine Regierung durch den Willen der Nation autorisiert worden ist, zu handeln! Der Unterschied in der Handhabung ist gewaltig, und doch ist der Ausgangspunkt beider Formen derselbe Grundsatz, daß die letzte Autorität beim Volke liegt, die Regierung nur beauftragt, autorisiert ist. Aber mit dem Begriff „Demokratie" läßt sich vorzüglich zur Verdeckung demagogischer Bestrebungen jonglieren. Die Auslegungen dieses Begriffs sind heute so verschiedenartig, so willkürlich, daß man meinen sollte, es gebe mehrere Arten von Demokratie. Und doch ist die autoritäre Demokratie die logischste, man möchte sagen naturgetreueste Form der modernen Demokratie. Die Sprechhäuser mancher heutiger Staaten (wir können auch Parlamente dazu sagen, wenn es uns besser gefällt) ergeben weniger das

Spiegelbild der nationalen Meinung, als den Abklatsch der verschiedenen, um die Macht ringenden demagogischen Interessengruppen. In diesen Sprechhäusern kommt nur das in mehr oder weniger theatralischen Worten zum Ausdruck, was sich in Gestalt eines parteipolitischen Machtkampfes am wirksamsten hinter den Kulissen vollzieht. Die Schachmattsetzung der amerikanischen Demokratie durch einen Haufen finanzieller Oligarchen vollzog sich, ohne daß die Nation, trotz ihrer weitgehenden „demokratischen Einrichtungen“, davon Kenntnis erhielt. Sie sah sich einfach eines Tages vor die vollendete Tatsache gestellt, daß sie in Wirklichkeit nichts mehr zu sagen habe. Sie hatte auf die Form mehr gegeben als auf den Inhalt.

Demokratische Form besagt gar nichts, ihr Inhalt alles. Man mag tausendmal gegen den Formenrahmen verstoßen und hört deshalb doch nicht auf, der Volkswirtschaft zu dienen, wenn man ihr Wesen begriffen hat. Die amerikanische Verfassung bot sicherlich einen ausgezeichneten Formenrahmen zur Wahrung der Volksrechte, und doch hat sie nicht verhindern können, daß die amerikanische Demokratie zur Farce wurde. Die wirtschaftlichen Machtbestrebungen einer Minderheit verhalten sich zur wahren Demokratie wie Feuer zum Wasser. Die Interessen der Allgemeinheit und die Bestrebungen einer machthungrigen Minderheit sind und bleiben immer und ewig gegensätzliche Elemente, die sich zu vernichten trachten. Da gibt es keine Basis zum Kompromiß, sondern nur Kampf. Wird dieser Kampf für die Rechte des Volkes durchgeführt, so bedarf er der Grundlage der Autorität, da keine kämpferische Regierung, die es mit diesem Kampf ernst meint, zu Kompromissen an die Partikularinteressen bereit sein kann, ohne gegen die demokratischen Grundrechte zu verstoßen. Aus diesem Grunde ist eine demokratische Verfassung auch nicht politischer Selbstzweck, sondern sie ist lediglich das nationale Instrument zur Fernhaltung egozentrischer Einflüsse, die mit den Allgemeininteressen nicht in Einklang zu bringen sind. In der Ausübung einer Verfassung, nicht in ihrer formalen Konstruktion, liegt der Beweis für ihre Eignung für eine Nation. Die amerikanische Verfassung von 1787 ist sicherlich in diesem Sinn „demokratisch“, und dennoch hat das im Fahrwasser des krassesten Materialismus segelnde amerikanische Volk keine Anstalten gemacht, um diese Verfassung zu verteidigen, als sie von judo-plutokratischer Seite zerquetscht zu werden drohte. Weder das Volk, noch seine er-

wählten Führer. Erst heute, wo sich der plutokratische Kurs totzulaufen beginnt, besinnt man sich wieder auf die Existenz einer Verfassung, welche doch die „Gleichheit aller“ gewährleisten sollte, in Wirklichkeit aber zur politischen und wirtschaftlichen Entmündigung des amerikanischen Volkes den Weg frei machte. Den Vorteil aus dieser Verfassung zog damit nicht das Volk, sondern die gewaltmäßig eingestellte Minderheit der „Geldwechsler“, also das jüdisch-plutokratische Ausbeutungssystem, das ja auf seinem Raubzug gegen die Nation immer sorgfältig auf „legalem“ Boden blieb, während auf der anderen Seite jeder, der gegen dieses Ausbeutungssystem zu Felde zog, sich „gegen die verfassungsmäßigen Freiheiten verging“. Dies ist auch der Grund dafür, warum in den Vereinigten Staaten bis auf den heutigen Tag die Ausbeutungsmethode der Gewaltmenschen so hoch im Kurs steht, warum es andererseits niemand gelang, diese „Geldwechsler“ (wie Herr Roosevelt so schön sagt) vor „dem Gerichtshof der öffentlichen Meinung anzuklagen“.

Franklin Roosevelt begab sich äußerlich und theoretisch in Einklang mit dieser „öffentlichen Meinung“, indem er programmatisch der minoritären Ausbeutung den Kampf ansagte. Er ging sogar so weit, einer gemäßigten Wirtschaftlenkung das Wort zu reden:

„Es erscheint mir für die Dauer das wichtigste Problem, durch eine angemessene Planung die Produktion und Verteilung der Produkte, die unser riesiger Wirtschaftsapparat liefern kann, zu regeln. Ich bin nicht dafür, die Anwendung von Kapital zu beschränken. Ich bin nicht dafür, die Initiative des Unternehmers zu hemmen. Aber man überlege sich einmal sorgfältig, welch ungeheure Summen an Kapital oder Kredit während des letzten Jahrzehnts in ungerechtfertigte Unternehmungen hineingesteckt worden sind und dazu herhalten mußten, unnütze Anlagen auszubauen und zahlreiche Produkte in einem Umfang zu produzieren, der die Aufnahmefähigkeit des gesamten Volkes weit übersteigt.“

Damit hat Roosevelt — scheinbar — den Wunsch zum Ausdruck gebracht, eine planmäßige Lenkung der individuellen Wirtschaftsbetätigung innerhalb des staatlichen Rahmens durchzuführen. Er hat damit — scheinbar — den Grundsatz, daß eine vom Staat getragene Wirtschaftslenkung gerade in einem Staat, der über große natürliche Reichtümer verfügt, unerläßlich ist, anerkannt, hat sich damit sogar — scheinbar — der Plantheorie genähert, einer Theorie, die das ameri-

kanische Volk bis in die neueste Zeit hinein verabscheute, weil es darin eine „Verletzung der Individualrechte“ sah. Roosevelt hat damit — scheinbar — den Mut gehabt, dem amerikanischen Patienten zu sagen, woran er leidet. Es liest sich alles das vorzüglich, diese Roosevelt-Reden, seine Aufsätze, seine Appelle an die Nation, seine Interviews an die wißbegierige Presse, in denen sein „reformatorischer“ Charakter so vorteilhaft zur Geltung kommt. Offenbar kennt der Präsident seine Amerikaner ausgezeichnet, weiß genau, was er ihnen bieten kann, ohne an Popularität zu verlieren. Schon seit jeher war es in den Vereinigten Staaten an der Tagesordnung, tüchtig gegen ein bestehendes System zu wettern, ohne aber im Ernst daran zu denken, den Wortschwall, durch den man „interessant“ wurde, durch Taten zu ersetzen. In keinem anderen Lande hat sich wohl das kritisierende Gemauschel ein so hohes Ansehen erwerben können wie in Amerika. Es war — und ist — das ideale Land der professionellen Kritiker, derjenigen Leute, die alles besser wissen, solange sie es nicht zu beweisen brauchen. Und man wird gut daran tun, die theoretischen Ergüsse des „Reform“-Präsidenten unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten, denn Roosevelt „meint es nicht so schlimm“. Er neigt — selbst in der Theorie — dem Kompromisse zu, dem Kompromiß zwischen Feuer und Wasser, dem Kompromiß zwischen Allgemeininteressen der amerikanischen Nation und den Sonderinteressen einer kleinen Minderheit. Diese Kompromiß-Sucht durchzieht den theoretischen Roosevelt-Plan wie ein roter Faden und nicht minder seine praktische Anwendung, sofern von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann. Diese Tendenz, mit dem inneren Feind einen Vergleich zu schließen, verbrämt er natürlich mit wohlklingenden Phrasen, die der Nation immer wieder beweisen sollen, wie glücklich sie sich doch schätzen kann, „einen solchen Mann zu besitzen“.

Man kann Roosevelts politischen Charakter dahin kennzeichnen, daß er immer das Bestreben hat, mit einem Feind, der in seiner unmittelbaren Nähe sitzt, zu einem Vergleich zu kommen, einen Feind dagegen, der weitab vom Schuß ist, rhetorisch zu diffamieren. Hören wir, wie er dem amerikanischen Volk — und auch dessen privilegierten Teilen — die Maßnahmen, „die er zu treffen gedenkt“, mundgerecht zu machen sucht: „Ich will nicht von einem völlig planmäßig geregelten Wirtschaftsleben sprechen. Eine solche Regelung wäre weder möglich noch wünschenswert. Ich spreche von der Notwendigkeit, überall dort, wo

die Regierung notgedrungen eingreifen muß, um einzelne Teile des volkswirtschaftlichen Gefüges in Ordnung zu bringen, eine wirkliche Gemeinsamkeit der Interessen (!) herzustellen — nicht nur zwischen den einzelnen Gebieten unseres großen Landes, sondern auch zwischen den wirtschaftlichen Einheiten und den verschiedenen Gruppen innerhalb dieser Einheiten. Alles muß gemeinsam an dem Werk der Verbesserung mitarbeiten, hoch und niedrig, und alle planmäßigen Berechnungen müssen sich auf die Grundlage der Lebensgemeinschaft stützen... Ich trete nicht für eine Klassenherrschaft, sondern für eine wahre Interessengemeinschaft ein." (A. a. O., S. 14.)

Man stelle sich vor: die judokratische Wall Street verzichtet freiwillig und gern auf ihre Vormachtstellung, verzichtet auf die Privilegien der Ausbeutungsritter, um „gemeinsam daran mitzuarbeiten, daß die herrschenden Mißstände abgestellt werden"! Die Monopolgesellschaften verzichten auf ihr Privileg des Preisdiktates, die Holdinggesellschaften verzichten auf ihre alles umspannende Anonymität, die jüdischen Wirtschaftsdiktatoren verzichten auf ihre rassische Angewohnheit, die ihnen untertanen Arbeitssklaven zu schröpfen! Darauf verzichten sie sicherlich gern, damit Herr Roosevelt ein Kompromiß zwischen Feuer und Wasser schließen kann. Denn er liebt den „inneren Frieden", will „nach Möglichkeit niemand vor den Kopf stoßen", will, wenn es irgend geht, jedem nach dem Mund reden. Denn er will ja Stimmen. Will Popularität. Politischen Effekt. Will dereinst als „der große Reformator" in den Himmel der amerikanischen Nation einziehen. „Hoch und niedrig", sagt Roosevelt, sollen an dem Werk der Verbesserung zusammenarbeiten. Dabei richtet sich der Maßstab, wer „hoch" und wer „niedrig" ist, für den „Demokraten" Roosevelt nach dem Inhalt der Börse. Bei Roosevelt ist zwar — theoretisch — jeder „gleich", mit der Einschränkung allerdings, daß der Kapitalist hoch oben, der Arbeiter dafür tief unten steht. Wir werden noch sehen, wie er auf dieser „demokratischen Grundlage" der Nation weiterhalf.

Jedes wirtschaftliche Problem, wie immer es auch heißen mag, ist zu lösen. Das beweist der Aufstieg des mit solchen Problemen sicherlich gut versehenen Deutschlands. Aber Deutschland hat die wirtschaftlichen Probleme nicht getrennt für sich betrachtet, sondern nur als Teilstück der großen Reform, die sich zu vollziehen hatte. Ein Volk, das freiheitlich zu denken gelernt hat, duldet auch keine wirtschaftliche

Unfreiheit über sich. Ist der Glaube an die Zukunft in ein Volk zurückgekehrt, wie degeneriert es auch gewesen sein mag, dieser Glaube gibt ihm die Kraft und damit auch die Mittel an die Hand, mit allen nationalen Fragen fertig zu werden. Darum ist die politische Note auch bei einer Wirtschaftsreform von entscheidender Bedeutung. Auch Amerika wird die Erfahrung machen und zu der Einsicht kommen, daß Politik und Wirtschaft keine fremden oder gar feindseligen Begriffe sind, sondern daß sie sich in notwendiger Weise ergänzen. Die Prädominanz des ökonomischen Denkens hat die Vereinigten Staaten auf die schiefe Ebene der unmotivierten und unfundamentierten Expansion geführt, wogegen es die politische Einsicht war, die in letzter Minute ein Halt gebieten mußte.

Amerika glaubte vor Jahrzehnten den Zeitpunkt für gekommen, dem Britischen Weltreich ein amerikanisches Wirtschaftsimperium an die Seite zu setzen. Amerika glaubte zur gleichen Zeit, die alten und unbestrittenen Rechte anderer europäischer Staaten, an der Spitze Deutschland, nicht nur ignorieren, sondern aktiv bekämpfen zu können. Aber Amerika merkte dabei nicht, daß es sich damit auf ein Gebiet begab, wo es nicht hingehörte. Amerikas Interessen lagen und liegen in — Amerika, nicht in Europa oder sonstwo in der Welt. Die typisch amerikanische Monroe-Lehre wies nicht auf Europa oder die Welt, sondern sie wies auf Amerika, auf dessen Norden und Süden. Daran hätte sich Amerika halten sollen. Da es dies nicht tat, da es den *politischen* Faktor der Monroe-Lehre vergaß, indem es sich in europäische Händel einmischte, bezahlte es diesen Fehler mit dem Verlust seiner wirtschaftlichen Freiheit und seiner wirtschaftlichen Unabhängigkeit. Amerika ist heute vom Weltmarkt genau so abhängig wie jeder andere, nicht selbstgenügsame Staat. Die Vermischung mit europäischen Interessen hat die amerikanische Unabhängigkeit ernsthaft in die Gefahr gebracht, unter einer Entwicklung zu leiden, die das Land gar nicht zu interessieren brauchte, wenn es nicht die Torheit begangen hätte, hinter der Chimäre der wirtschaftlichen Expansion herzurasen.

Amerika und Europa sind kulturelle, wirtschaftliche und politische Gegenpole erster Ordnung. Europa hat Amerika „gegründet", und Amerika wollte sich „revanchieren", indem es sich vornahm, Europa zu „verbessern". Die Theorien, die Wilson mit nach Europa brachte und dort mit professoral erhobenem Zeigefinger proklamierte, sind nichts

anderes als die verbale Äußerung einer Volkspsyche, die auch im Dogma expansiv war. Man kann sagen, daß Amerika an Europa erkrankt ist, daß es dem starken europäischen Einfluß nicht gewachsen war, solange es versuchte, dem europäischen Expansionismus einen gleichartigen amerikanischen an die Seite zu setzen. Diese beiden Strömungen mußten eines Tages aufeinanderprallen, und so ist es nicht weiter als natürlich, daß Amerika sein Debut in Europa in den Jahren 1917/18 mit einer fast vollständigen wirtschaftlichen Deroute bezahlen mußte. Der europäische Expansionismus ist, im Gegensatz zum amerikanischen, politisch getragen und bedingt; er beruht zum Teil auf Raumnot, zum Teil auf alten Traditionen, zum Teil auch auf Prestige. Amerikas Expansionismus aber war keine nationale Angelegenheit, sondern das Bestreben einer Handvoll wirtschaftlich diktatorischer Männer, die Rolle Amerikas mit europäischen Mitteln zu verfechten. In Wirklichkeit hat im Jahre 1917 Amerika nicht mit Deutschland gekämpft, sondern mit ganz Europa. Der Fall Deutschlands sollte nur den Auftakt bilden zur Depossedierung der anderen europäischen Großmächte, die ja ebenso der amerikanischen Expansion im Wege standen wie Deutschland. Man beachtet leider viel zuwenig die tiefe Kluft, die zwischen Amerika und Europa besteht, die Kluft politischer, wirtschaftlicher und kultureller Denkverschiedenheit. So anormal der Weltkrieg an sich schon war, so anormal mußte auch sein schließliches Ende sein. Seine Liquidierung erfolgte ja nicht in Versailles vor zwanzig Jahren, sondern erst jetzt in München. Die Grenzen zwischen Sieger und Besiegten haben sich damit vollständig verschoben. Der Rauhreitergeist der Prärie hätte Amerika vor dieser Ernüchterung bewahren können, aber der Börsendunst der machthungrigen Wall Street betrachtete die heimische Oligarchie als Exportware.

Der Unterschied zwischen Amerika und Europa liegt in der völlig verschiedenen Betrachtungsweise der meisten politischen und wirtschaftlichen Probleme. Gewiß, Amerika hat seine eigene Note, aber um mit den Problemen fertig zu werden, denen es heute gegenübersteht, wird es die Wege gehen müssen, die Europa vor ihm gegangen ist, lange vor ihm. Es wird den Staat weitgehend in den Interessenbereich des einzelnen einschalten müssen, nicht nur um dem einzelnen damit zu helfen, sondern um die Allgemeinheit vor der Vormundschaft der Wirtschaftsdiktatur zu retten. Amerika denkt so ausschließlich wirt-

schaftlich, so unpolitisch, so greenhornmäßig in allen Dingen der auswärtigen Politik, daß seine einzige Rettung in der Konzentration auf den eigenen Erdteil zu liegen scheint. Wie es auch dem Wesen der Monroe-Lehre entspricht. Auf diesem Wege zur Machthebung des amerikanischen Großkontinents werden die Vereinigten Staaten vieles leisten können, da es sie der Notwendigkeit enthebt, die ihnen so fremdartig erscheinende europäische Denkungsweise ergründen zu müssen. Und doch würde es Amerika nichts schaden, sich mit dieser Denkungsweise unvoreingenommen zu beschäftigen. Der Grad der Unkenntnis, der vielfach in Amerika über die wichtigsten europäischen Vorgänge besteht, ist erstaunlich und erleichtert gewiß nicht eine vernünftige Zusammenarbeit der beiden großen Kontinente. Amerika ist oft so unbegreiflich infantil, so zwitterhaft in seiner modernen Lebensauffassung, daß man Anatole France verstehen kann, wenn er sich über die amerikanische Kriegsteilnahme folgendermaßen äußert*):

„Jetzt sind die letzten Streiter für Recht, Gerechtigkeit und Kultur bei uns eingetroffen ... Es sind recht seltsame Käuze, diese Amerikaner. Frankreich aber und Deutschland, die beiden intelligentesten Völker der Welt, hören nicht auf, die besten ihrer Söhne zum Vorteil dieser Wilden ins Feuer zu schicken! Und gerade diese werden den Sieg davontragen, Sie können es mir glauben. Sie werden der Welt im Friedensvertrag die biblischen und philosophischen, mit der Maschine geschriebenen Träumereien des Herrn Wilson aufzwingen. Totlachen könnte man sich über die Amerikaner! In der einen Hand halten sie die Bibel, in der anderen ein Stück Baumwollstoff — welch widerliche Mischung von Sittenstrenge und Geschäftsgeist!“

Man sieht, Anatole France nimmt kein Blatt vor den Mund, um ein realistisches Bild seiner Verbündeten zu skizzieren. Nur in e i n e m hat er nicht ganz recht. Die Amerikaner sind keine Wilden, wenigstens nicht in dem Sinne, wie wir gewöhnlich den Begriff „Wilde“ auslegen. Aber die Mischung von Bibel und Baumwolle, von Konservenbüchse und professoraler Bigotterie ist schon seltsam für unsere Begriffe, und doppelt seltsam erscheint es uns, daß diese Mischung immer und immer wieder — und zwar sehr merklich — an der Oberfläche auftaucht, um die Beziehungen Amerikas zu den Völkern der Welt zu vergiften. Das Bibelhaft-Professorale hat das amerikanische Volk von seinen Pilgrims

*) Marcel Le Goff, Gespräche mit Anatole France, Musarion-Verlag, Seite 117.

geerbt, die ja ebenso unduldsam waren wie die heutigen Verfechter der amerikanischen „Weltanschauung“. Und der jüdisch infizierte Materialismus tat dann das Seinige, um die Mischung zu „modernisieren“. Und von dieser Mixtur kommt das amerikanische Volk nicht so leicht los, solange auf jeden Fall nicht, als es nicht darangeht, in seinem eigenen Charakter die Ursache der Fehler zu suchen, die es an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Dieses Volk ist ebensowenig frei von politischem und weltanschaulichem Frömmlertum wie sein derzeitiger Präsident, denn gerade diese Übereinstimmung zwischen seinen rhetorischen Deklamationen und der psychischen Überheblichkeit seines Volkes schaffte ihm ja die geistige Grundlage, auf der er seine „Reform“ aufbauen wollte. Gewiß sind die Amerikaner Emporkömmlinge, aber sie sind es nicht aus eigener Kraft, denn Europa stand bei ihrer Emanzipation Pate. Wahrlich, „totlachen könnte man sich über die Amerikaner“, wenn nicht das tragische Moment das komische verdrängte. Es *ist* für ein Volk wie das amerikanische schon tragisch, wenn es in der dogmatisch-materialistischen Mixtur ein wirksames Rezept für seine innere Gesundung erblickt, und, was noch schlimmer ist, nicht nur für seine eigene, sondern auch für die der Welt. Man sieht förmlich, wie dieses am Gängelband geführte, von Enttäuschung zu Enttäuschung stolpernde Volk um eine Erkenntnis seiner selbst ringt, wie es sich bemüht, aus seiner chronischen Blindheit emporzutauchen. Aber was soll man zu einem Bemühen sagen, das zur politischen Geburt eines Mannes wie Franklin D. Roosevelt führen konnte? Lag nicht — und liegt nicht — in diesem Manne die Verkörperung jenes inneren Zwiespaltes, dem sein eigenes Volk unterliegt? Wo sind die großen Seiten dieses „Reformators“, der sein Volk noch in „hoch“ und „niedrig“ zerteilt? Der damit ausgesprochen hat, daß er die oligarchische These von der Allmacht des Geldsackes grundsätzlich anerkannt und dieser These, die unsichtbar über seinem „Reformwerk“ schwebt, die nationalen Interessen einordnet? Lag nicht schon für jeden, der sehen konnte, in dieser „Hoch-und-niedrig-Theorie“ des Präsidenten das erste Anzeichen dafür begründet, daß die Interessen des „niederen Volkes“ eines Tages denen der Oligarchie geopfert werden würden?

Roosevelt, der typische Vertreter einer pharisäerhaft-bigotten, dabei jüdisch-infizierten Geldsackpolitik, ist ganz aus dem sonst sorgfältig gepflegten Rahmen seiner rhetorischen Abgeklärtheit herausgefallen,

als er dem Volk verkündete, daß der Trennungsstrich zwischen reich und arm, zwischen Herren und Dienern, Oligarchen und Sklaven erhalten bleiben solle. Er verlangt vom Feuer und vom Wasser, daß sie „zusammenarbeiten", sucht zwischen beiden nach ausweichenden Kompromissen, erhebt theatralisch seinen Finger und predigt der Nation von einer Lebensgemeinschaft, „die eine wahre Interessengemeinschaft sein soll". Und jedes seiner Worte war ein Baustein mehr für das Fundament, auf dem er seine „staatliche Neuordnung" errichten wollte. Ja, ja, wie hieß es doch? „America can lick the whole creation!" Auch das war ein Baustein für das Roosevelt-Hochhaus der weltanschaulichen Arroganz. Aber in diesem Hochhaus lebten — und leben — keifende Parteien, die sich auf Leben und Tod bekämpfen, lebt arm und reich, leben Neger und Juden, Materialisten und — im Dunkel verborgen — auch einige Idealisten, noch wirkliche Amerikaner, die die Gefahren des Roosevelt-Kurses ebensogut kennen wie die Geschichte Amerikas. Die aber auch wissen, wo der wahre Feind Amerikas sitzt. Nicht draußen, in Europa, sondern in ihren eigenen Reihen. Sie kennen die Wandlung, die ihr eigenes Volk durchgemacht hat, kennen die anonymen Drahtzieher, die aus der alten amerikanischen Nation ein Zerrbild ihrer selbst gemacht haben. Sie wissen, daß der Feind Juda heißt. Und nicht anders. Nicht Deutschland. Nicht Italien. Nicht Japan. Aber diese wissenden Amerikaner sind noch in der Minderheit, wenn sie auch langsam wachsen und vielleicht eines Tages zu bestimmen haben werden. Aber die amerikanischen Mühlen mahlen heute langsam, ebenso langsam, wie sie in der Sturm-und-Drang-Periode schnell mahlten. Sie werden noch lange mahlen müssen, bis die Saat des judokratischen Materialismus zermalmt ist, bis der Platz wieder frei ist für einen neuen Geist, der aus den Wurzeln des berechtigten Amerikanismus seine Kraft schöpfen wird.

Europa und Amerika stehen sich nicht wie Feuer und Wasser gegenüber, sondern wie zwei Fremdlinge, die sich nicht die Mühe machen, sich gegenseitig näher zu kommen. Und doch braucht der eine den anderen. Nicht nur wirtschaftlich. Europa vermag Amerika, dem jungen Lande mit seinen geistig so jungen Menschen, so ungeheuer viel zu bieten, was es selbst nicht hat und was es doch braucht, brauchen würde, wenn es Europa, dem neuen Europa, gleichberechtigt an die Seite treten

will. Man sollte nicht immer, in diesem materialistischen Zeitalter, an die Zahl der Baumwollballen und Kupfertonnen denken, die uns Amerika geben könnte, nicht immer nur an seinen Weizen und die Goldbarren Kentuckys. Amerika hat — auch für Europa — Werte, die wesentlicher sind als seine Produkte. Das größte, was Amerika jemals hervorgebracht hat, war sein unabhängiger, eroberischer Geist, der die Eroberung nicht als Selbstzweck auffaßte, sondern als Mittel zur Formung der Nation. Solange Amerika in dieser Aufgabe seinen Schrittmacher sah, gab es keine unüberwindlichen Hindernisse für dieses Land. Aber als es duldete, daß eine kleine, verschwindend kleine Minderheit das Vorzeichen, unter dem der nationale Aufstieg marschierte, umkehrte und damit das Ziel verfälschte, da ging Amerika den Weg des Abstiegs. Und alles, was dann geschah, politische Enttäuschungen, wirtschaftliche Ausbeutung, kultureller und sozialer Rückschritt, alles das war nur der Preis, den das Land für eine fremde, sogar fremdrassige „Weltanschauung" bezahlen mußte. Da kämpfte das Feuer mit dem Wasser, und das Endergebnis war, daß sie sich gegenseitig vernichteten.

Amerika hat geglaubt, Europa „züchtigen" zu können, hat geglaubt, Deutschland und Mitteleuropa überhaupt einen Gedankenkreis aufoktroyieren zu können, der ihm fernliegt. Und dieses selbe Europa hat sich für diesen „Belehrungsversuch" gerächt, indem es Amerika zwang, Europa — politisch und wirtschaftlich — zu verlassen. So groß war die Kraft Europas doch noch, daß sie hinreichte, „the whole creation" vor der Expansion der amerikaniserten Oligarchen zu bewahren. Das brachte Amerika wieder zur Ernüchterung. Und dann wandte es — als es zu spät war — Europa den Rücken zu. Verärgert. Ausgepowert. Und begann, die Scherben im eigenen Hause aufzusammeln.

Was kann schon daraus entstehen, wenn Feuer und Wasser miteinander um die Vormacht ringen? Haben nicht beide Elemente ihren Zweck, zu dem sie da sind? Europa ist nicht Feuer und Amerika nicht Wasser. Auch nicht umgekehrt. Amerika fehlt zum Feuer sehr viel, was nur Europa ihm geben kann, denn Europa kennt die vulkanische Kraft widriger Völkerschicksale, kennt sie aus der langen Tradition seiner dynamischen Geschichte. Europa lebt inmitten dieser Dynamik, Amerika dagegen, je homogener es wird, findet sein Heil in der sta-

tionären Anwendung und Ausbildung seiner heimischen Kräfte. Diese amerikanische Statik wird schon bedingt durch die Oppositionsstellung dieses Kontinents zu Europa, nicht im konträren, sondern im ausgleichenden Sinne. Feuer und Wasser vertragen sich zwar nicht, aber beide Elemente müssen dort eingesetzt werden, wo sie notwendig sind. Daraus ergibt sich die zwingende Notwendigkeit einer Demarkation der europäischen und amerikanischen Interessen, um ihren neuerlichen Zusammenprall zu verhindern. Voraussetzung für jede saubere Scheidung der beiderseitigen Interessen ist aber gegenseitiges Verständnis, nicht nur für die wirtschaftlichen Belange, sondern sogar in erster Linie für die ethnologischen und kulturellen Eigenarten, wie sie auf beiden Seiten des Atlantik bestehen.

Zu Anatole France sagte einmal während des Weltkrieges ein junger amerikanischer Offizier jüdischer Rasse folgendes*):

> „Was uns zu euch geführt hat? Das ist ganz einfach. Wir wollen hier unsere Warenvorräte an den Mann bringen und überdies einigen überflüssigen Lumpen, die unserer Heimat zur Last fielen, Gelegenheit zum Heldentod geben. Die Produktion Nordamerikas war eine ununterbrochene, ungeheure. Infolgedessen haben sich bei uns gewaltige Gütermengen angehäuft, mit denen wir nichts mehr anzufangen wußten. Da die deutschen Unterseeboote jeden Handelsverkehr unmöglich machten, sind wir in den Krieg eingetreten, um diese Waren unseren Verbündeten aufzuhängen. Das war gar kein so dummer Gedanke. Wir haben viel zuviele Verbrecher und Rückfällige in der Heimat; jetzt schicken wir sie an die Front und verwandeln sie dadurch in Helden. Durch ihren Tod sühnen sie ihren Lebenswandel — das ist sowohl für sie als auch für uns von Vorteil. Dem Präsidenten Wilson aber haben wir eingeredet, er werde eine große Rolle spielen und bei den Friedensverhandlungen der Schiedsrichter sein. Darum ist er in den Krieg gezogen."

Das sprach nicht Amerika, das plapperte einer jener typischen Bastarde, aus denen sich die „amerikanischen" Oligarchen zusammensetzen. Dieser jüdische Zynismus ist unglaublich roh und gefühllos. Die 125 000 gefallenen amerikanischen Soldaten sind „Zuchthäusler", von denen befreit zu sein Amerika froh ist. Dieselben Soldaten, die ausgezogen waren, um die Vorherrschaft des amerikanischen Großkapitals zu verteidigen, werden mit einer verächtlichen Gebärde abgetan, sogar der Ehre beraubt. Gewiß, es wird nicht viele Amerikaner

*) Gespräche mit Anatole France, a. a. O., S. 121 f.

geben, die so von ihren gefallenen Landsleuten reden, aber diejenigen, die es tun, sind typisch für die Gedankenrichtung, wie sie innerhalb des Klubs der Oligarchen geherrscht hat und heute noch herrscht. In diesen Leuten, die ihr Bastardblut mit keiner Miene und keinem Wort, das sie sprechen, verleugnen können, mag die Welt die treibenden Kräfte sehen, die zum Unheil drängen, weil i h n e n dieses Unheil Vorteile einbringt. Der Amerikaner ist, Gott sei Dank, nicht so, wie dieser Mr. Mortim. Aber diese Leute, die ebenso gefühllos wie geschwätzig sind, haben bewirkt, daß über Amerika und die Amerikaner in ganz Europa sich eine verzerrte Meinung gebildet hat, die dem Bilde des wahren Amerika in keiner Weise ähnelt. Europa betrachtet heute noch Amerika als den Shylock der Welt, als den gefühllosen Geschäftemacher, der über Leichen geht, wenn es sein Vorteil verlangt.

Diese oligarchischen Schwätzer bilden wohl das schwerste Hindernis für eine Verständigung der beiden Erdteile. Hinter ihrem dummen und einfältigen Geschwätz tritt das eigentliche Amerika, wie es wirklich ist, so völlig in den Hintergrund, daß Europa es nicht wahrnimmt. Der eine weiß vom anderen nichts, und in dieser gegenseitigen Unwissenheit liegt die Gefahr der völligen Entfremdung. Jedes der europäischen Länder ist ein Stück Europa, aber das jüdisch-amerikanische Großkapital hat nicht einmal die Berechtigung, für Amerika zu sprechen. Die letzte Gelegenheit, dies zu tun, hatte es im Weltkrieg, als es als Schrittmacher der Intervention auftrat. Wird Amerika sich noch einmal zur Verteidigung der kapitalistischen Oligarchie bereitfinden? Wird es noch einmal seine Söhne nach Europa schicken, sie dort in den Tod jagen, um sie nachher als Verbrecher und Rückfällige bezeichnen zu lassen?

Wann wird Amerika dazu übergehen, den alten Wahlspruch seiner Vorväter: Amerika den Amerikanern! wahrzumachen? Wie lange wird es noch dulden, daß eine Clique land- und volksfremder Elemente die Sicherheit des Landes und damit den Frieden der Welt bedroht? Wie lange wird es noch mit ansehen, wie diese Clique sich auf Kosten der Nation die Taschen füllt und sich über die amerikanischen Institutionen lächerlich macht? Seit wann liebt es überhaupt der Amerikaner, lächerlich gemacht zu werden? Diese jüdische Clique ist heute dort mächtiger denn je, denn sie hat zum Vollstrecker ihres Willens einen

Präsidenten, der für sie „durch dick und dünn geht". Und nicht nur einen Präsidenten, sondern einen gut funktionierenden Staatsapparat, der in erster Linie für ihre Zwecke da ist. Wie auch das amerikanische Volk für ihre Taschen sich abschuftet.

Amerikanische Diktatur

Seit vier Jahrzehnten etwa hat Amerika den praktischen Gebrauch der Demokratie verlernt. Es beugte sich einer unsichtbaren, dafür aber um so gefährlicheren Diktatur. Es war die Diktatur des erstarkten Materialismus, der — man möchte fast sagen, im Handumdrehen — mit der politischen Demokratie fertig wurde. Die amerikanische Diktatur war zunächst unpolitisch, wenigstens war sie es bei der Entstehung und in der ersten Zeit ihres Bestehens. Dann zog sie die Politik in ihren Bann. Dies geschah fast reibungslos und ohne jedes Aufsehen. Die großkapitalistische Maschine arbeitete präzise, gleichförmig und erbarmungslos. Die Standardisierung Amerikas war die erste Folge. Nicht nur die Standardisierung der Produkte, sondern auch der Menschen, ja sogar ihrer Gefühle. Alles horchte auf das Kommando der „big bosses" und — gehorchte. Die amerikanische Uniformität des äußeren und inneren Menschen wurde ein dankbares Objekt für gefühlsreiche, noch nicht standardisierte Schriftsteller. Erinnert sei nur an die köstlichen, leider wahrhaften und das Milieu treffenden Schilderungen von Sinclair Lewis, der in seinem „Elmer Gantry", dann in „Babbitt" und in „Main Street" seinen beißenden Spott über dieses Amerika ergoß, über ein Amerika, das in der satten Zufriedenheit der täglichen Routine sein „Ideal" erblickte. Die Diktatur hatte den amerikanischen Menschen entnervt, hatte ihm jeden Elan genommen, sich gegen die abstumpfende Routine aufzulehnen, oder einmal nach den Gründen zu forschen, die zu dieser allgemeinen Verflachung des amerikanischen Daseins geführt hatten. In diesen satten, von einer mäßigen Prosperity profitierenden bürgerlichen Schichten erfand man sogar aus Langeweile den Begriff des „unmoralischen Europa". Man identifizierte dieses „Europa" mit schwarzhaarigen Umstürzlern, geifernden Bolschewiken oder unsoliden Demagogen. „Europa" war der Sammel- und Ausgangspunkt alles Unangenehmen, alles Bösen, Beunruhigenden, kurz, aller Dinge, die den

ewigen Gleichklang der spießigen Atmosphäre in „Main Street" zu stören drohten. Amerika hatte sich nach dem Weltkrieg so hinter diesen Wall zufriedener Spießbürgerlichkeit und argwöhnischen Kritizismus zurückgezogen, daß es gar nicht bemerkte, wie Europa sich langsam daranmachte, sich zu verjüngen.

Die Verspießerung des bürgerlichen Amerika vollzog sich im gleichen Zeitraum wie die Verproletarisierung breitester Massen, die absolut von dem ewigen Auf und Ab der Konjunkturwellen abhängig waren. Da die amerikanische Wirtschaft ihrerseits infolge ihrer engen Verflechtung mit der europäischen und der Weltwirtschaft außerordentlich starken Schwankungen unterworfen war, starrte ganz Amerika unausgesetzt auf die Wirtschaftskurven der Welt, verfolgte mit Besorgnis die schwindende Kaufkraft Europas oder begrüßte mit Erleichterung den Abschluß eines neuen Handelsvertrages. Während die bürgerliche Bevölkerung zum großen Teil schon in der zweiten Generation „amerikanisch" war, bestanden die großen Arbeiterheere, besonders in der Schwerindustrie, aus Ausländern, noch nicht „verschmolzenen" Elementen. Und diese Elemente waren am meisten den Schwankungen der Prosperitätskurve ausgesetzt. Unter diesen Habenichtsen war die Not und die Sorge vor kommender Arbeitslosigkeit am größten und am berechtigtsten. Sie flogen ja zuerst auf die Straße; sie wurden ja zuerst von Betriebseinschränkungen betroffen, von Rationalisierungen und Zusammenlegungen. Es wird niemand wundern, wenn diese in ihrer Existenz bedrohten Massen an einer Organisation Anlehnung suchten, daß sich der gewerkschaftliche Zusammenschluß der Arbeitermassen in schnellerem Tempo als je zuvor vollzog. Unter dem Druck der höchst unsicheren wirtschaftlichen Entwicklung erscheint es uns dabei als logisch, daß die materialistische Denkungsweise des amerikanischen Volkes alle anderen Interessen immer mehr in den Hintergrund drängte.

Dieses Amerika, in der Zeit von Kriegsende bis 1933, steht unter der Diktatur des Dollars, mehr als je zuvor in seiner Geschichte. Die herrschende Schicht derjenigen, in deren Händen die Produktion und deren Verteilung ausschließlich lag, sahen immer mehr ihre Felle fortschwimmen. Sie mußten erleben, wie eine nach der anderen der Positionen, die sie im Expansionstaumel gewonnen hatten, wieder verlorenging und nicht mehr zu halten war. Sie mußten erleben, daß gerade

diejenigen Völker, die am meisten unter den Kriegsfolgen gelitten hatten, sich langsam wiederaufrichteten und sich ernsthaft daranmachten, nicht nur ihre alte Stellung wiederzuerobern, sondern ihre innere Kraft zu stärken. So entstand in Italien ein Geist, den die Amerikaner nicht verstanden. Da war ein Mann aufgestanden und hatte seinem Volk Ideale vorgehalten. Und dieses Volk war ihm widerspruchslos gefolgt. In Japan erstand eine Macht, die die Amerikaner mit Besorgnis erfüllte. Und dann machte sich sogar dieses Deutschland daran, den Krieg restlos zu liquidieren, unter der Führung eines Mannes, der gleichfalls Ideale auf seine Fahne geschrieben hatte. Und das deutsche Volk ertrug diesen Mann nicht nur, es folgte ihm sogar in einer vorher nicht gekannten Geschlossenheit.

Diesen Dingen stand das materialisierte Amerika fassungslos gegenüber. Nur wenige Amerikaner werden begreifen, warum zum Beispiel Deutschland es vorzog, seinen Idealen zu folgen, sich damit in Gegensatz fast zur halben Welt zu stellen, anstatt in Ruhe und Frieden mit Amerika Geschäfte zu machen, allerdings zu solchen Bedingungen, wie sie Amerika vorschrieb. Nie wird auch dieses Amerika begreifen, daß Deutschland alles daransetzte, um einige Millionen Volksgenossen von fremdem Joch zu befreien, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin. Das *alte* Amerika würde das verstanden haben, jenes Amerika, das um seiner Freiheit willen sein Mutterland bekämpfte. Das *neue* Amerika, unter der Diktatur des Materialismus stumpf und gleichgültig geworden, hatte für alles das kein Verständnis mehr. Es begriff nicht einmal, warum Deutschland in der Judenfrage eine solch kompromißlose Politik verfolgte. Amerika begriff das nicht nur nicht, sondern es kritisierte, ohne zu verstehen. Dieses Amerika begreift alles, was konkreter Natur ist; es begreift, daß ein Volk in den Krieg zieht, um wirtschaftliche Vorteile zu erringen oder eine reiche Provinz zu erobern. Es begreift das japanische Vorgehen, weil dessen Bedeutung so klar auf der Hand liegt. Es begreift, daß Japan um die Sicherstellung seiner Rohstoffbasis und seiner Märkte ringt, begreift auch, daß es sich dazu der althergebrachten Mittel bedient, deren sich vorher schon zahlreiche andere Völker bedient haben. Alles das ist Amerika nicht rätselhaft.

Amerika begreift auch die Tendenz der britischen Empirepolitik, vermag sogar in der französischen Prestigepolitik nichts Geheimnisvolles zu sehen. Nur die Politik der *autoritären Staaten* ist

ihm ein Buch mit sieben Siegeln, denn diese Politik ist auf einer Idee aufgebaut, die Amerika nicht versteht, auch nicht verstehen will. Das dollarifizierte Amerika kann sich nichts dabei vorstellen, wenn Deutschland einen völkischen Staatsgedanken vertritt, der auf dem Prinzip der Staatsführung durch die Besten beruht. Es sieht auch in der deutschen Stellungnahme zur Judenfrage nichts anderes als eine zum Prinzip erhobene Unduldsamkeit, und es glaubt, daß es gerade diese Unduldsamkeit ist, auf der der heutige deutsche Staat aufgebaut ist. Demgegenüber ist dieses Amerika davon überzeugt, daß nur die Gewährleistung der „persönlichen Freiheiten" der im Staatsgebiet lebenden Bürger einer „Zivilisation" entspricht, auf die alle weißen Völker Anspruch erheben. Es sieht also in dem Kampf der Deutschen gegen die Juden einen Schritt, durch den die Fundamente der Zivilisation direkt bedroht werden. Und selbst im Führerprinzip sieht es nichts anderes als eine Diktatur, für die nicht nur keine Notwendigkeit besteht, sondern die den „Grundrechten der Menschen" ins Gesicht schlägt.

Dieses Amerika, das Jahrzehnte hindurch nichts anderes getan hat, als seinen Oligarchen auf dem Wege zur Prosperity zu folgen, das keine Zeit gehabt hat, sich mit geistigen Problemen irgendwelcher Art zu beschäftigen, dieses Amerika vermag nicht zu begreifen, daß im dynamischen Europa andere Triebkräfte vorherrschen als in Amerika. Amerika urteilt von der hohen Warte einer territorial gesättigten Existenz, einer Warte, deren sich, mit Ausnahme Englands und Frankreichs, kaum ein einziges europäisches Volk erfreuen kann. Amerika ist mit seinen Problemen — ich sagte es ja schon — fertig geworden, solange bei ihm der Trieb die Oberhand hatte, sich aus europäischen Dingen herauszuhalten. Unter der wirtschaftlichen Judokratie hat aber Amerika nichts wie Rückschritte erlebt. Wen wird es wundern, daß das sieggewohnte Amerika verbittert darüber ist, daß das erwachende Europa ihm seine erste wirtschaftliche und geistige Niederlage beigebracht hat? Man wird gut daran tun, bei der Betrachtung der heutigen amerikanischen Denkweise stets diese Verbitterung in Anrechnung zu bringen, die weitgehend dazu geführt hat, daß die amerikanische Nation einen sogenannten „Sozialreformer" mit der Präsidentschaft betraute.

Amerika hat stets auf die Form gesehen. Es hat sich von der auf-

rechterhaltenen Form der Demokratie darüber hinwegtäuschen lassen, daß sein Staatsregiment in Wirklichkeit ein plutokrato-diktatoriales geworden war. Alles das, was sein jetziger Präsident — rhetorisch und theoretisch — wieder anstrebte, sollte ein Aufleben der demokratischen Tradition bedeuten, die die wirtschaftliche Diktatur ersetzen sollte. Die Form des Faschismus und Nationalsozialismus ist für den heutigen Amerikaner etwas so Fremdes, der Begriff „Blut und Boden" etwas so Unbegreifliches, daß er nicht vermag, für die Institutionen der autoritären Staaten Verständnis aufzubringen. Und alles das, was Amerika nicht versteht, was ihm fremdartig und geheimnisvoll erscheint, erfüllt es mit einer gewissen Furcht, so wie sich ein Kind vor dem großen „schwarzen Mann" fürchtet, der voller Geheimnisse steckt und ihm unwillkürlich Unbehagen einflößt. Der gelbe Kontinent, soweit er unter japanischem Einfluß steht, bereitet Amerika dasselbe tiefe Unbehagen und Furchtgefühl, das ihm jene europäischen Staaten verursachen, die es einfach nicht begreift. Alles das, was Amerika nicht kennt, nicht durchschauen kann, bereitet ihm Unfrieden, Mißbehagen, Angst. Das ist in Wahrheit geistige Unduldsamkeit, denn die Welt kann sich nicht danach richten, was Amerika angenehm oder verständlich ist. Denn Amerika ist, trotz all seiner produktiven Macht, noch lange nicht die Welt. Es ist das jüngste Glied dieser Welt und ihr größter Parvenü.

Wenn Adolf Hitler zum Beispiel sagt*):

> „Die gesamte Bildungs- und Erziehungsarbeit des völkischen Staates muß ihre Krönung darin finden, daß sie den Rassesinn und das Rassegefühl instinkt- und verstandesgemäß in Herz und Gehirn der ihr anvertrauten Jugend hineinbrennt",

so liest das rassisch verzerrte Amerika aus diesen Zeilen nur Unduldsamkeit. Es sieht darin die Proklamation des alldeutschen Prinzips, obwohl gerade dieses Prinzip dem Nationalsozialismus im Wesen zuwiderläuft. Amerika beurteilt alles unter dem Gesichtspunkt der Expansion, und dies ist auch der Grund, weshalb die nationalsozialistischen und faschistischen Ideen als expansionistische aufgefaßt werden. Die Verkündung des Rasseprinzips in Deutschland und Italien läuft der heutigen amerikanischen Anschauungsweise zuwider, denn wo wäre

---

*) Mein Kampf, S. 475, 476.

wohl dieses Amerika, wenn es nach dem gleichen Prinzip verfahren wäre? Die amerikanische Denkungsweise ist so weitgehend diktatorial, daß sie nur das für die ganze übrige Welt als berechtigt anerkennt, was in Amerika selbst als gut und richtig befunden worden ist. Amerika würde nie etwas daran auszusetzen haben, wenn die faktische Macht in Deutschland von einer Handvoll Wirtschaftsführer ausgeübt würde, von einer bevorzugten Kaste starker Finanzleute oder Industrieführer. Denn das würde ja dem Zustand entsprechen, in dem Amerika sich jahrzehntelang selbst befunden hat und heute noch befindet. Dann wäre Deutschland immer noch eine „Demokratie", solange nur deren Form nicht angetastet wird. Aber in dem Augenblick, in dem Deutschland und Italien die Herrschaft der demokratischen Form beendeten und an ihre Stelle die Herrschaft einer vom ganzen Volk betrauten Staatsführung setzten, die auf die leere Form keine Rücksicht mehr nahm, sondern den Inhalt wahrzumachen begann, da verstand Amerika diese Staaten nicht mehr. Solange sich in Amerika die Oligarchen nicht gegen diese Form vergingen, konnten sie mit den Freiheiten des Volkes machen, was sie wollten. Und erst als diese Methode durch den wirtschaftlichen Niedergang ad absurdum geführt worden war, begann man allmählich wieder, der Form ein wenig Inhalt zu geben. Das war ja die Mission, die Franklin Roosevelt erfüllen sollte.

Die amerikanische Denkungsweise ist durch das freie Walten einer finanzstarken Minderheit zur Diktatur geworden. Liegt nicht schon in dem Wort „Amerika kann die ganze Welt züchtigen" eine arrogante Diktatur, die dem innersten Wesen Amerikas nicht entspricht? Amerika hat versucht, „to lick the whole creation": es hat dabei Fiasko erlitten. Aber zu dieser Geisteseinstellung gehört mehr als die Bereitschaft, sie mit den Waffen in der Hand zu verfechten. Es gehört dazu eine Mentalität, die das Eigenleben anderer freier Völker ausschließlich durch die amerikanische Brille betrachtet und beurteilt. Und verurteilt. Amerika ist jung, und seine Jugend macht es — aller konstitutionell verankerten Duldsamkeit zum Trotz — unduldsam. Amerika ist nicht bereit, widerspruchslos eine teileuropäische Entwicklung hinzunehmen, aus der es „Gefahren" für sich ableitet. Im Unwissen liegt Furcht, im Wissen die Kraft zum Verstehen. Und Verstehen ist im Leben der Völker alles. Im Verstehen liegt der Ausgangspunkt zum Verständnis, ohne das die Welt nicht in Frieden leben kann. Aber Verständnis ist

nicht erreichbar, wenn ein großes Land wie Amerika der Form den Vorzug vor dem Inhalt gibt. An der deutschen Form der Staatsführung mag Amerika noch so viel Kritik üben, aber es muß sich bemühen, auch über den Inhalt nachzudenken. Amerika hat seine staatliche Verfassung dem altrömischen Vorbild angepaßt. Aber gab es nicht im alten Rom auch bewegte Zeiten, wo die freiheitliche Form durch Konzentration der Macht verstärkt werden mußte? Haben sich nicht auch die amerikanischen Truppen in Frankreich dem französischen Oberbefehl unterordnen müssen, eben weil in Notzeiten und zur Erreichung eines schwierigen Zieles eine einheitliche Führung unerläßlich ist? Und befand sich etwa das von einem Wall von Feinden umringt gewesene Deutschland, ausgepowert und ausgeblutet, in einem anderen Zustand als in dem des Notstandes? Hat nicht auch Amerika, als es aus dem Taumel der kapitalistischen Expansion erwachte, seinem Präsidenten Franklin Roosevelt Vollmachten erteilt, wie noch nie einem Präsidenten zuvor? Warum denkt das amerikanische Volk über alles das nicht einmal nach?

Es denkt nicht nach, weil es immer noch viel zu sehr im Einflußbereich seiner jüdisch-oligarchischen Wirtschaftsführer steht, weil es noch viel zu unselbständig denkt, es vielmehr vorzieht, seine „Meinung“ von einer straff kontrollierten Presse zu beziehen, die auch heute noch ganz auf das Kommando der Oligarchen hört. Es gibt kein Ding, das mehr angegriffen wird als der Begriff des deutsch-italienischen Rassismus. Und dabei ist das Rassenproblem in Amerika selbst noch völlig ungelöst. Immer und immer wieder macht man um die Negerfrage einen weiten Bogen, weigert sich, diese Frage entscheidend zu lösen. Amerika hat in seinen Mauern Engländer, Iren, Deutsche, Schotten, Franzosen, Ukrainer, Ruthenen, Polen, Ungarn, Italiener, Holländer, Spanier, Finnen, Norweger, kurz die ganze Völkerkarte Europas, sogar der Welt. Sie drängen sich hier zusammen und lernen einander verstehen. Und über ihnen allen schwebte das ausgleichende Amerikanertum, das ihnen — schon wegen seiner wirtschaftlichen Vorteile — erstrebenswert erschien. Und dann sind da noch die Juden und die Neger. Zwei nichteuropäische Rassen, die einen aus dem Orient, die anderen aus Afrika. Mit den Afrikanern vermischt sich der Amerikaner nicht, beim Orientalen dagegen hat er keine Bedenken. Er betrachtet ihn ja nicht als fremde

Rasse, sondern als Andersgläubigen. Sieht in ihm, je nach seinem Geburtsland, einen Slowaken, Deutschen oder Briten. Je nachdem.

Woran liegt es, daß Amerika in seinen Juden keine fremde Rasse zu erblicken vermag? Daß es sich mit ihnen vermischt, ihnen die höchsten Ämter anvertraut, ihnen die Finanzen, die Presse, die Kultur ausliefert? Das amerikanische Judentum hat es verstanden, den Tanz um den Dollar in „vorbildlicher" Weise nicht nur mitzumachen, sondern geradezu anzugeben. In der Tat, fast könnte man sagen, daß Amerikaner- und Judentum sich auf wirtschaftlichem Gebiet ausgezeichnet ergänzen. Das materialisierte Amerika sah im Judentum einen vorzüglichen Mithelfer, um den Expansionsdrang durchzuführen. Gerade der dem Judentum innewohnende Internationalismus leistete der amerikanischen Wirtschaftsexpansion die größten Dienste. Das kosmopolitische Amerika, in dem kein einziger Völkerstamm die absolute Majorität hatte, war für das Finanzjudentum eine ideale Basis, ein denkbar gutes Sprungbrett, von wo aus es seine expansionistischen, weltumspannenden Fäden ziehen konnte. Diese Fäden gingen nach Europa, Afrika, Asien, Südamerika, nach dem Fernen Osten, in die ganze Welt. Und indem sich so das Judentum mit dem Wunschtraum der amerikanischen Oligarchie identifizierte, sich mit ihr zu einer Interessengemeinschaft verschmolz, eroberte es sich in zäher, unaufdringlicher Weise seine staatsbürgerliche Position in den Vereinigten Staaten. *Die Juden wurden geradezu Träger, Vorkämpfer des amerikanischen Expansionsideals*, und nicht wenige von ihnen konnten die einflußreichsten Stellungen in der amerikanischen Politik für sich erobern. So wurde der Judaismus immer mehr zu einer aktiven Staatspartei, und immer mehr traten die rassischen Gegensätze in den Hintergrund. Daran hat sich bis auf den heutigen Tag nichts geändert. Es sind heute im Gegenteil mehr denn je Juden, die Wall Street beherrschen, die in Presse und Kunst einen richtunggebenden Einfluß ausüben, ja die sogar in der Staatspolitik wichtigste Ämter bekleiden. Aber Amerika steht auf dem Standpunkt, daß diese Leute nicht nur keine Fremdlinge sind, sondern daß sie sich sogar in stärkstem Maße um die Entwicklung der amerikanischen Wirtschaft „verdient" gemacht haben. Daß das amerikanische Judentum einer der Hauptträger der verunglückten Expansion gewesen ist, vergißt man dabei.

Der amerikanische Jude ist sogar über den Schmelztiegel siegreich

geblieben. Während alle anderen Völkerschaften, die in diesen Schmelztiegel wanderten, aus ihm amerikanisiert hervorgingen und sich in den nachfolgenden Generationen zu Amerikanern entwickelten, ist der amerikanische Jude geblieben, was er immer war: Orientale. Gewiß, er hat sich ganz das Aussehen eines Amerikaners angeeignet, so wie er sich ja auch bemühte, in Deutschland das Aussehen eines Deutschen zu gewinnen. Und so wenig ihm dies in Deutschland gelungen ist, so gut hat er dieses Ziel in Amerika erreicht, wo er keine geschlossene nationale Schranke zu nehmen hatte, sondern wo ihm ein Sammelsurium aller möglichen Nationalitäten und Rassen gegenüberstand, die er gegeneinander ausspielte, wodurch ihm die Wahrung seiner eigenen rassischen Eigenarten um so mehr erleichtert wurde. Gerade die geringe nationale Geschlossenheit Amerikas hat das dortige Judentum stärker und einflußreicher werden lassen als in irgendeinem europäischen Staat. Denn je stärker die nationale Geschlossenheit, der sich der Jude gegenübersieht, desto mehr Konzessionen muß er ihr auch machen, um eine Lizenz für seine Geschäfte zu bekommen. Und noch eins: sowohl der Amerikaner wie der Jude sind ausgesprochene Repräsentanten von Handelsvölkern. Während der Jude dies immer war, schon auf Grund der geographischen Lage seiner ursprünglichen Heimat und seiner Abneigung gegen manuelle Arbeit, war der Amerikaner ursprünglich weit mehr kolonisatorischer Eroberer, Kämpfer für eine nationale Idee. Der Amerikaner wurde erst im Zuge der Materialisierung des letzten halben Jahrhunderts ein leidenschaftlicher und talentierter Kaufmann. Und auf dieser Plattform des Handels und der Handelsexpansion verschmolzen sich Amerikaner und Jude zu einer wirtschaftlichen Einheit. Aber Amerika kam dabei schlechter weg als Juda.

Die amerikanische Handelsexpansion vollzog sich, wie wir wissen, auf übernationaler Grundlage. Sie richtete sich nicht nach den nationalwirtschaftlichen Gegebenheiten, sondern machte die Expansion zum Selbstzweck. Und das war ganz das Gebiet, auf dem sich der Jude zu Hause fühlte. Als die amerikanische Expansion ins hemmungslose ging, die nationalen Interessen anderer Völker nicht mehr achtete, da war dies für das Judentum eine seltene Gelegenheit, sich in den Vordergrund zu drängen. Amerika verlangte ja gar keinen nationalen Heroismus von ihm, keinerlei Opfer, sondern es bot ihm im Gegenteil wirtschaftliche Eroberung. Dollars. Profit. Und wann hätte es je eine Zeit

gegeben, wo der Jude auf dieses Wort nicht mit allen Fasern seines kommerziellen Herzens reagiert hätte?

Und so kam es, daß Amerika sich mit dem in das Land strömenden Judentum identifizierte. In ihm sogar immer mehr den Wegbereiter seiner wirtschaftlichen Stoßkraft sah. Wen wird es nun wundern, wenn heute dieses Amerika, das trotz seiner Ernüchterung weltanschaulich noch dasselbe geblieben ist wie vor dem „Krach", für den deutschen Freiheitskampf kein Verständnis aufzubringen vermag, ja, nicht einmal aufbringen will? Dieses Deutschland hat in Washington einen viel geringeren Gegner als in Neuyork, dem Machtzentrum des Weltjudentums. Und dieses Neuyork gibt den Ton an, nicht nur wirtschaftlich, sondern gerade auch politisch. Aus seinen Gouverneuren rekrutieren sich die amerikanischen Präsidenten und auch Franklin Roosevelt stammt aus der Neuyorker Luft des dort stationierten kosmopolitischen Judentums. Vergessen wir doch nicht, daß das nationalsozialistische Deutschland dieses Judentum direkt an zwei Stellen empfindlich getroffen hat. Nicht nur, daß es dessen Ansehen in der ganzen Welt herabgesetzt hat und gänzlich zu gefährden droht, es hat ihm auch seine kommerzielle Regsamkeit beschnitten. Und das letztere ist nach jüdischer Ansicht ein unverzeihliches Verbrechen, noch viel unverzeihlicher als die Herabminderung des Ansehens. Und deshalb ist Deutschland — und neuerdings auch Italien — der größte und meistgehaßte Feind des amerikanischen Judentums. Und wenn man den starken Einfluß berücksichtigt, den diese Rasse auf die amerikanische Wirtschaft, Presse, Kunst und — Politik ausübt, dann braucht sich niemand darüber zu wundern, daß Amerika und Deutschland heute Gewehr bei Fuß stehen und eine gegenseitige Verständigung noch in weiter Ferne zu liegen scheint.

Das Amerika von heute ist nicht mehr das Amerika von vor fünfzig Jahren, es ist nicht mehr frei in seinen Entschlüssen und seiner Denkungsart. Es untersteht einer unsichtbaren, anonymen aber desto wirksameren Diktatur einer machtvollen Minderheit. Diese Minderheit setzt sich heute nicht mehr, wie damals, aus den reinen Wirtschaftsoligarchen zusammen — denn die sind zum Teil zusammengebrochen und haben sich hinter die Rockschöße der „sozialreformerischen" Regierung geflüchtet —, sondern aus einer im wesentlichen vom Judentum beeinflußten Clique, die sowohl die wirtschaftliche Macht in Händen hält, als

auch die Kontrolle über das kulturelle und politische Leben der amerikanischen Nation. Diese Clique ist es, die die öffentliche Meinung nicht nur zu beeinflussen sucht, sondern sie auch tatsächlich weitgehend beeinflußt, durch die Presse, den Film, den Rundfunk. Alle diese Kanäle zur Bildung der öffentlichen Meinung sind vertrustet, anonym kapitalisiert und stehen im wesentlichen unter der Kontrolle jüdischer Finanz- und Wirtschaftsleute. In keinem anderen Lande der Welt hat das Judentum einen so großen Einfluß auf das nationale Leben zu erringen vermocht wie gerade in den Vereinigten Staaten, und es ist dieser Umstand, der die amerikanische Politik heute so fundamental daran behindert, der deutschen und italienischen Volkspolitik Verständnis entgegenzubringen. Bestünde in Amerika die reine Demokratie, die reine und unbeeinflußte Souveränität des Volkes anstatt der einer finanzstarken Minderheit fremder Rasse, so wäre das Werk der gegenseitigen Verständigung über den Atlantik ein leichteres, um nicht zu sagen ein leichtes. So aber, wie die Dinge heute noch in den Vereinigten Staaten liegen, scheint eine geistige Verständigung noch von so vielen Imponderabilien abzuhängen, daß die weltanschauliche Mauer, die die Vereinigten Staaten von uns trennt, höher und unübersteigbarer denn je erscheint.

Es ist doch eigenartig, daß gerade dasjenige Volk, das sich einst die freiheitlichste aller Verfassungen ausgesucht hatte, daß gerade dieses Volk von einer Minderheitenherrschaft zur anderen taumelt. Zuerst wich die Demokratie der unter kosmopolitischen Einflüssen entstandenen Oligarchie, und dann, nachdem diese versagt hatte, übergab man die Kontrolle über das nationale Leben einer anderen, fremdrassigen, anonymen Macht, hinter der sich die Baruchs, Mayers, Loebs, Guggenheims, Morgenthaus, Frankfurters verschanzten. Es ist erstaunlich, daß ein sonst so intelligentes Volk wie die Amerikaner es bei diesem Zustand zu belassen, ja, daß es mit diesem Stand der Dinge sogar zufrieden zu sein scheint. Offenbar glaubt es, daß es dem Judentum gewachsen ist, daß das Judentum nur das tun darf, was Amerika will. Aber das Gegenteil ist richtig. Das Judentum in Amerika ist stärker als sein Gastvolk, weil es sich hinter eine finanziell stark ausgepolsterte Deckung verkriecht, wo es, in seiner anonymen Verkappung, fast unangreifbar erscheint. Sieht denn Amerika nicht, wie dieses Judentum die Verfassung unterminiert hat, auf die man einst so stolz war? Und nicht nur die

Verfassung, sondern die ganze staatsbürgerliche Moral, die heute in einem arbeitsscheuen Spekulationsfieber gipfelt? Sieht man nicht, daß dasselbe Judentum sich die Kontrolle — direkt oder indirekt — aller derjenigen Kanäle angeeignet hat, durch die das amerikanische Leben pulsiert? Würde man beispielsweise heute aus dem „amerikanischen" Film alle Juden entfernen, ohne sie gleichzeitig durch Amerikaner zu ersetzen, der Film würde kläglich zusammenbrechen. Würde man dasselbe mit der Presse machen, so würde bald kein Blatt mehr erscheinen. Der jüdische oder jüdisch kontrollierte Einfluß im heutigen Amerika ist so groß und so fest fundamentiert, daß man wahrlich von seiner Diktatur reden kann, nicht nur von seiner wirtschaftlichen und kulturellen Diktatur, sondern auch von seiner politischen. Schon 1936 befanden sich — nach dem „American Economist Publicist" — 87 Prozent der amerikanischen Schwerindustrie in jüdischen Händen oder unter der Kontrolle jüdischer Holdings, 100 Prozent des Bankwesens, 83 Prozent der Massenartikelfabrikation, 90 Prozent des Exporthandels, 97 Prozent des Zeitungswesens, 99 Prozent der Textilwirtschaft! Und weiter:

Leiter des Finanzdepartements der Bundesregierung ist der Jude Henry Morgenthau jr., der intime verwandtschaftliche Beziehungen zu den Bankiers Seligman, Wertheim, Levisohn und Warburg (vom Bankhaus Kuhn, Loeb & Co.) hat. Der Jude Bernard Baruch, der schon unter Wilson den größten politischen Einfluß ausübte, hat, wie die jüdische Zeitung „American Hebrew" sich brüstete, den Präsidenten Roosevelt in dessen Urlaub inoffiziell vertreten. Der Rabbinersohn Felix Frankfurter, der im Jahre 1890 mit seinen Eltern aus Wien einwanderte, ist heute Oberster Bundesrichter, entscheidet damit über Lebensfragen der amerikanischen Nation. Nebenbei ist dieser tüchtige Mann auch noch Mitglied der kommunistischen Civil Liberties Union und persönlicher Rechtsberater des Präsidenten. Zu den weiteren intimen Freunden Roosevelts gehört der Itzig Robert Marx, seines Zeichens Richter in Cincinnati, Ohio. Als Gouverneur des Staates Neuyork zählte Mr. Roosevelt zu seinen innigsten Freunden und Beratern den Galizier Maldwin Fertig. Die Liste geht weiter:

Der amerikanische Außenminister Cordell Hull, der die geifernden Philippiken seines Ministerkollegen Ickes schmunzelnd duldete, ist mit einer Tochter des Juden Isaac Witz verheiratet. Unter den engeren Mitarbeitern des Außenministers zählt die „New York Daily News" unter

Bezug auf eine Flugschrift, die unter dem Titel „Was jedes Kongreßmitglied wissen muß" im Pelly-Verlag. Ashville, N. C., erschienen ist, nicht weniger als sechs Juden auf, und zwar die Herren Feis, Paslowsky, David Salmon, Jacobs, Metzger und Josef Baker. Staatssekretär im femininen Arbeitsministerium der Miß Perkins ist die Jüdin Jurkowitz, ihr Generalanwalt der Jude Wyzanski. Weitere „Prominente" in diesem Ressort der „amerikanischen" Regierung sind die Juden Isidor Lubin, Jacob Perlmann, Boris Stern, Kaplan und Polakow. Im Wirtschaftsministerium finden wir fast sämtliche Dezernate mit Juden besetzt, die die schönen Namen Hirsch, Nathan und Domeratzky tragen. Im Landwirtschaftsministerium sind dagegen „nur" vier Juden in einflußreichen Stellungen, denn in der Landwirtschaft ist ja noch am wenigsten zu erben. Sie nennen sich Mordecai Ezekiel, Bachrach, Josef Becker und Kaufmann. Hinwiederum hat sich Herr Ickes gleich mit einem ganzen Schock Hebräer umgeben, mit den Rassenamen Cohen, Marx, Philip Cohen, Nathan Margold, Meyers, Zeuch, David Segel und J. F. Abel.

Was sollen wir diese Liste noch weiter ausdehnen! Die Niederschrift all dieser Namen bereitet dem Autor kein Vergnügen, und er ist der Meinung, daß das jüngste politische Geschehen ja Beweis genug ist für die neuamerikanische Hebräerpolitik, die in der forcierten Rassenmischung eine sadistische Freude zu sehen scheint.

Dieses immer weiter vorstoßende amerikanische Judentum, das in gleicher Weise die Politik, den Handel, die Produktion und die „nationale" Kultur bestimmend beeinflußt, war es gewohnt, einen Präsidenten zu „nominieren", der ihm paßte, der ihm Garantien dafür gab, daß die jüdisch-hochkapitalistische Vorherrschaft regierungsseitig nicht angetastet werde. Den Partei-„Ringen" und ihren „bosses" fiel dabei eine bedeutsame Aufgabe zu, eine Aufgabe, deren Lösung durch tüchtiges Einschmieren mit Dollars wesentlich erleichtert und vereinfacht wurde. Die Dollars kamen aus den Säcken Judas, kamen aus den sogenannten „Wahlfonds", für die jeder standesbewußte Judokrat sein Teil beisteuerte. Aber die Nachkriegsentwicklung hatte bewirkt, daß die Kandidaten der Judokratie immer härter um den Präsidentenstuhl zu kämpfen hatten, trotzdem „man" alles mögliche tat, um „die Stimme des Volkes zu manipulieren". Aber als dann Franklin Delano Roosevelt ins Weiße Haus einzog, da glaubte zunächst die Judokratie, daß ihre Diktatur bedroht sei. Denn dieser Präsident redete dem Volk, dem aus-

gebeuteten, so schön nach dem Munde, sprach von „Einschränkung der Individualrechte", von „Staatskontrolle über die Wirtschaft", sprach von einer „Planung der Produktion" und von vielen anderen schrecklichen Dingen mehr. Er wollte sogar, daß der Farmer wieder mehr verdiente, und das konnte doch nur heißen, daß sie, die Judokraten, weniger verdienten. Er sprach davon, daß die Produktionskapazität den „realen Bedürfnissen angepaßt" werden müsse. Und das hieß wieder, daß auch auf diesem Gebiet die „big bosses" weniger verdienen würden. Er sprach von „Geldwechslern, die aus dem Tempel hinausgejagt werden würden, die er vor dem Gerichtshof der Nation anklagen werde". Das war eine Sprache, die die Judokraten Amerikas nicht gewöhnt waren. Denn Geldwechsler, das waren ja sie selbst! Was sollten sie mit einem Manne machen, der sich von vornherein so widersetzlich zeigte, der sich offen gegen ihre Diktatur auflehnte? Denn noch wußten sie ja nicht, daß dem Präsidenten alles das „nicht so ernst" war, daß er, indem er diese Thesen verkündete, auf Effekt hoffte, auf propagandistische Resonanz bei der Nation. Daß Franklin Delano nur eine andere Methode eingeschlagen hatte, um mit den Stimmen seines Volkes ins Weiße Haus einziehen zu können.

Aber die Angst der Judokraten war gewaltig. Sie wuchs noch, als der Präsident sich sogar anschickte, seine Worte wahrzumachen. Als er daranging, gegen die Monopolgesellschaften, gegen die Holdings, die Lieblingskinder der Judokratie, mit gerunzelter Stirn und drohend erhobenem Zeigefinger vorzugehen. Als er sich überdies anschickte, Produktionsstätten der öffentlichen Hand zu errichten, Elektrizitätsbetriebe im Tal des Tennessee, die langsam die „Wirtschaftlichkeit" der Privatbetriebe untergruben. Als er sich Oberste Bundesrichter zulegte, die seinem Willen untertan waren und die seine Pläne sanktionieren sollten. Das alles sah die Judoplutokratie tränenden Auges mit an. Aber dann entschloß sie sich, zu handeln. Im Börsenjargon Wall Streets nannte man die Tendenz in dieser Zeit, als die „big bosses" nachdachten, wie sie den Präsidenten auf ihre Seite bringen könnten, lustlos und abwartend. Man „sprach die Kurse herunter", und als die armen Aktienbesitzer mit tränender Stimme wissen wollten, warum ihre Aktien so purzelten, da sagte ihnen die Judokratie, das sei die Frucht der Roosevelt-Experimente.

Und unterdes wuchs die Arbeitslosigkeit immer mehr. Die Not der

Millionen Amerikaner — es waren diesmal wirklich welche — wurde immer größer, ihre Hoffnung auf eine baldige Besserung immer geringer. Diese Millionen sahen, wie der Präsident zwar schöne Worte gebrauchte, wie er sich sogar eine stark rötliche Dame als Arbeitsministerin zulegte, aber Ergebnisse sahen sie nicht. Sie hungerten und froren weiter. Dreizehn Millionen kräftiger amerikanischer Männer, die im „Lande der Freiheit und Demokratie" nicht einmal wußten, wovon sie morgen leben sollten! Deren hoffnungsloser Trott darin bestand, daß sie kommunistischen Phraseologien lauschten oder sich in den wenigstens geheizten Vorhallen der prunkvollen öffentlichen Bibliotheken, die von Judokraten finanziert worden waren, herumdrückten. Und hinter dieser Kulisse des Jammers und Elends, dem ein Drittel der amerikanischen Nation preisgegeben war, zogen die Plutokraten ihre Fäden zum Weißen Haus. Der Mann, der dieses Haus bewohnte, hatte sich an seinen eigenen Reden berauscht, hatte geglaubt, daß er selbst mit der Größe seiner Aufgabe auch größer werden würde, hatte darauf vertraut, daß seine messianischen Prophezeiungen ihm auch einen Weg zeigen würden, wie er sie wahrmachen könne. Er experimentierte, als sei er ein verantwortungsloser Student der Chemie, mixte Theorien und Phraseologien, Positives und Negatives, Wahrscheinliches und Unmögliches. Alles in einen Topf. Und wartete dann auf das Endprodukt, das diesem Gemisch entsteigen würde. Wartete mit der Geduld eines Mannes, der sich an seinen eigenen Phantasien berauscht hat und der an ihre Erfüllung glaubt. Und das Volk, das heruntergekommene amerikanische Volk, sah auf ihn, wartete mit ihm, hoffte sogar noch mit ihm, weil die Worte, die aus seinem Munde strömten, so betörend klangen. Er wetterte so schön gegen die Bonzen, gegen die Gewaltmenschen, daß das Volk, das genasführte, glauben mochte, seine Rettungsstunde habe geschlagen.

Franklin Delano wußte um die verstopften Wirtschaftskanäle. Er wußte um die hoffnungslos notleidende Nation. Er wußte, daß die Fäden der normalen Produktion zerschnitten waren seit dem Zeitpunkt, in dem das expansionistische Amerika die Welt zwingen wollte, sich unterzuordnen. Er wußte um alles das. Theoretisch. Und rhetorisch. Hören wir ihn wieder: „Die kontrollierenden und leitenden Kräfte, die sich in den letzten Jahren (!) entwickelt haben, ruhen in gefährlichem Grade bei solchen Gruppen, die innerhalb unserer Wirtschaftsordnung ihre Sonderinteressen haben, die mit den Interessen der Gesamtnation nicht über-

einstimmen. Ich glaube, der Verlauf unserer jüngsten Geschichte hat uns gezeigt, daß wir zwar das fachmännische Wissen dieser Leute in bestimmten Fragen und die besonderen Einrichtungen, mit denen sie vertraut sind, ausnutzen können, daß wir aber keineswegs unser Wirtschaftsleben durch diese kleine Gruppe von Leuten kontrollieren lassen dürfen, deren Standpunkt gegenüber dem Wohlergehen der Gesellschaft dadurch beeinflußt ist, daß sie mit Geldverleihen und mit Börsengeschäften riesige Profite erzielen können — ein Standpunkt, der die Bezeichnung ‚eigennützig‘ und ‚opportunistisch‘ verdient.“ (A. a. O., S. 40.) — Klangen solche Phrasen nicht ganz danach, als ob dieser Mann die plutokratische Gewaltherrschaft brechen, die Rechte des Volkes dagegen wiederherstellen wolle? Mußten solche Worte nicht bei der amerikanischen Nation, soweit sie noch nicht judenhörig war, die größten Hoffnungen erwecken? Mußten dem Präsidenten solche eleganten Redewendungen nicht Stimmen und Applaus einbringen, auf den er so dringend spekulierte? Und mußte nicht im anderen Lager, bei den Judokraten, der Eindruck entstehen, daß man es mit einem Volkspräsidenten zu tun habe, der nicht käuflich war? Es ist so: Roosevelt verschaffte sich mit solchen Phraseologien die Gefolgschaft der Mehrheit der Nation, die ihn sogar zum zweitenmal mit der Präsidentschaft betraute, nachdem die ersten vier Jahre wirkungslos verpufft waren. Roosevelt nannte das Fiasko dieser ersten Amtszeit allerdings nicht „verpufft“, sondern er schob die Schuld daran dem eigenen Volk zu, das sich „nicht geschlossen genug“ hinter ihn gestellt habe. Roosevelt wollte Diktator spielen, wollte nicht nur ein simpler absetzbarer Präsident sein, sondern wollte herrschen. Er verbrämte diesen Herrscherwillen mit der Anklage gegen die Plutokraten, gegen jene „Gruppe“, die mit Geldverleihen und Börsenspekulationen riesige Gewinne einstrichen. Wenn es Roosevelt wirklich ernst gewesen wäre mit seinem „Kampf gegen Wall Street“, dann würde das amerikanische Volk, soweit es noch unbeeinflußt denken konnte, diesen Kampf freudig mitgemacht haben. Aber Roosevelt wollte nicht einsehen — und will es heute weniger denn je —, daß ein solcher Kampf sich nicht allein mit wirtschaftlichen Mitteln austragen läßt, sondern sich ganz im Gegenteil in erster Linie auf die weltanschauliche Untergrabung der Stellung der Judokratie stützen muß. Mit anderen Worten: Roosevelt hätte, wenn er seine berauschenden Worte wahrmachen wollte, im Volk selbst keinen

Widerstand gefunden, würde er den Mut besessen haben, die Wurzel allen Übels, die judokratische Herrschaft, schonungslos bloßzulegen. Hätte er dem amerikanischen Volk die Wahrheit gesagt, hätte ihm erzählt, wie der Klub der Oligarchen mit den Interessen des amerikanischen Volkes Schindluder trieb, dann hätte sich das Volk hinter ihn gestellt.

Aber Roosevelt war es nicht ernst mit dem, was er sagte. Er wollte gar keinen Kampf gegen die „Geldwechsler“, wollte sie lediglich ein wenig „cornern“, ihren Einfluß „modifizieren“. „Denn“ die Herren Baruch, Loeb, Guggenheim und Levisohn waren ja „auch Amerikaner“, hatten sich sogar um Amerika, wie Roosevelt meinte, besonders „verdient gemacht“. Waren ja Träger der Expansion gewesen. Wie sie jetzt Träger der antieuropäischen Diffamierung waren. Davon, daß diese jüdischen Auch-„Amerikaner“ nur ihre eigenen, schmutzigen Ziele verfolgten, indem sie zwischen Amerika und Europa Unfrieden säten, davon wußte — und weiß — offenbar Herr Roosevelt nichts. Oder will davon nichts wissen. Schließt die Augen vor der harten Wirklichkeit und läßt sein Volk weiter verbluten, damit Judo-Amerika desto satter lebe. Er dachte nicht daran, die Stellung der Wirtschaftsdiktatur vorher dadurch zu schwächen, daß er an ihren unamerikanischen Fundamenten rüttelte und sie vor dem Volke bloßstellte. Er wollte experimentieren, ohne vorher die Ingredienzien seines Experimentes klar zu erkennen und ihr Wesen zu begreifen. Er wollte — theoretisch — „bessern“, ohne aber die Ursachen der Verschlechterung begriffen zu haben. Glaubte, daß eine „Zusammenarbeit“ von „hoch“ und „niedrig“ möglich sei, trotzdem die neuere amerikanische Geschichte ihn dahin hätte belehren müssen, daß der judokratische Typ der Gewaltmenschen außerhalb der Nation zu stehen hat. Aber Roosevelt weigerte sich — und weigert sich heute mehr denn je —, die Geldwechsler aus dem Tempel der amerikanischen Nation zu vertreiben.

Jetzt rächt sich in den Vereinigten Staaten die mangelnde Organisierung der Massen. Die wirtschaftliche Diktatorialgewalt war — und ist — vorzüglich organisiert. Man kann sich keine straffere Organisation vorstellen als die Wall Streets, als die der vielfach verketteten Trusts und Holdinggesellschaften. Auf der anderen Seite aber steht das unorganisierte, entweder verspießerte oder notleidende Volk. Selbst die Industriearbeiterschaft ist zerspalten. Wie soll eine „Reform“ aussehen,

wenn die Kräfte von Anfang an so ungleich verteilt sind? Mußte nicht die Diktatur in dem Ringen des Volkes um die Reform stärker bleiben, weil sie über die Einheitlichkeit des Willens verfügte, die dem Volk und seinem Beauftragten fehlte? Von der plutokratisierten Wirtschaft war die Bedrohung der Volksrechte ausgegangen, also mußte sich der Kampf um ihre Wiedergewinnung ausschließlich und in härtester Form gegen diese plutokratische Gewalt selbst richten. Aktiv. Und mit dem Volk. Und das Volk bedurfte eines Führers, der sich kompromißlos für dieses Ziel einsetzte. Ohne mit dem inneren Gegner zu liebäugeln, ja, ihn nicht einmal als Gegner zu erkennen. Das Volk stand gegen das anonyme, judokratische Großkapital, stand gegen die Front der Ausbeuter. Was fehlte, war ein Mann, der diesem Volk ein klares, unmißverständliches Ziel zu geben vermochte und der die Eignung dafür besaß, dieses Ziel auch zu erreichen. Wenn es nicht anders ging, dann mit offenem Kampf. Franklin D. Roosevelt war dieser Kämpfer nicht, trotz seiner tönenden Phrasen, die einen glauben machen könnten, als sei er für den Kampf geboren.

Der Feind

Die Fronten haben sich gebildet. Das Kampfziel aber steht nur auf der einen Seite fest, auf der Seite der Gewaltmenschen. Sie wissen genau, worum sie kämpfen. Es geht um ihren Besitzstand. Um ihre angemaßten Privilegien, die sie jahrzehntelang ungestört ausüben konnten. Und die sie nicht wiederhergeben wollen. Sie vertreten den propagandistisch sehr wirksamen Standpunkt, daß „die periodische Verlangsamung im Gange der Wirtschaftsmaschine zu ihren wesentlichen Eigenschaften gehöre, die lächelnd ertragen werden müsse". Der Theoretiker Franklin Delano antwortet darauf, nicht gerade sehr kämpferisch: „Diese Haltung gegenüber unserem Wirtschaftssystem erfordert nicht nur größeren Stoizismus, sondern auch einen festeren Glauben an die unabänderlichen Gesetze der Wirtschaft und einen geringeren Glauben an die Fähigkeit des Menschen, das, was er geschaffen hat, auch zu beherrschen, als ich für meine Person aufbringen kann. Gleichgültig, ob sie bestimmte Elemente der Wahrheit enthält, sie fordert uns auf, die Hände in den Schoß zu legen, und ich glaube, wir alle haben heute dar-

unter zu leiden, daß diese bequeme Theorie sich in den Köpfen einiger Führer sowohl der Finanzwelt wie des Staates allzusehr festgesetzt hatte.“

Damit sagt Roosevelt, daß er gegen die Methode des Hände-in-den-Schoß-Legens ist, daß er handeln will. Daß er sich als Vorkämpfer der „Intervention“ betrachtet, als Anführer im Kampf gegen die Wirtschaftsdiktatur. Er will dem Volke glauben machen, daß er seine Partei ergriffen hat, daß er nur für das Volk da ist. Und doch grübelte er in derselben Stunde, in der er diese Worte sprach, darüber nach, wie er zu den Oligarchen eine Brücke schlagen könnte, eine Brücke der „Verständigung“ und der „Zusammenarbeit“. Und die Oligarchen hatten ein sehr feines Gefühl dafür, den richtigen Zeitpunkt abzuwarten, in dem sie von sich hören lassen konnten. Sie wußten, daß die Kluft zwischen den Roosevelt-Worten und den Roosevelt-Taten viel zu groß war, um jemals überbrückt werden zu können. Sie wußten auch — denn sie erlebten es ja jeden Tag —, daß dieser Mann ohne sie machtlos sein würde. Ohne ihre Presse. Und ihr Geld. Sie sahen in ihm nicht einmal mehr einen Feind, nachdem sie den ersten Schreck überstanden hatten. Sie hatten ihm ja auf seinen zaghaften ersten Vorstoß in ihr Interessenbereich eine deutliche Antwort erteilt. Hatten die Kurse rasseln lassen. Hatten weitere Millionen Arbeiter auf die Straße geschmissen, weiter eingeschränkt, „rationalisiert“. Hatten ihre große Presse veranlaßt, dem Mann auf die Finger zu klopfen, ihn zu warnen, es mit ihnen nur ja nicht zu verderben. Und Roosevelt hatte diese zarten Winke verstanden. Und endlich begriffen, daß er mit seinen samtenen Methoden nichts anderes erreichen würde als seine eigene Niederlage. Und als er das begriffen hatte, setzte er sich hin und grübelte. Umgab sich zunächst mit Vertrauensleuten der Judokratie. Und beratschlagte mit ihnen, wie der „innere Bruch“ zu verhindern sei.

Er wußte zwar, woran die amerikanische Wirtschaft krankte, kannte den Umfang des Schrumpfungsprozesses, dem sie ausgesetzt war. Und seine Ratgeber deuteten immer und immer wieder auf das böse Europa im allgemeinen und das böse Deutschland im besonderen. Lag hier nicht auch ein Grund für die Schwindsucht der amerikanischen Wirtschaft? War dieses tückische Deutschland, das entgegen den amerikanischen Befehlen doch wieder erstarkt war, nicht gerade der Hauptgrund für den wirtschaftlichen Niedergang Amerikas? Waren die Käufe Deutsch-

lands gegenüber der Vorkriegszeit nicht auf ein Zehntel zusammengeschmolzen? Hatte dieses Deutschland nicht immer gern den amerikanischen Weizen und die amerikanische Baumwolle gekauft? Und heute? In seinem ohnmächtigen Zorn begann der Präsident, dort Feinde zu sehen, wo keine waren. Den großen Feind in seinen eigenen Reihen sah er nicht. Die Clique der Oligarchen hatte ihm ihre Emissäre ins Weiße Haus geschickt, an der Spitze Mr. Bernard Baruch, den in allen Wassern gewandten Kriegsjuden, der es so ausgezeichnet verstand, Mr. Roosevelt zu beeinflussen. Mr. Baruch sagte dem Präsidenten mit Wehmut in der Stimme, daß seine armen Rassegenossen in diesem bösen Deutschland gequält und verfolgt würden, daß in Deutschland die rassische Tyrannei herrsche. Und er stellte ihm dann geschickt die Frage, was wohl aus der großen amerikanischen Nation werden solle, wenn der Rassegedanke hier erst sein Wesen treiben könne? Würde dann nicht Amerika, das gottgelobte Land, auseinanderfallen und unter sich die Segnungen der Demokratie und der liberalen Duldsamkeit begraben? Würde und wolle Mr. Roosevelt das dulden? Könne er mit ansehen, wie die braven, bescheidenen Juden in Deutschland gemartert würden? Und wolle er, daß dieses deutsche System auch in Amerika festen Fuß fasse? Sei er, Roosevelt, nicht der Verfechter der demokratischen Freiheiten seines Volkes?

Das saß. Die Oligarchen hatten richtig spekuliert. Wie sie ja gewöhnlich richtig zu spekulieren pflegen, weil sie immer zu den „insiders" gehören, zu den am besten Informierten, weil sie überall ihre Nasen drinhaben, in den Regierungsbüros ebenso wie in den Fabriken, den Kontoren und den Boudoirs hochstehender Damen. Die Oligarchen wollten Roosevelt ganz auf ihre Seite ziehen. Sie hatten in ihm einen Mann erkannt, der, nachdem er den ersten Redeschwall von sich gegeben hat, unsicher wird. Und in diesen Nerv der Unsicherheit bohrten sie sich hinein, erfüllten den Mann mit einer Haßideologie gegen einen „Feind", der weit vom Schuß war. Der Amerika nichts getan hatte, als seine eigenen Rechte zu verteidigen, die schließlich den Interessen des Auslandes vorgingen. Die Vorarbeit der judokratischen Oligarchen zielte darauf ab, in dem Präsidenten nicht nur einen Dulder ihrer Machenschaften zu haben, sondern sie wollten seine a k t i v e Mitwirkung. Wollten geradezu seine Initiative. Wollten ein Bündnis mit dem Mann, der über die staatlichen Kapitalquellen verfügte. Denn diese

Kapitalquellen sollten dazu dienen, ihre eigenen, notleidenden, nur zu einem Bruchteil ausgenutzten Unternehmungen wieder in die Höhe zu bringen. Sie hätten investieren können, gewiß, aber sie hätten das Risiko der Investition dann allein getragen, ohne eine Gewißheit zu haben, daß die Investitionen sich bezahlt machten. Denn die amerikanische Produktionswirtschaft litt ja nicht an Investitionsmangel, sondern gerade umgekehrt an einer ungenügenden Ausnutzung der Produktionsanlagen. Und die Oligarchen wollten nicht „in ihrem Reichtum ersticken", sondern wollten neuen Reichtum dazu haben, wollten, daß die Schornsteine ihrer Fabriken wieder rauchten, nicht etwa, damit die Arbeitslosen wieder von der Straße kämen, o nein, sondern damit ihr investiertes Kapital wieder hohe Zinsen trüge. Sie wollten, mit einem Wort, eine Amputation ihrer Produktionsanlagen verhindern, wollten die rooseveltistische, aus Effektgründen proklamierte Plantendenz sabotieren, wollten keinen Einfluß dieses Staates in „ihrem" Bereich, den sie so sorgfältig mit einem hohen Wall von Trusts und Holdings, Preiskonventionen und Monopolen umgeben hatten. Schon als Roosevelt versucht hatte, diesen Wall anzuknabbern, hatten die Oligarchen ihren Widerstand organisiert, so wirkungsvoll organisiert, daß sie aus diesem Widerstand sogar zur Offensive gegen diesen Staat übergehen konnten. Und die Vorposten dieser Offensive waren die Leute um Mr. Bernard Baruch, die sich liebevoll des Präsidenten annahmen und ihn bestimmten, seine propagandistischen Theorien fallenzulassen. Wenn Roosevelt absolut intervenieren wollte, wenn er glaubte, dem Volk, das ihn gewählt hatte, auch einmal Taten zeigen zu müssen, dann sollte diese „Intervention" so aussehen, wie die Oligarchen es wollten. Dann sollte aus dieser Intervention für sie Nutzen entstehen. Beileibe nicht sollte diese Intervention irgend etwas Gemeinsames mit der „autoritären Wirtschaftslenkung" haben, denn einer solchen Tendenz widersprach ja auch das unkämpferische Herz des Präsidenten selbst. Und das hatten sie beide gemeinsam, die Oligarchen und der Präsident: die innere Abneigung gegen eine Wirtschaftslenkung, die staatsautoritären Anstrich hatte. Das roch ja nach „Faschismus", war „unamerikanisch", durfte man dem demokratischen Volk Amerikas nicht zumuten. Die innere Unsicherheit des Präsidenten, seine Kompromißsucht zwischen Feuer und Wasser, ebneten damit der Reaktion den Weg. Und sie beschritt ihn.

Der gemeinsame „Feind" der amerikanischen Diktatoren und „Demo-

kraten" ist — die politische Autorität. Und ein Regime, das auf dieser Autorität aufbaut. Es ist erstaunlich, aber es ist Tatsache, daß die beiden feindlichen Lager sich in ihrem Haß gegen den Feind „Autorität" zusammenfinden. Da sind sie nicht länger Diktatoren und Demokraten, da sind sie „Amerikaner", freiheitsliebende Bürger eines „freien" Staates. In ihrem Hasse gegen die politische Autorität vergessen sie sogar ihre eigenen Meinungsverschiedenheiten, verschmelzen sich in brüderlichen Gefühlen gegen den gemeinsamen Feind. Warum haßt Amerika die politische Autorität? Es ist wesentlich, diese Frage zu beantworten, denn von ihr hängt es ab, den uns so fremd erscheinenden Ideenkreis Amerikas zu begreifen. Ich habe an anderer Stelle gesagt: „Nichts ist schwieriger in den Modernismus der heutigen Zeit zu placieren als die klassische Demokratie mit ihrem inneren Gerechtigkeits- und Ausgleichsgefühl." Die heutige „liberale" Welt wird weit mehr von wirtschaftlichen Zielstrebungen gelenkt, als dies jemals zuvor in der Geschichte der Fall gewesen ist. Es gibt nur wenige Völker auf dieser Erde, deren moderne Entwicklung im wesentlichen von ideellen Gesichtspunkten ausgeht. Zu diesen wenigen Völkern gehören Deutschland und Italien, also gerade diejenigen Völker, deren Ideologie man nicht begreift. Ist dies ein Zufall? Sicherlich nicht. Das Zusammentreffen von Idee und Autorität ist nicht zufällig, es ist naturnotwendig. Wir werden uns erinnern, daß die französische Idee, „Kulturträger der Welt" zu sein, nicht zur Zeit der Parlamentsherrschaft entstanden ist, sondern während der autoritären Ära, die allerdings gleichzeitig die absolutistische war. Auch die englische „Empire-Idee" entstand in der elisabethanischen Zeit, unter der Ägide der absoluten Autorität. Mit der Monroe-Doktrin, dem amerikanischen Glaubensbekenntnis, ist es nicht anders gewesen, denn sie wuchs aus der autoritären Luft, zusammengesetzt aus Freiheit, Eroberungswillen und Autorität. Diese große amerikanische Idee hat alle Krisen, die Amerika zu überwinden hatte, überstanden, ohne ein Jota an Bedeutung einzubüßen. Dasselbe ist mit der englischen Empire-Idee, der französischen Prestige-Idee der Fall. Und alle diese Ideen sind das Produkt der Einheit und der auf dieser begründeten staatlichen Autorität.

Deutschland und Italien, diejenigen großen Nationen der Erde, die als letzte ihre nationale Einheit und Geschlossenheit erhielten, haben ihre Idee jetzt geformt. Und auch sie fußt auf der Einheit und der Au-

torität. Wer will diese Deduktionen bestreiten? Und warum ist das, was in Deutschland und Italien sich jetzt vollzogen hat, ein Verbrechen, während das, was in England, Frankreich, Amerika geschah, gut und vorbildlich ist? Wenn es vorbildlich ist, was jene Völker taten, dann haben Deutschland, Italien und Japan nur das nachgeholt, was jene vormachten, vor drei-, vierhundert Jahren. Aus dem Verzug, in dem sich die autoritären Länder dabei befanden, wird man ihnen keinen ernsthaften Vorwurf machen können, denn schließlich haben die Vereinigten Staaten, als sie vor hundertfünfzehn Jahren die Monroe-Doktrin verkündeten, bestätigt, daß die große Linie der nationalen Ideen, wie sie sich in den großen europäischen Ländern am Ausgang des Mittelalters formte, auch jetzt noch als zu Recht bestehend anerkannt wird. Macht man also Deutschland etwa den Vorwurf, daß es sich diese Idee zu spät geformt hat? Daß sie in die heutige Zeit nicht mehr paßt? Daß sie veraltet ist? Nein, diesen Vorwurf macht man nicht, aber man sagt, daß die Methoden, deren sich Deutschland dabei bedient hat, einer freien Nation unwürdig, daß sie mit einem Wort „undemokratisch" seien. Denn es ist ja nie mehr und ausgiebiger mit der Demokratie jongliert worden als gerade heute, wo sie in den meisten Staaten zur hohlen, opportunistischen Form degradiert worden ist.

„Der Feind aller freiheitsliebenden Völker ist Deutschland! Und Italien! Und Japan!" Das ist die Formel, unter der heute der unduldsamste Feldzug aller Zeiten gegen friedliebende und große Nationen geführt wird. Und dieser Feldzug wird nicht etwa geführt, weil man um die Freiheitsrechte des deutschen Volkes bangt, sondern er wird geführt, um die eigene Drangsalierung durch die scheinbare Drangsalierung eines anderen Volkes leichter erscheinen zu lassen. Diese Animosität, von deren Existenz die amerikanischen Zeitungen aller Tage zeugen, wird solange bestehen, wie die inneramerikanischen Schwierigkeiten ungelöst bestehen bleiben. Denn diese Animosität ist nicht ein Produkt der Überzeugung, sondern der scheinbaren „Klugheit". Das amerikanische Volk ist in seinem Kern duldsam und großherzig. Aber diejenigen, die es beherrschen, die finanziellen und wirtschaftlichen Diktatoren, sind weder duldsam noch großherzig. Sie sind unduldsam, denn auf Unduldsamkeit und Engherzigkeit beruht ihr geschäftlicher und — politischer Profit. Diese Leute, die heute die amerikanische „öffentliche Meinung" produzieren, sind durch hemmungslose

Expansion auf Kosten anderer legaler Interessen groß geworden. Auf Grund eines legalisierten Raubsystems, für das es in der Welt kein Gegenstück gibt. Für sie war der Weltkrieg ein „Bomben"geschäft im wahrsten Sinne des Wortes. Auch im Weltkrieg operierten diese Leute mit der Formel, daß sie nicht gegen das „deutsche Volk" kämpften, sondern gegen ein Regime, das dieses Volk unterdrücke. Es ist genau dieselbe Formel, die auch heute wieder angewandt wird, um dem Kampf gegen Deutschland eine demokratische Note zu geben. Wenn Mr. Winston Churchill in seiner Rundfunkrede an das amerikanische Volk sagt: „Wenn ein großes, liebenswürdiges, gutmütiges und friedliebendes Volk (das sind die Deutschen) von einer kommunistischen oder (!) nationalsozialistischen Tyrannei — denn das sind dieselben Begriffe, wenn auch mit verschiedenem Vorzeichen — am Halse gepackt wird, dann haben die Herrschenden die Macht, den Krieg und die Vorherrschaft in der Welt anzustreben, und dieser Macht gegenüber befinden sich die freien, demokratischen Völker in einem großen Nachteil", dann liegt darin weit mehr als Haß gegen das nationalsozialistische Regime, darin liegt die Tendenz, das wiedererstarkte Deutschland — und Deutschland besteht aus Volk und Führung — zu vernichten. Dieser Vernichtungswille hat seit 1914 nicht einen Tag geschlafen. Er beruht nicht auf dem Haß gegen die in Deutschland herrschenden Systeme — die sind nur Vorwand für ein solches Vorgehen, das es sich zum Ziel gesetzt hat, die deutsche Macht zu untergraben. Die Welt, besonders die angelsächsische Welt, streitet heute nicht mehr um Ideen, sie streitet um den Besitz und die Kontrolle der Macht. Die angelsächsische Welt hat keine Furcht vor dem deutschen Regierungssystem, sie hat Furcht vor der erstarkten Kraft des deutschen Volkes. Gewiß, die Existenz einer nationalsozialistischen oder faschistischen Ideologie ist ihr unangenehm, sehr unangenehm sogar, weil diese Ideologie der Todfeind der wirtschaftlichen Oligarchie ist, weil sie als Todfeind des übermächtigen Kapitals auftritt und an die Stelle der Kapitaldiktatur die Volksherrschaft gesetzt hat.

Wir haben hier den ersten und entscheidenden Grund für die feindliche Einstellung, denen das nationalsozialistische Deutschland und das faschistische Italien in den Vereinigten Staaten begegnen. Es ist Furcht vor der Stärke und Stoßkraft der deutschen und italienischen Idee. Dieser Idee steht die amerikanische Kapitaloligarchie, wie sie heute,

mit Roosevelt, noch besteht, auf das feindseligste gegenüber. Die amerikanischen Oligarchen sagen sich, daß die nationalsozialistische und faschistische Idee ansteckend sein könnte. Sie sagen sich, daß es dann mit ihrer Herrschaft unwiderruflich vorbei sein müsse, wenn das amerikanische Volk erst in den Bereich der wahrhaft nationalen Idee gezogen ist. Sie sagen sich, daß dann keine Möglichkeit mehr besteht, sich hinter den Schutz der demokratischen Phraseologie zurückzuziehen, die es ihnen bisher stets ermöglichte, ihre eigene Wirtschaftsdiktatur unter demokratischer Fassade zu betreiben. Man sagt, „der Amerikaner" sei auf Grund seiner demokratischen Tradition ein grundsätzlicher Gegner jedes Systems, das die Prinzipien dieser Demokratie nicht in der gleichen Form anerkennt, wie sein Land dies zu tun gewohnt ist. Aber seien wir uns doch darüber klar, daß „der Amerikaner" nichts dagegen einzuwenden hatte, als die tatsächliche Macht der Manipulierung einer Handvoll Großkapitalisten überantwortet wurde, solange er des Glaubens war, daß er hierfür wirtschaftliche Vorteile erzielen würde. Das amerikanische Volk — und das kann nicht oft genug betont werden — hängt auf das stärkste an der Form eines politischen Systems, ja, es geht in seiner Großzügigkeit sogar so weit, daß es selbst ihren Inhalt hinter wirtschaftliche Interessen zu stellen bereit ist. Der Amerikaner ist der größte Opportunist, den die Welt heute kennt. Er denkt so ausschließlich wirtschaftlich, daß der Charakter der Politik sich dem wirtschaftlichen Denken anzupassen hat. Und nicht umgekehrt. Economy first. Unter dieser Devise führt Amerika seine innere und äußere Politik, auch heute noch.

Ist nicht die ganze Roosevelt-„Reform" ausschließlich auf wirtschaftlichen Erkenntnissen aufgebaut? Sagt Roosevelt nicht selbst, daß die Schwierigkeiten, denen man entgegentreten müsse, „Gott sei Dank nur materielle Dinge betreffen"? Amerika denkt seit sieben Jahrzehnten so ausschließlich materiell — und es ist bis heute noch keine Änderung darin eingetreten —, daß selbst die „Reform" eines gescheiterten nationalen Systems auf ausschließlich wirtschaftlicher Basis angestrebt wird. Und wir wissen, wer die Fäden dieser Wirtschaft in den Händen hält, heute noch. Es sind dieselben Leute, die jenes „System" schufen, das Amerika an den Rand des wirtschaftlichen Ruins gebracht hat. Und diese wirtschaftlichen Machthaber in der Union müssen mitansehen, wie in Deutschland und Italien in dem-

selben Augenblick, in dem die Herrschaft des Kapitals gebrochen wurde, die Nation geistig, politisch und wirtschaftlich erstarkte.

Warum Amerika so ausschließlich wirtschaftlich denkt, wissen wir. Wir wissen auch, daß dies die logische Folge des Versagens des Staates gewesen ist, der sich an dem Aufbau der Volkswirtschaft als desinteressiert betrachtete. Daß es ausschließlich wirtschaftlich denkt, hat ihm die diktatorische Herrschaft des hemmungslosen Großkapitals eingebracht. Und wiederum dieses brüskierte amerikanische Großkapital ist es, das sich zum Wortführer der Feinde Deutschlands und Italiens gemacht hat. In seinem eigenen Interesse, wie es meint. Mit Roosevelt bleibt ihm wenigstens noch die eine Chance, daß es entscheidenden Einfluß auf dessen Reformwerk zu gewinnen vermag. Wir werden noch sehen, wie weit ihm dies bis heute schon gelungen ist. Aber mit dem Nationalsozialismus oder Faschismus bliebe ihm keine einzige Chance mehr. Dann, wenn dieser Geist auch im amerikanischen Volk an Boden gewinnen sollte, dann müßte das herrschende Großkapital abtreten, müßte seine Privilegien samt und sonders dem Feinde überlassen. Dann droht die kompromißlose Lenkung der Wirtschaft durch den Staat, durch einen Staat, auf dessen Führung wirklich das Volk Einfluß hat, dessen Führung sogar diesem Volke selbst entstammt. Und davor graut es der amerikanischen Kapitaldiktatur. Dann sieht sie sich jenem Volke ausgeliefert, das sie beinahe an den Bettelstab gebracht hat. Dann kann sie die Preise nicht mehr diktieren und nicht die Löhne. Dann kann sie nicht länger einfach Millionen auf die Straße werfen, eine hemmungslose Weltexpansion betreiben und die Rechte anderer mit Füßen treten. Ja, davor graut den „big bosses“, und mit Recht.

Der Haß, mit dem der „Faschismus“ verfolgt wird, stammt darum nicht aus dem amerikanischen Volk, er stammt einzig und allein von dieser interessierten Clique von Oligarchen, mit deren Sonderinteressen der „Faschismus“ allerdings wenig Umstände machen würde. Das ist richtig. Und das ist auch der Grund, weshalb diese Clique es vorzieht, von zwei Übeln — Faschismus oder Roosevelt — das nach ihrer Ansicht kleinere zu wählen, das eben — Roosevelt heißt. Man überlegte sorgfältig, wie man ein Bündnis mit diesem Manne schließen könne, das gleichzeitig die Garantie enthalte, die den Status quo der wirtschaftlichen Diktatur aufrechterhielt. Und wir leben in einer so bewegten Zeit, daß es besonders dem dynamisch sich entwickelnden Europa nicht

schwerfällt, der Welt die Schlagworte auch für alles Negative zu liefern. War nicht der beste Beweis für Deutschlands kriegerische Absichten durch seine „Erpressung“ der Tschecho-Slowakei erbracht? Es überfiel ja selbst kleine Völker, um sie zu berauben! Das war doch der beste und unwiderleglichste Beweis für seine kriegslüsterne Seele. Würde nicht dieses Deutschland auf diesem Wege weitergehen und eines Tages auch die Vereinigten Staaten bedrohen? Wo zog dieses Deutschland die Grenze zwischen „berechtigten nationalen Interessen“ und aggressiver Willkür? Und war Italien, das Abessinien überfallen und verschluckt hatte, denn einen Deut besser? Oder etwa Japan, das das riesige, wehrlose China zu verschlingen drohte? Damit hatte man die „Feinde“ in einer Reihe. Man stellte sie dem amerikanischen Volk als beute- und blutgierige Scheusale dar, als diktatorische Tyrannen, die friedliche Völker berauben und vergewaltigen wollen. Das war ganz wieder der Jargon, wie ihn jene Ententepropaganda in den ersten Kriegsjahren angeschlagen hatte, jener Ton, auf den das amerikanische Volk schon einmal hereingefallen war. Damals ging diese Propaganda von den Alliierten aus, diesmal ist sie „original-amerikanisch“. Die Furcht, entthront zu werden und dem Volk die Herrschaft, die man solange besessen hatte, abtreten zu müssen, ließ die amerikanische Oligarchie wieder auf dieselben Schlagworte zurückgreifen, die man damals angewandt und mit soviel Erfolg dem Volk eingehämmert hatte. Damals aber war Krieg und folglich „jedes Mittel recht“. Jetzt aber war kein Krieg (leider, sagten die Oligarchen). Also mußte man wenigstens einen Ersatz dafür schaffen, und diesen Ersatz fand man in der Schaffung der Kriegs*psychose*. Und da zeigte es sich, daß man auf dieser Basis mit Roosevelt einig werden konnte.

Roosevelt hatte — theoretisch — den Wunsch, die niedergebrochene amerikanische Wirtschaft durch staatliche Maßnahmen wieder zu beleben. Sehr gut. So weit es geht. Er verkündete ein staatliches Arbeitsbeschaffungsprogramm. Proklamierte die Investierung von vier Milliarden Dollar. Und da hakte die Oligarchie ein. War es nicht auch staatliche „Arbeitsbeschaffung“, wenn auf Grund der geschickt inszenierten Kriegspsychose eine *gigantische Aufrüstung* betrieben wurde? Konnte man damit nicht gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, indem man erstens auf diese Weise verhinderte, daß die aufgeblähte Produktionswirtschaft amputiert wurde, und zweitens

zu gleicher Zeit den „Faschismus“ in Anklagezustand vor dem amerikanischen Volk versetzte? Wurde durch eine solche gigantische Aufrüstung dem Volk gegenüber nicht der „Beweis“ erbracht, daß das, was die den Oligarchen hörige Presse tagtäglich über die faschistischen Staaten behauptete, Wahrheit sei? Sah es dann nicht so aus, als ob Amerika „bedroht“ sei? Von denselben Mächten, die Abessinien, China, die Tschecho-Slowakei vergewaltigt hatten und auch nicht davor zurückschrecken würden, die legitimen Interessen Amerikas mit Füßen zu treten?

Ein Prototyp dieser aus machtwirtschaftlichen Interessen deutschfeindlichen, gleichzeitig diktatorischen Clique in den Vereinigten Staaten ist Mr. Bernard Baruch, seines Zeichens Angehöriger der jüdischen Hochfinanz in Neuyork. Dieser Oligarch, der bereits das Ohr Woodrow Wilsons gefunden hatte, übt auch auf Franklin D. Roosevelt einen starken Einfluß aus. Er ist der Emissär der heute noch an der Macht befindlichen Diktatoren, die Amerika seit Jahrzehnten beherrscht haben und die jetzt, seit dem Erscheinen Roosevelts, Grund zu haben glaubten, um diese Macht bangen zu müssen. Dieser Mr. Bernard Baruch ist von seinen Mitdiktatoren ausgesandt worden, um die hochkapitalistische Mission bei Roosevelt zu vertreten. Er hat seine Aufgabe mit soviel Geschick und Verschlagenheit — einer typischen Eigenschaft seiner Rasse — durchgeführt, daß zwischen der Hochfinanz, die von Roosevelt vor gar nicht langer Zeit noch heftig angegriffen wurde, und der „Reform“ ein Bündnis geschlossen wurde. Auf der Basis der gigantischen Aufrüstung. Die das Volk bezahlt. Und an der big business ebenso gigantisch profitiert, wie es am Weltkrieg profitierte. Wie sagt Mr. Bernard Baruch, der Kriegshetzer?

„Deutschland, Italien und Japan sind schwer bewaffnet, so gut bewaffnet, wie es ihre Mittel erlauben. Sie sehen sich in der Welt um, schon seit einiger Zeit, und suchen nach neuen Rohstoffgebieten, die sie unter ihre Kontrolle nehmen können. In Nord- und Südamerika wird sich die große wirtschaftliche Entwicklung der Zukunft vollziehen. Deshalb suchen die Angreifernationen Zutritt zu diesen beiden Kontinenten. Das tun sie mit ihrer gewohnten Gründlichkeit, von der sie schon genügend Beispiele gegeben haben.“

Dann zieht Mr. Baruch daraus die für ihn und die Seinen so vorteilhaften Konsequenzen, indem er eine riesenhafte Aufrüstung der Flotte, der Armee und der Luftstreitkräfte fordert. Er macht das der Regie-

rung dadurch schmackhaft, daß er sagt, je mehr für die Aufrüstung ausgegeben werde, desto größer würden die Ersparnisse für unproduktive Aufwendungen sein. Und gleichzeitig würde dies eine beträchtliche Belebung der notleidenden amerikanischen Wirtschaft herbeiführen. Also ganz das Ziel, das der „Reform“-Präsident — theoretisch — auch erreichen wollte, wenn auch auf etwas andere Weise. Und Roosevelt hat eingesehen, daß dieser Weg bequemer ist und schneller zum Ziel führt als der seine, der innerpolitischen Kampf bedeutet hätte. Und zu diesem Kampf war Roosevelt nicht der Mann. Ist mit sich selbst zu uneinig.

So kam es auf dieser Grundlage zu einem Bündnis zwischen einer theoretisch sozialreformerischen Regierung, die ständig zwischen Preiserhöhungen und Preissenkungen schwankte, und ihrem vormals heftigsten Feinde, der judokratischen Wirtschaftsdiktatur. Das bedeutet nichts anderes, als daß die amerikanische „Reform“, wie Franklin Roosevelt sie sich traumhaft gedacht und wie er sie in seinen Reden und Schriften verkündet hatte, so gut wie tot ist. Daß der oligarchische Kapitalismus triumphiert. Und wieder einmal eine Schlacht gewonnen hat. Daß er noch länger im Besitz der wirtschaftlichen und politischen Kontrolle bleibt, die er ausübt, wie er es für richtig hält. Es bedeutet, daß Franklin D. Roosevelt vor der jüdisch-kosmopolitischen Hochfinanz, vor Wall Street kapituliert hat. Er mag gewisse Bedingungen gestellt haben, das ändert aber nichts daran, daß er sich unterworfen hat. Es mußte ein Feind gefunden werden, auf dessen Kosten die amerikanische Wirtschaft „saniert“ werden konnte, ohne der Amputation unterworfen zu werden. Und zu diesem zweckdienlichen Feind eigneten sich geradezu in idealer Weise die autoritären Staaten, die sich gegenüber dem amerikanischen Volk nicht rechtfertigen konnten, selbst wenn sie es gewollt hätten. Und so geht der Riß zwischen diesem Amerika und dem totalitären Europa immer weiter. Immer tiefer wird die Kluft, die Deutschland und Italien von diesem Amerika trennt, immer unüberbrückbarer die Gegensätze, die eine Verständigung auszuschließen scheinen. Und alles das, weil Franklin Roosevelt nicht den Mut fand, den Kampf gegen die judokratischen Oligarchen durchzuführen, mit aller Schärfe, dessen er bedurft hätte. Nur, weil dieser Mann es nicht für erforderlich hielt, das eigene Volk über die Hintergründe des innerpolitischen Machtkampfes aufzuklären.

Roosevelt wollte seinem Volk die „demokratischen Grundrechte" zurückgeben, indem er sich ausgerechnet mit denjenigen verbündete, die diese Grundrechte am stärksten sabotiert hatten. Was Roosevelt aber unter diesen Grundrechten verstand, das waren nichts als rein wirtschaftliche Folgeerscheinungen der politischen Entmündigung. Er hat nicht eingesehen, daß seine „Reform" in viel stärkerem Maße ideologischen als wirtschaftlichen Inhalt hätte haben müssen. Daß die Wurzel der amerikanischen Krise nicht die ständig immer mehr absinkende Prosperity war, sondern die Kontrolle der Nation durch einen anonymen Haufen von egozentrischen Machthabern, die sich der Nation und ihrer Arbeit nur als Mittel zum Zweck bedienten, um ungeheure Reichtümer anzuhäufen und sich dieser Reichtümer zu bedienen, um die amerikanische Nation politisch zu beherrschen. So wie sie wirtschaftlich schon versklavt war. Das einzusehen hat Roosevelt abgelehnt. Aus Furcht, „faschistisch" zu erscheinen. Aber ein Staatsmann, der Furcht vor irgendeinem Eindruck hat, wird niemals Reformator sein können.

Das, was sich in den letzten Monaten und Jahren in den Vereinigten Staaten vollzog, war wohl der größte Machtkampf der Oligarchie, den die Welt je gesehen. Er mußte zu ihren Gunsten ausgehen, weil alle Voraussetzungen für einen wirklichen Sieg des Volkes fehlten. Es fehlte Amerika ein Führer, es fehlte vor allem an der Erkenntnis, daß das innere Wesen der Demokratie zerquetscht worden war und nicht die äußere Form. Der Amerikaner kann tun, sagen und kritisieren, was er will. Das ist seine „Freiheit". Manchmal druckt es die Presse sogar ab, denn es gibt ja noch einige wenige Blätter, besonders im Mittelwesten und Westen, die noch nicht den Trusts gehören. Niemand nimmt ihm seine freie Meinungsäußerung übel. Im Gegenteil, wer heftig kritisiert, gilt als ein „smarter" Kerl. Aber was hat die Nation davon, selbst wenn Hunderte und Tausende ihrer klügsten Bürger protestieren? Das deckt sich noch lange nicht mit der Meinung der „großen" Presse, der „ring leaders" und der „big bosses". Die „party managers" saugen alle diese Kritik und diese Opposition in sich auf wie ein Löschblatt. Das große politische Leben wird von alledem nicht berührt. Der Parteifetischismus im Bunde mit einer labilen Verfassung hat dafür gesorgt, daß zwar das amerikanische Volk mit sogenannten Wahlen reichlich gesegnet ist, so daß es manchmal wirklich selbst glauben mag, einen Einfluß auf den Gang der Dinge ausüben zu können.

Und doch ist der Einfluß des Volkes auf die Politik — ebenso wie auf die Wirtschaft — so minimal, daß er kaum ins Gewicht fällt. Die Politik besorgen die Parteien, in der Hauptsache natürlich die beiden großen, Republikaner und Demokraten. Und gerade diese sind es, die dem alles beherrschenden Einfluß der Judokratie am stärksten unterliegen.

Gewiß, der Amerikaner hat die Möglichkeit der sogenannten „freien Meinung“. Aber was hat es schon für einen Zweck, eine wenn auch noch so ätzend oppositionelle Meinung zu äußern, wenn das politische Leben der Nation doch davon nicht die geringste Notiz nimmt? Wenn dieses politische Leben sich in Bahnen vollzieht, auf die weder der einzelne noch selbst die Nation auch nur den geringsten Einfluß auszuüben vermag? Man beläßt dem Volke die Sprache, aber man weiß, daß man sie nicht zu fürchten hat, weil man der Macht sicher ist. Die amerikanische Politik ist so wirtschaftsgebunden wie die Politik keines anderen Landes auf der Welt. Aber in keinem anderen Lande ist auch die politische Position der Wirtschaft so stark wie in den Vereinigten Staaten. Und nirgendwo anders ist der Unterschied zwischen der verfassungsmäßigen Theorie und der politischen Wirklichkeit so kraß wie hier. Das Volk hat alle demokratischen „Rechte“, und sorgfältig achten alle Machthaber darauf, daß sie nicht angetastet werden. Gegen die demokratische Form zu verstoßen, das ist so ziemlich das schlimmste politische Verbrechen, das Amerika kennt. Und gerade gegen diese Form hat Deutschland verstoßen. Es hat seinen Bürgern den Mund verboten. Hat seine Presse „geknebelt“. Duldet keine Kritik. Verlangt Gehorsam. Schreibt dem einzelnen Bürger vor, was er zu tun, zu lassen und zu sagen hat. Und das ist etwas Entsetzliches für den Durchschnittsamerikaner. Mögen die „bosses“ die Rechte des Volkes noch so sehr mit Füßen treten, mögen die wirtschaftlichen Gewaltmenschen noch so sehr auf den demokratischen Grundrechten der Nation herumtrampeln, aber niemals werden sie es wagen, die äußerliche Form anzutasten. Das sind die Vorstellungen, die das heutige amerikanische Volk von seinen freiheitlichen Rechten hat!

Kann man zu einem anderen Ergebnis kommen, wenn man sieht, wie ein Präsident, der mit den salbungsvollsten Reformvorsätzen an die Arbeit gegangen ist, wie dieser Präsident ein Bündnis mit dem größten Feinde der Nation schließt? Wie er sich mit dem diktatorischen

Großkapital zusammentut, durch seine eigenen Pläne einen dicken Strich zieht und in eine innerpolitische „Zusammenarbeit" einwilligt, die weit mehr ist als nur das? Durch dieses unnatürliche Bündnis zwischen einem Manne, dem die Ursachen des amerikanischen Niederganges doch bekannt sein sollten, und einer Clique von plutokratischen Profitjägern wird die Freiheit Amerikas endgültig zu Grabe getragen. Diesmal noch hatte das amerikanische Volk die Gelegenheit, seine inneren Feinde, die ihm wirtschaftlich und politisch den Hals zuzogen, zu verjagen. Statt dessen ist es selbst von der politischen Bühne verjagt worden. Ohne einen Schwertstreich zu tun, um seine Freiheit zu verteidigen. Warum läßt sich das amerikanische Volk von einer interessierten, von Sonderinteressen beherrschten Clique von Judo-Amerikanern einen „Feind" aufoktroyieren, der gar nicht sein Feind ist, anstatt den inneren Feind zu erkennen und unschädlich zu machen? Warum duldet es ein Präsident, der die wahren Zusammenhänge doch überschauen muß, warum duldet er es, daß das hochherzige, fleißige und gutmütige amerikanische Volk nach und nach wieder in eine Kriegspsychose hineingetrieben wird, die nichts Gutes bringen kann? Warum duldet er das nicht nur, sondern beteiligt sich selbst mit am aktivsten an dem jüdisch-plutokratischen Hetzgesang?

Er sieht in diesem Kurs die Rettung seiner Person. Die Rettung seiner Präsidentschaft. Sechs Jahre ist er schon in Amt und Würden und noch nicht ein Resultat kann er der wartenden Nation vorzeigen, es sei denn das, daß die Arbeitslosenzahl der Vereinigten Staaten sich in diesem Zeitraum verdoppelt hat. Die amerikanische Nation hat den Roosevelt-Wechsel im Jahre 1936 erneuert, weil sie ihm noch eine Chance geben wollte, in acht Jahren zu erreichen, was ihm in vieren nicht gelang. Die Nation hat dabei nur übersehen, als sie diesen Wechsel prolongierte, daß Roosevelt noch gar keine ernsthaften Anstalten gemacht hatte, um seine Versprechungen wahrzumachen. Daß er lediglich herumexperimentierte. Mal die Preise zu hoch fand, mal zu niedrig, mal erklärte, das Großkapital sei der erklärte Feind, um sich am nächsten Tage wieder zu „berichtigen". Dann gegen die Fruchtbarkeit des amerikanischen Bodens Krieg führte, indem er ausposaunte, es „dürfe" nur noch soundso viel Weizen, Baumwolle, Mais produziert werden. Auf der einen Seite lauschte er mit Verzückung den expansionistischen Tiraden der Großbonzen, auf der anderen Seite

redete er von „Restriktion“, befahl dem Farmer, weniger zu produzieren. Er errichtete bundeseigene Elektrizitätsgesellschaften, ließ sich vom Obersten Bundesgericht bescheinigen, daß deren Tätigkeit nicht verfassungswidrig sei; als aber die „big bosses“ immer schärfer Einspruch einlegten, als sie erklärten, daß sie diese Einmischung der öffentlichen Hand nicht dulden würden, da erklärte Franklin Delano, daß die Staatsbetriebe der Privatindustrie keine Konkurrenz machen sollten, daß sie nur den Zweck hätten, die notwendige Produktionsumlagerung vorzubereiten. Aus diesem ewigen Hin und Her, Her und Hin gab es dann, als auch die zweite Amtsperiode sich mehr und mehr dem Ablauf näherte, keinen anderen Ausweg mehr als den, sich mit den „big bosses“ an einen Tisch zu setzen, wollte er wenigstens ein Ergebnis vorweisen können. Und so paktierte er mit den Oligarchen, mit Wall Street. Mit Juda. Und in diesem Bunde erfand man dann den neuen „Feind“, der — moralisch — die amerikanische Sanierung bezahlen sollte. Das war der „Faschismus“. Deutschland. Italien. Japan. Voilà tout.

Amerika braucht einen Feind, um an ihm zu gesunden. Es klingt paradox, und doch ist es so. Es braucht einen Feind, einen starken, mächtigen Feind, um die Wirtschaft an ihm zu mästen. Es braucht einen Feind, wie eine schmarotzerische Schlingpflanze einen gesunden Stamm braucht, um sich an ihm emporzuwinden. Es braucht einen Feind, damit die Schäden der Roosevelt-Ära desto schneller wieder überwunden werden. Und es braucht einen Feind, damit das, was Roosevelt nicht erreichen konnte, der „Feind“ erreicht. Roosevelt gelang es nicht, die amerikanische Wirtschaft zu gesunden, und diese Aufgabe hat man jetzt — Deutschland übertragen. Indem man den Haßgesang gegen Deutschland anstimmte, lieferte man sich selbst den Vorwand für ungeheure Investitionen in der Kriegsindustrie. Damit hatten ja die Oligarchen, was sie gewollt hatten. Sie wollten die Milliarden des Volkes, damit sie in ihre Taschen strömten. Und Roosevelt erklärte sich beglückt lächelnd bereit, ihnen diese Milliarden zu geben. Deutschland, Italien und Japan waren damit die Wegbereiter einer neuen, sehnlichst erwarteten Prosperity. Und je stärker dieser autoritäre Stamm wird, desto mehr werden sie rüsten. Desto mehr über eine Gefahr reden, die der amerikanischen Unabhängigkeit droht. Sie werden Tanks bauen, Flugzeuge, Kanonen, Schlachtschiffe, U-Boote. Werden Giftgase

brauen. Dupont Nemours freut sich schon darauf. Und Carnegie auf seine Panzerplatten. Sie alle werden blühen und gedeihen, werden immense Staatsaufträge erhalten, dicke Profite einstreichen. Und das alles verdanken sie Deutschland. Und Roosevelts Unfähigkeit. Denn was Roosevelt nicht konnte, das muß der böse schwarze Mann erreichen, der „autoritäre Feind". Und während vordem Roosevelt — theoretisch — gegen die dicken Gewinne der „big bosses" gewettert hatte, als es ihm noch in erster Linie um Popularität zu tun war, sagte er jetzt, als die riesigen Rüstungsgewinne in die Taschen der Oligarchen flossen, keinen Ton mehr. Roosevelt hatte seine Lektion gelernt. Hatte gelernt, daß er sich nicht gegen Wall Street stemmen konnte, ohne von ihr zerquetscht zu werden. Hatte gelernt, daß die Oligarchen ihm über waren, nicht nur an Energie, Gewalt und Raffinesse, sondern auch an Skrupellosigkeit und innerer Gemeinheit. Und diesem Konglomerat „wertvoller" Eigenschaften schloß sich der Präsident als Bundesgenosse an. Und dirigierte seine Außenpolitik so, wie es den Oligarchen genehm war.

Europa trägt Waffen, weil es auf engem, vielgestaltigem Raum lebt, auf einem Raum, der ihm zahlreiche zwischenstaatliche Aufgaben zu lösen gibt. Amerika aber wird nicht, wie die meisten europäischen Staaten, auf Grund ungünstiger geographischer Lage zur militärischen Wachsamkeit gezwungen, sondern dehnt sich über einen riesigen Kontinent aus, den es fast ganz ausfüllt. Hat an seinen Grenzen im Norden und Süden nur schwache Nachbarn: Mexiko, Kanada. Im Osten und Westen das Meer. Beherrscht mit seiner Flotte den westlichen Atlantik, den östlichen Pazifik, den Golf von Mexiko, das Karibische Meer. Ist tatsächlich geographisch so gut wie unangreifbar. Und dennoch: dieses Amerika wurde das Opfer eines Verfolgungswahnes, weil seine politischen und wirtschaftlichen „Führer" dies für den einzigen Ausweg ansahen, um die darniederliegende Wirtschaft wieder auf Touren zu bringen, nachdem der Dogmatiker Franklin D. Roosevelt in der Praxis kläglich gescheitert war. Der neue „Feind" wurde damit zum Lückenbüßer des Rooseveltschen Versagens, wurde zum Prellbock der geifernden judo-präsidentialen Attacken. Es war ja so bequem, auf einem „Feind" herumzuhacken, der so weit weg war, auf einem Feind, von dem man anscheinend so leicht behaupten konnte, daß er „die natürlichen Menschenrechte mit Füßen trete". Roosevelt war um politische Schlagworte niemals verlegen, mit denen er die öffentliche Meinung

seines Landes zu ködern suchte. Nachdem der „Kampf" gegen die Oligarchen damit geendet hatte, daß er ein Bündnis mit ihnen schloß, glaubte er dem amerikanischen Volk ein anderes, nicht minder zugkräftiges Stichwort geben zu müssen, damit dieses Volk abgelenkt werde von der Erkenntnis der Tatsache, wie hoffnungslos seine innere Lage unter d i e s e m Präsidenten doch geworden war. Und so siegte in den Vereinigten Staaten im Verlauf von sechs Jahren zum zweitenmal der Dilettantismus. Zum zweitenmal wurde dieses Volk „gecornert", wurde mit Gewalt in eine Mentalität hineingetrieben, die ihm innerlich so fern lag. Zum zweitenmal machte dieses Amerika einen weiten Bogen um seine wirklichen Probleme, stellte sich schützend vor seine eigenen Ausbeuter, bequemte sich abermals dazu, in seinen Judokraten einen wertvollen Bestandteil der Nation zu sehen. D a s war das Ergebnis der angeblichen Wandlung von der plutokratischen Vorherrschaft „zurück zur Demokratie"!

Roosevelt: „Wir müssen bei unserer Aufbauarbeit die Zukunft im Auge behalten, an Zeiten denken, in denen große Krisen nicht mehr eintreten können (!). Und wenn das bedeutet, die bequemen Profite der Inflationskonjunktur zu opfern, dann — fort mit Schaden!" (A. a. O., S. 11.)

Fort mit Schaden, das könnte man auch dem amerikanischen Volk zurufen. Denn ein radikaler Strich unter die Ära der Roosevelt-Dekadenz ist immer noch besser als deren Verlängerung auch nur um einen Tag. Die „Aufbauarbeit", die Roosevelt in seinem Lande geleistet hat, besteht fast ausschließlich in der Wiederherstellung der Macht des anonymen Großkapitals, in der staatlichen Sanktionierung seines alles beherrschenden Einflusses. Was heißt: „Fort mit Schaden!", wenn man sich in Wirklichkeit entschlossen hat, nicht nur das judokratische System bestehen zu lassen, sondern durch seine vom Staat sanktionierte und protegierte Wirksamkeit es sogar zum „Retter der Nation" werden ließ? Was heißt: „Fort mit Schaden!", wenn man gleichzeitig hingeht und die theoretisch beschlossene Amputierung der Wirtschaft durch ihre weitere Aufblähung ersetzt? Wenn man diese neuerliche Aufblähung damit zu rechtfertigen sucht, daß man gegen einen äußeren Feind rüsten müsse? Es entspricht weder dem Willen der amerikanischen Nation noch dem Sinn der Monroe-Doktrin, wenn die heutige amerikanische Regierung das Volk zwingen will, eine riesige Flotte,

eine verstärkte Armee und eine enorme Luftflotte zu schlucken, obwohl dieses Volk doch wissen muß, daß niemand es anzugreifen beabsichtigt. Alles das, was Franklin Delano Roosevelt tut, um angeblich die „Volksrechte wiederherzustellen“, verstößt auf das flagranteste gegen den Sinn der Prinzipien, welche die Monroe-Lehre aufgestellt hat und durch deren Anwendung das amerikanische Volk groß geworden ist. Indem Roosevelt die judokratische Diktatur nicht nur aufrechterhält, sondern sogar noch verstärkt, indem er ihr den stärksten politischen — und sogar außenpolitischen — Einfluß einräumt, indem er die Vereinigten Staaten politisch und weltanschaulich in eine Haßpsychose gegen die europäischen Ordnungsstaaten hineinlanciert, indem er dem amerikanischen Volk — auf Befehl der Oligarchen — eine riesige Aufrüstung aufzwingt und den Oligarchen riesige Gewinne in die Taschen stopft, indem Roosevelt diesen ganzen unamerikanischen Weg eingeschlagen hat, weil er zu schwach war, seinen eigenen zu verfolgen, führt er sein Volk einer neuen, großen Krise entgegen, obwohl er selbst an Zeiten denkt, „in denen große Krisen nicht mehr eintreten können“! Er erörtert Theorien, aber in der Praxis bestimmen die jüdischen Monopolisten. Auch diesmal wieder, wie unter dem Wunderprofessor Woodrow Wilson, hat die kalte, berechnende, intrigante Judokratie über die wortreiche, stratosphärische Dogmatik gesiegt. Auf Kosten des amerikanischen Volkes. Und des Weltfriedens. Wie zu erwarten war.

Fürwahr, man kann es kaum noch anders nennen,
Als eine Torheit ohne Maß und Ziel;
Delano sollte doch sein Volk jetzt kennen,
Das voll Vertrauen — ihm zum Opfer fiel.

IV. Wirtschaft in Fesseln

Kaleidoskop Amerika

Die Vereinigten Staaten von Amerika umfassen einen Flächenraum von fast acht Millionen Quadratkilometer, das sind 43 Prozent mehr als ganz Europa ohne den sowjetrussischen Anteil. Sie sind damit etwa vierzehnmal so groß wie Großdeutschland. Die Einwohnerzahl beträgt heute etwa 130 Millionen, davon 90 Prozent Weiße und rund 10 Prozent Neger; sie übersteigt also die Einwohnerzahl Großdeutschlands (zirka 87 Millionen) nur um rund 60 Prozent. Das heißt: Während in Deutschland auf dem Quadratkilometer Boden fast hundertvierzig Menschen leben müssen, beträgt die Bevölkerungsdichte in den Vereinigten Staaten nur 16,2, das heißt, der amerikanische Mensch hat neunmal so viel Lebensraum zu seiner Verfügung wie der deutsche. Selbst wenn man die unkultivierbaren Landstriche abzieht, verbleibt dem amerikanischen Volk noch ein Kulturraum von der acht- bis neunfachen Größe Deutschlands.

In hundert Jahren wanderten allein 33 Millionen Europäer nach Nordamerika aus. Die Bevölkerung der Union betrug 1820 erst knapp 10 Millionen Menschen, ein Jahrhundert später aber schon über 120 Millionen, sie hat sich damit in diesem Zeitraum verzwölffacht. Diese 110 Millionen Menschen, die nach Amerika strömten oder von Einwanderern abstammten, machten den amerikanischen Existenzkampf zu einem gigantischen, ohne Vorbild in der Alten Welt. Dies war die größte Völkerwanderung, die die Welt je gesehen, und auch ihr Tempo war das schnellste aller Zeiten. Diese riesenhafte Bevölkerungszunahme besagt, daß sich die amerikanische Bevölkerung in den letzten hundert Jahren alljährlich um durchschnittlich 1,1 Millionen Menschen erhöhte. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der größte Teil des amerikanischen Staatsgebietes unerforscht, unbekannt und voller Gefahren war. An diesen Gefahren hatte sich das amerikanische Volk seine Härte geholt, hatte sich an ihnen geschliffen und stark gemacht.

Amerika hatte Platz und Arbeit für jeden. Alle Talente konnten sich dort auswirken. Genossen Freiheit und Arbeitsmöglichkeit in Fülle. Brauchten sich um politische, weltanschauliche oder religiöse Dinge nicht zu kümmern. Konnten nur ihrer Arbeit und ihrem Vorwärtskommen leben. Kriege waren selten und lokaler Natur. Nur der Bürgerkrieg verheerte das Land. Legte jahrelang die Routine des Existenzkampfes lahm. Aber dann reinigte er die Atmosphäre, schuf die ethnologische und weltanschauliche Grundlage für ein einheitliches Wachstum der Nation. Und den Segen dieses Krieges spürte dann später jeder einzelne.

Der amerikanische Mensch brachte es schneller zu Wohlstand und Ansehen als der europäische, den zahlreiche Bindungen, die in der Tradition des Kontinentes begründet lagen, an der vollen Entfaltung seiner Kräfte behinderten. In dieser Zeit pflegte man in Europa zu stöhnen: „Amerika, du hast es besser!“ Das Schlagwort von den „unbegrenzten Möglichkeiten“ Amerikas kam auf und machte in Europa die Runde. Viele junge und unternehmungslustige Europäer, auch solche, die es nicht nötig gehabt hätten, gingen nach den Vereinigten Staaten, und die allermeisten blieben da. Wurden Weizenfabrikanten, wenn sie früher Bauern gewesen waren. Warfen alle Tradition, die sie nur behinderte, über Bord. Wurden „frei“.

Das kontinentale Denken, wie es sich in der Loslösung von England manifestierte, machte Amerika groß, unabhängig, frei. Aber als Amerika sich in den Strudel der transozeanischen Idee begab, als es expansiv in den Weltenraum vorstieß, da legte es den Keim zur Krise. Da geriet es in Konkurrenz mit Europa, mit der nichtamerikanischen Welt, die Amerika nicht verstand. Amerika war so kontinentalgebunden, daß nur eine auf dieser Gebundenheit beruhende Lehre, wie sie unter Monroe verkündet wurde, der nationalen Idee entsprach. Aus dieser Gebundenheit erwuchs auch die innere Kraft der Idee „Amerika den Amerikanern“. Hätte Amerika diese Idee nicht lange Zeit hindurch verstanden und verfochten, so wäre niemals ein „amerikanisches Volk“ entstanden, wäre Amerika heute nicht amerikanisch, dann wäre es kosmopolitisch. Allerweltsbegriff. Aber als es dann, viel zu früh und viel zu ungestüm, den Weg in die weite Welt antrat, um sie zu erobern, da färbte dieser Eroberungsdrang auf die Idee ab, da wurde sie bedeutend mehr kosmopolitisch als amerikanisch. Und das war der Fehler. Amerika begab sich

der Idee, um zu erobern. Aber man kann ohne Idee nicht erobern. Das konnte weder Alexander, noch Cäsar, noch Napoleon. Noch die amerikanische Wirtschaftsoligarchie. Noch Juda.

Amerika ist und war nicht in jedem Sinne das Land der Gegensätze. Es hat viel mehr gemeinsame Bindungen als manche alten, traditionsschweren Völker Europas. Die Grundnote Amerikas ist Uniformität. „Demokratische“ Uniformität, das heißt, eine Gleichheit der Lebensauffassung auf der Grundlage der demokratischen Rechte. Der Amerikaner in Maine oder Connecticut hat im wesentlichen die gleichen Interessen, Lebensauffassung und Lebenseinstellung wie der in Nevada oder Oregon. Der materialisierte Amerikanismus hat sie alle gleich gemacht. Nicht das Schmelztiegelsystem, das im wesentlichen nur für äußerliche Gleichmachung sorgte. Der starke, alles andere überschattende Einfluß des Geschäftlichen hat Differenzen verwischt oder ausgeglichen, wie es in Europa oder sonstwo in der Welt nicht möglich wäre. Auch in Deutschland, in England, Frankreich, Italien wird gearbeitet. Aber doch anders wie in Amerika. In Amerika ist die Arbeit, die Dollars bringt, ein Fetisch. Die Arbeit macht — wenn man Glück hat — reich. Oder wohlhabend. Oder wenigstens unabhängig. Zumindest soll sie das. Amerika liebt die Arbeit nicht wegen ihres erzieherischen Charakters, auch nicht wegen ihres Wertes, der die menschliche Intelligenz und Kraft vermehrt und ausnutzt. Amerika liebt die Arbeit überhaupt nicht als solche. Sie ist nur Mittel zum Zweck. Und doch wieder ein geheiligtes Mittel, an dem niemand rütteln darf. Der alles überragende Einfluß des Materialismus hat auch das Wesen der Arbeit materialisiert. Hat sie zum Instrument der individuellen Geldpolitik gemacht. Kein Amerikaner würde etwa die deutsche Auffassung vom Wert der Arbeit verstehen. Es würde ihm unverständlich erscheinen, in der Arbeit etwa ein erzieherisches Moment zu sehen, wie wir Deutsche es tun. Der Amerikaner betrachtet auch einen Mann, dessen einzige Beschäftigung darin besteht, mit seinem Kapital an der Börse zu spielen, als einen „Arbeiter“, denn dieser Mann hat ja auch den Trieb, Dollars zu machen, zu „arbeiten“. Wie er das macht, ist seine Angelegenheit. Darüber gibt es weder gesetzliche noch weltanschauliche Vorschriften. Der Erfolg entscheidet. Sonst nichts.

Der Geist der materialisierten Demokratie, wie wir ihn im heutigen Amerika finden, ist bedingt durch die Verflechtung von Politik und

Wirtschaft. Das heißt, die Wirtschaft ist nicht politisiert, sondern die Politik wirtschaftlich gebunden, sogar von ihr angetrieben. Nicht etwa, als ob Amerika den Grundsatz anerkenne, daß Politik und Wirtschaft einander bedingen, auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden sind. Nein. Economy first. Die Wirtschaft strebt stets danach, politischen Einfluß zu gewinnen; sie ist also der aggressive Faktor, während die Politik die wirtschaftliche Direktive in sich aufnimmt, als sei das das Natürlichste der Welt. In dieser materialiserten Demokratie (man kann auch sagen, in diesem äußerlich demokratisierten Materialismus) lag die evolutionäre Kraft Amerikas, die dann in der Übersteigerung zur Expansion führte. Das nationale Leben dieses Landes stand ganz im Banne der Geschäftsroutine, die in keinem Land der Welt besser und intensiver ausgebaut war als hier. Wie ungeheuer mußten die geschäftlichen Leistungen Amerikas sein, wenn sie als der Lebensinbegriff dieser großen Nation erschienen! Und wie stoßkräftig mußten auch die Expansionswege der Wirtschaft sein, wenn sie unter der einheitlichen Kontrolle eines auf der straffsten Oligarchie aufgebauten Wirtschaftssystems standen. Der amerikanische Individualismus wurde aber in demselben Maße, in dem er sich mit der Oligarchie verbündete und von ihr unterjocht wurde, zur nationalen Abhängigkeit. Damit vollzog sich im „Land der Freiheit" eine in Wahrheit antidemokratische, hochplutokratische Entwicklung, die mit anders gelagerten wirtschaftlichen Erscheinungsformen der Alten Welt und Japans kollidieren mußte.

Das expansive Amerika wollte ein wirtschaftliches Imperium, ein Weltreich auf übernationaler Grundlage, wie ja der Träger dieses Expansionismus, das amerikanische Judentum, ganz international ausgerichtet war und ist. Dieses Amerika folgte damit den Spuren der antiken Eroberer, die mit dem Schwert in der Hand um den Besitz von Provinzen und Ländern kämpften, die vordem ein unabhängiges Dasein führten, die aber ihre Begehrlichkeit erweckt hatten, sei es aus strategischen, sei es aus allgemein-wirtschaftlichen oder machtpolitischen Gründen. Dieser Expansionismus, dieser übernationale Eroberungswille, paßt nicht mehr in die heutige Zeit, in der das Nationalbewußtsein der Völker voll erwacht ist. Was Amerika auf Geheiß seiner Oligarchen tat, indem es wahllos in die Welt vorstieß, das war nichts anderes als eine moderne Auflage antiker Eroberungskriege. Und doch sollte dieser Eroberung nichts anderes zur Grundlage dienen als krassester, ausge-

zeichnet organisierter Materialismus. Aber das ist kein richtiger Zusammenhalt für ein Weltreich, nicht einmal für eine Nation. England benutzt als Fessel zur Erhaltung seines Weltreiches die Idee des bevorrechtigten Britentums, die Idee der britischen „Mission" in der Welt. Die kommerziellen Interessen ergänzen diese Idee, während die Gewalt im Hintergrund steht und nur selten zur Bekämpfung lokaler Unbotmäßigkeit in Erscheinung tritt. Frankreich beherrscht mit seiner Idee, kulturtragende Nation par excellence zu sein, einen erheblichen Teil Afrikas und Asiens. Es hat es verstanden, diese Idee in seinem Kolonialreich so geschickt zu verankern, daß sich — bis auf einige, weit entlegene Gebiete — dieses Reich mit dem Mutterland eng verbunden betrachtet. Diese Idee hat sogar dazu verholfen, daß der Rassenunterschied hinter dem gemeinsamen französischen Gefühl, Träger derselben Idee zu sein, immer mehr zurücktritt.

Im modernen Amerika hat man die Idee des Amerikanismus bewußt zugunsten einer materialistischen Denkungsweise nicht nur vernachlässigt, sondern auf dieser Denkungsweise eine Expansion aufgebaut, die mehr als nur kommerziellen Charakter trug. Es gibt in der heutigen Welt keine alleinstehende, souveräne Wirtschaft. Der Zusammenhang zwischen Politik und Wirtschaft führt uns zu der Erkenntnis, daß eine expansive Wirtschaft naturnotwendig auch eine expansive Politik zur Folge haben muß, daß eine solche Wirtschaft die Politik geradezu mit sich fortreißt und sie in einem Grade engagiert, der zu Zusammenstößen führen muß. Die Probe auf dieses Exempel haben die Vereinigten Staaten ja in den letzten dreißig Jahren oft genug gemacht.

Das riesige Amerika ist selbstgenügsam. Mehr als das. Es könnte für die Welt der wichtigste wirtschaftliche Reservekontinent sein, wenn es es verstanden hätte, sich in der gleichen Richtung fortzuentwickeln, wie es durch die Idee des Amerikanismus und der Monroe-Lehre vorgesehen war. Daß Amerika diese politische Grundlinie verlassen hat, bezahlt es mit einem resignierten Rückzug aus der Welt, in der es eine so beherrschende Rolle hatte spielen wollen. Nicht wirtschaftliche Gründe sind es, die in erster Linie diese Resignation bedingen, denn die fehlerhafte wirtschaftliche Entwicklung des Landes war ja lediglich eine Folgeerscheinung des politischen Versagens des Staates, der Allgemeinheit, die für die Politik keine Zeit hatte und dem Staat den Mund verbot. In demselben Maße, in dem sich die Macht des Staates

verminderte, erhöhte sich die Macht der Wirtschaft und ihr Einfluß auf den Staat. Es fehlte, mit einem Wort, an einer vernunftgemäßen Verteilung der Kompetenzen von Staat und Wirtschaft, eine „Wirtschaftslenkung“ durch den Staat, zu der sich heute Amerika gezwungen sieht, die abermals zu verhindern aber der oligarchischen Wirtschaft gelungen ist.

Amerika bietet in den letzten siebzig Jahren das Schauspiel eines Landes, das über einen unermeßlichen Raum, unermeßliche natürliche Reichtümer und ein ebenso unermeßliches Maß individueller „Freiheit“ verfügt. Daß es diese drei „Unermeßlichkeiten“ nicht miteinander in Einklang zu bringen vermochte, ist die eigentliche Wurzel der heutigen revolutionären Kontrastierung. Man hat die individuelle Freiheit zwar benutzt, um den Kampf um die Reichtümer des Landes durchzuführen, hat sich Dutzende von Millionen europäischer Menschen herübergeholt, um bei dieser Aufgabe mitzuwirken, aber man hat es unterlassen, eine Grenze zu ziehen, bis zu der der freibewegte Individualismus gehen durfte, ohne die Rechte der Gesamtheit zu verletzen. Das eben führte zur Hemmungslosigkeit der wirtschaftlichen Gewaltmethode. Der Typus des plutokratischen Gewaltmenschen wurde für Europa damit auch zum Typus des „Durchschnittsamerikaners“, eine Verzerrung im Begriff, durch die die Masse des amerikanischen Volkes vor den Augen der Umwelt verborgen wurde und wird. Franklin Roosevelt wollte — theoretisch — diese ignorierte Masse wieder mehr in den Vordergrund schieben, wollte ihr „verstärkten Einfluß“ auf die Gestaltung der nationalen Entwicklung verschaffen, wollte durch sein „New Deal“ eine „neue Basis“ für diese Entwicklung legen. Er hätte sich, wenn er diesen Kampf wirklich gewinnen wollte, weigern müssen, sich in den Strudel oligarchischer Denkweise hineinziehen zu lassen, hätte selbst nicht davor zurückschrecken dürfen, mit alten, geheiligten Traditionen zu brechen, selbst als „Faschist“ zu erscheinen. Ein Reformator, der sich anschickt, ein 130-Millionen-Volk auf den Weg der nationalen Selbstbesinnung zurückzuführen, darf nicht vor der Engherzigkeit einer verzerrten Formalistik kapitulieren, denn es ist ja gerade diese leere Formalistik, der er einen Inhalt geben soll, oder doch sollte. Wir wissen, daß Franklin Roosevelt auf dem Standpunkt steht, daß die zu bekämpfenden Schwierigkeiten „ausschließlich wirtschaftlicher Natur“ sind, daß er es ablehnt, an der geistigen Einstellung seines Volkes zu arbeiten. Er ist

formalistischer Demokrat, Dogmatiker, und nichts als das. Ihm fehlt die Einsicht, daß Staat und Wirtschaft zusammengehören, fehlt vor allem die Erkenntnis, daß der Materialismus aus seinem Volk ein unsouveränes gemacht hat. Er erkennt die deutsche und italienische Einstellung, wie sie von den Führern dieser Nationen geformt wurde, nicht an. Er erkennt nicht an, daß es notwendig sein muß, eine Nation auch geistig zu reformieren, wenn sie wirtschaftlich vor dem Verfall bewahrt werden soll. Diesen engen Zusammenhang zwischen nationaler Ideologie und wirtschaftlicher Regsamkeit erkennt er nicht an. Er betrachtet die Wirtschaft als etwas von der nationalen Mentalität völlig Losgelöstes, Unabhängiges, ja Souveränes. Er akzeptiert damit die Auffassung der Aufgabentrennung von Staat und Wirtschaft, obwohl er im gleichen Atemzuge verkündet, daß „für die Dauer es als das wichtigste Problem erscheint, durch eine angemessene Planung die Produktion und Verteilung der Produkte zu regeln". Er trennt die wirtschaftliche Souveränität sorgfältig von der politischen Staatsgewalt, betrachtet in der praktischen Auswirkung das Problem als ein rein wirtschaftliches. Und das ist der Grund, warum er vor dem ersten konzentrischen Ansturm der oligarchischen Wirtschaft weichen und mit ihr ein Bündnis eingehen mußte, um wenigstens etwas zu retten.

Die europäischen Staatsführer der autoritären Länder sind bei ihrem Reformwerk von der entgegengesetzten Erkenntnis ausgegangen, haben die Wirtschaft nicht als etwas Souveränes, Losgelöstes anerkannt, sondern sie der Gesamtreform an ihrer Stelle eingeordnet, an einer Stelle, wo der starke Arm des Staates sie jederzeit erreichen kann. Nicht nur in der Theorie. Gewiß haben in Europa nicht jene oligarchischen Verzerrungen bestanden, wie sie die amerikanische Wirtschaft seit Jahrzehnten auszeichneten. Und trotzdem ist die Grundtendenz aller Wirtschaftsrichtungen die gleiche. Die Form, die sie nachher annehmen, ist dabei nicht entscheidend. Die autoritären Staaten sagen: „die Wirtschaft dient der Gesamtheit", Amerika, das individualistische Amerika, aber sagt: „die Wirtschaft ist das unangreifbare Betätigungsfeld des Individuums". Da die Masse dieser wirtschaftstätigen Individuen die Nation ergibt, sehen wir hierin die Erscheinungsursache des Materialismus. Der Nationalsozialismus kennt die wirtschaftliche Betätigung nur als wesentlichen Teil der Gesamtaufgabe der Nation, zu leben und sich zu entwickeln, Amerika dagegen zwingt die Politik unter den wirt-

schaftlichen Aspekt. Wenn Amerika den „Faschismus“ am liebsten in Quarantäne schicken möchte, so sind auch hier zunächst wirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend gewesen, weil die amerikanische Expansionswirtschaft in den autoritären Ländern wohl am nachhaltigsten auf Widerstand stieß. Die hiervon am meisten betroffene Judokratie benutzte dann gern das Mittel des Staatsboykotts, um ihrem Hasse gegen diese Länder Luft zu machen.

Amerika ist der große Kontinent der individuellen „Ellenbogenfreiheit“ gewesen, der staatlicherseits nie Fesseln angelegt wurden. Amerika ist schon aus diesem Grunde uneuropäisch. Es ist nicht richtig, zu sagen, daß „die Vereinigten Staaten nichts anderes sind als die Ausbreitung europäischer Energie über in Europa ungewohnte große Flächen mit Hilfe europäischer Menschen“ (Eugen Diesel, „Ringen um Europa“, Bibliographisches Institut, Leipzig). Amerika ist ganz etwas anderes als Europa. Amerika ist erst geworden, als Europa fast vollendet war. Amerika ist undynamisch, wirtschaftssouverän, ein ethnologischer und wirtschaftsphysikalischer Begriff für sich. Nicht erst jetzt. Der europäische Mensch hat Amerika gestaltet, das ist wahr, aber vergessen wir nicht, daß er die ursprüngliche amerikanische Form, die aus Freiheit, territorialem Expansionismus in kontinentaler Richtung und hemmungslosem Optimismus bestand, im Laufe der Zeit verändert hat. Und nicht zugunsten Amerikas verändert hat. Amerika ist nichts weniger als ein Betätigungsfeld europäischer Energien, ist auch nichts weniger als ein Annex des alten Kontinents. Amerika verdankt seine nationale Entstehung der Opposition gegen Europa, nicht seiner Imitation. Und — ich sagte es ja schon — erst als Amerika daranging, seinerseits in den europäischen Kreis einzubrechen, erst da begann die innere Zerspaltung Amerikas, das Sichabwenden von der Idee des Amerikanismus und damit das gedankenlose Kopieren unamerikanischer Begriffe. Wenn ein Volk wie das amerikanische das Eingreifen im Weltkrieg mit innerer Zerspaltung und mit der déroute seiner Wirtschaftsorganisation bezahlt hat, so liegt auch hierin nichts anderes als die Bestätigung dafür, daß es für eine Sache eingetreten ist, die unamerikanisch war, die, mit anderen Worten, der amerikanistischen Auffassung von der „individuellen Freiheit“ zuwiderlief. Als Amerika sich zum Schiedsrichter der Welt ausrief, handelte es so unamerikanisch, so suggestiv judokratisch, daß diese Schiedsrichterrolle kläglich enden m u ß t e. Wie

sie ja auch geendet hat. Solange Amerika sich zu dem Grundsatz bekannte: Amerika den Amerikanern!, handelte es im Einklang mit seiner Mission, primus inter pares auf der westlichen Hemisphäre zu sein. Als es aber daranging, mit Hilfe von Europa suggerierter Schlagworte und einer oligarchisierten Wirtschaft dem Ziel „Die Welt den Amerikanern!“ zuzustreben, da verlor es seinen inneren Halt, wurde mehr und mehr kosmopolisiert, verjudet, entwurzelt. Das war die innere Ursache des Zusammenbruchs, dem Amerika gegenübersteht und den abzuwenden Franklin Roosevelt zu schwach und zu haltlos war.

Die riesige amerikanische Bodenfläche, seine riesigen Reichtümer und seine ebenso riesige Bevölkerung, die Unabschätzbarkeit ihrer nationalen Energien und die immer vorhandene Bereitschaft, diese Energien für ein bestimmtes Ziel einzusetzen, machten aus Amerika einen Kontinent von ungeheurer Kraft. Je konzentrischer diese Energien gelenkt, das heißt, je weniger sie gespalten wurden, um so größer und gewaltvoller war das amerikanische Kräftefeld. Wenn wir das Amerika von heute betrachten und mit dem noch vor fünfzig Jahren vergleichen, sehen wir einen sehr bemerkbaren Unterschied nicht nur in der wirtschaftlichen Daseinsäußerung, sondern auch in den verschiedenartigen, um die Herrschaft ringenden Motiven. In den 1880 er Jahren schickte sich Amerika an, den Zenit seiner wirtschaftlichen Macht zu erreichen; heute dagegen sehen wir dasselbe Amerika, wie es sich abmüht, sich ein „neues Ziel“ zu setzen. Damals bestand in Amerika die Spaltung zwischen Amerikanismus und wirtschaftlicher Machtkonzentration, heute besteht sie nur noch in der Verschiedenartigkeit der Wege, die zur wirtschaftlichen Befriedung des Landes führen sollen. Mit anderen Worten: Amerika hat sein Gesicht gewechselt. Der Amerikanismus als Idee scheint tot. Man hält ihm zwar tagtäglich wohlstilisierte Grabreden, aber von der heutigen Generation hat ihn ja kaum noch jemand dem Wesen nach gekannt. Diese Generation ist entsetzter über den wirtschaftlichen Niedergang als über die aufgegebene Freiheitlichkeit der nationalen Lebensäußerung. Sie konzentriert ihre gesamten Bemühungen darauf, die Wirtschaftskurve, die gefährlich nach unten lief, wieder umzubiegen, an die Stelle der déroute wieder eine Prosperity zu setzen, in dem Glauben, mit der Prosperity auch die „Freiheit“ wiederzugewinnen.

Und gerade von dieser Freiheit hat man heute in Amerika eine ganz

andere Auffassung als damals, vor zwei, drei Generationen. Jene alte, originale Freiheit war nicht modifiziert durch den willkürlichen Eingriff einer kapitalbeherrschenden Minderheit von einigen tausend Menschen, diese Freiheit war politisch und wirtschaftlich. Der typisch amerikanische Wille zur Politik, wie wir ihn zu jener Zeit noch antreffen, als aus ihm die Monroe-Lehre und die Niederschlagung der Sklavenprotegierung hervorgingen, ist längst einer Formfreiheit gewichen, die in nichts anderem besteht, als in der Achtung der freiheitlichen Äußerlichkeit.

Das politische und das wirtschaftliche Amerika ist in den letzten Generationen ein ganz anderes geworden. Aus einer aristokratischen Nation ist eine materialistische geworden, die selbst in den Formen ihrer täglichen Lebensäußerung nichts mehr von jener freiheitlich-aristokratischen Kinderstube verrät, durch die sie gegangen ist. Sie ist zum unfreiwilligen Sklaven einer Wirtschaftsauffassung geworden, die ihr an sich fremd ist, hat sich einer Plutokratenminorität gebeugt, deren Herrschaft tyrannischer ist als die jedes politischen Demagogen. Denn diese Plutokraten sind ja auch gleichzeitig die Herrscher über die politische Gestaltung, weil sie es verstanden haben, die Politik der Wirtschaft, ihrer Wirtschaft, untertänig zu machen. So betrachtet man in dem heutigen Amerika die politischen Vorgänge in Europa nicht mit politischen Augen, wägt nicht kühl und leidenschaftslos die Vorteile und Nachteile dieses oder jenes Systems gegeneinander ab, sondern man läßt sich dazu zwingen, die Dinge durch die Brille der wirtschaftlichen Unduldsamkeit zu betrachten. Der größte Feind der amerikanischen Freiheit ist die wirtschaftliche Zentralisation. In Neuyork laufen die Wirtschaftsfäden aus der ganzen riesigen Union zusammen. Und auch die Politik wird in Neuyork gemacht. Nicht in Washington. Und wer wüßte nicht, daß Neuyork die unamerikanischste Stadt der Vereinigten Staaten ist? Und was kann aus einer Konzentration kommen, die unamerikanisch ist?

Neuyork. Das ist eine Mammutstadt mit acht Millionen Einwohnern. „The greatest city in the world!" Ja, es ist die größte Stadt der Welt, sicherlich. Aber auch gleichzeitig die am meisten uneinheitliche, die am wenigsten nationale und die am stärksten kosmopolitische. Jüdische. Der Hexenkessel von Neuyork ist die Geburtsstätte alles dessen, was sich amerikanischen Aspekt gibt und doch so äußerst unamerikanisch

ist. Und was Neuyork sagt, das nimmt die Welt als „amerikanische“ Willensäußerung entgegen, nimmt es als typisch „amerikanisch“ zur Kenntnis. Und aus dieser Kenntnisnahme eines ganz verzerrten Bildes ergibt sich die schiefe Meinung, die Europa von Amerika hat. Europa hat sich daran gewöhnt, die Stimme Neuyorks als ebenso typisch amerikanisch anzuerkennen wie die Wolkenkratzer, die Cowboys und den Kaugummi. Alles das ist äußerlich. Auch Neuyork ist äußerlich. Wirkt überhaupt nur äußerlich. Neuyork hat keine Seele. Am allerwenigsten noch eine amerikanische Seele. Diese Stadt könnte genau so gut in Europa liegen, mit ihrer typischen Hafen- und Durchgangsatmosphäre. Mit der salzigen Luft des Kosmos, die durch die Schachbrettstraßen weht. Neuyork ist nicht einmal die Visitenkarte Amerikas. Boston, Philadelphia oder meinetwegen Richmond sind das viel eher. Oder Baltimore. Diese Städte haben amerikanischen Charakter (nicht nur in ihrem Äußeren, denn das hat Neuyork ja auch), sie sind irgendwie nationaler in ihrem ganzen Dasein, erinnern viel mehr an die frische Luft der alten, amerikanischen Freiheit, sind wesenvoller als jene Mammutsiedlung am Hudson. Und gerade Neuyork sieht man in Europa als den Schmelztiegel der amerikanischen Nation an. Nichts ist Neuyork aber weniger als das. In dieser Stadt — sie ist eigentlich gar keine Stadt, sondern eine Zusammengruppierung von verschiedenen, einander wesensfremden Städten — lebt die größte Ansammlung von Juden in der ganzen Welt. Mehr als zwei Millionen Juden. Die meisten davon arm und zerlumpt, damit zufrieden, zu vegetieren. Aber eine kleine Schicht dieser Rasse hat sich zu Herren über Amerika emporgeschwungen. Nicht äußerlich. O nein. Sie sitzen ganz „friedlich und bescheiden“ in ihren nicht immer sehr respektablen Kontoren und bemühen sich, nicht aufzufallen. Und doch konzentriert sich in diesen nicht ganz sauberen Händen die wirtschaftliche Macht des Landes. Gewiß genießen sie diese Herrschaft nicht exklusiv, sonderen teilen sie mit der gastgebenden Nation. Aber sie sitzen auf einer Wirtschaftswaage, die sich ständig auf ihre Seite neigt. Sie beherrschen das Geld- und Kreditwesen. Die Presse. Sie lassen die politischen Puppen tanzen. Schreien nach Aufrüstung, wenn Washington damit droht, ihnen die Flügel zu stutzen. Gebärden sich als besorgte Patrioten und denken dabei doch nur an ihren Geldbeutel.

Durch die Kontrolle des Kreditapparates besitzen sie den Schlüssel

zur gesamten nationalen Wirtschaft. Je nach Bedarf benutzen sie diesen Schlüssel dazu, eine Produktionstür zuzuschlagen, eine andere weit zu öffnen. Sie machen die Preise, unter deren bizarren Schwankungen der Farmer stöhnt. Aber sie berufen sich dabei auf das heilige, unantastbare Gesetz von Angebot und Nachfrage. Hat ein gütiges Geschick dem Lande eine gute Weizen- oder Baumwollernte beschert, so sorgt die in ihren Händen liegende Kontrolle über „Angebot und Nachfrage“ schon dafür, daß der Farmer und der Pflanzer nicht einen „zu hohen“ Preis bekommen. Obwohl Amerika es noch gar nicht weiß — und vielleicht auch nicht wissen will —, wer es wirtschaftlich bedrückt, so ist doch diese Bedrückung allgegenwärtig. Sie ist nicht nur jüdischer Provenienz. Es gibt ja auch unter den reinen Amerikanern genug Elemente, die „das Geschäft“ über das Interesse der Gesamtheit stellen. Und das ganze nervenzerreibende Hetzen und Hasten, das Jagen und Lärmen in Neuyork endet doch in wirtschaftlichem Totlauf. Da hetzen sich diese guten Neuyorker ab, jahraus, jahrein, dünken sich Gott weiß wie zufrieden, wenn sie ein kleines Holzhäuschen vor den Toren der Stadt besitzen, mit einem Chevrolet in der Garage und dem Radio in der guten Stube. Dann triumphiert jener Geist von „Main Street“, jener Sinclair-Lewissche Spießerstil, der verständnislos vor der großen Tradition Amerikas dasteht, als wäre es die Geschichte aus einem Land des Lächelns. Das heutige Amerika bestaunt die billigen Öldrucke, die man für ein paar Dollars bei Wanamakers oder Marshal Field kaufen kann, die den Übergang Washingtons über den Delaware darstellen. Es steht mit Interesse vor den Bildern Lincolns, Washingtons oder des Rauhreiter-Präsidenten. Und dünkt sich amerikanisch. Verspürt vielleicht auch etwas wie Stolz, solche Staatsmänner gehabt zu haben. Befriedigt blättern sie in den geschichtlichen Prachtwerken, schön gebunden und reich illustriert, die sich bemühen, der Nation zu erzählen, was einst gewesen ist. Was war. Aber das heutige Amerika lernt daraus nicht, daß es dem Beispiel seiner Vorfahren nacheifern müsse, sondern es liest daraus lediglich die Ermunterung, auf dem alten Wege weiterzugehen. Damit aus dem Chevrolet vielleicht eines Tages ein Cadillac werde. Und aus dem Holzhäuschen ein schmuckes Steinhaus.

Amerika ist so materialisiert, daß Neuyork es leicht hat, die Kontrolle in der Hand zu behalten. Neuyork hat ja auch den jüngsten Kampf gegen Roosevelt-Washington siegreich bestanden. Neuyork hat

schon andere Siege erfochten. Theodore Roosevelt war auch nicht von Pappe, und auch er hat sich Neuyork beugen müssen. Worin liegt denn aber diese geheimnisvolle Stärke Neuyorks? Wie kommt es, daß es stärker ist als alle seine Feinde? Ist nicht, streng genommen, das ganze Land sein Feind? Fünfundneunzig Prozent der Bevölkerung? Neuyork handelt, indem es Macht gegen Macht stellt. Seine konzentrierte Macht gegen die zerteilte Macht des Volkes. Und durch seine Konzentration siegt es. Es hat nicht nur die Wirtschaft vertrustet, auch die Politik. Die Wirtschaft Amerikas glaubt sich frei, und doch ist sie in die stärksten Fesseln geschlagen, die je eine nationale Wirtschaft drosselten. Die amerikanische Wirtschaft ist unfrei, weil sie sich nach dem Befehl einer verschwindend kleinen Minderheit richten muß. Befiehlt diese Minderheit: die Produktion ist zu verdoppeln, so wird die Produktion verdoppelt. Befiehlt sie umfangreiche Investierungen, weil sie eine gute Konjunktur wittert, so wird investiert. Befiehlt sie äußerste Zurückhaltung, so schleicht das wirtschaftliche Leben des Landes wie ein schleimiger, träger, ausgedörrter Wüstenfluß dahin. Die Befehlsgewalt der paar tausend Oligarchen ist so unbestritten, daß niemand mehr von ihr spricht. Das ist eine Eigenart der wirtschaftlichen Tyrannei, daß die Menschen sich an sie leichter gewöhnen als an die Beschneidung der politischen Form. Tastet man an ihre politische Form, so rebellieren sie, lehnen sich gegen sie auf, empfinden die Bedrückung viel stärker als im abhängigen Trott der wirtschaftlichen Unfreiheit. Die Träger der amerikanischen Wirtschaftsdiktatur waren keine schlechten Psychologen, und gerade diese psychologische Denkfähigkeit verhalf ihnen dazu, die Herrschaft über Amerika nicht nur zu erobern, sondern auch gegen jeden Angriff von Washington her zu schützen. Die Unfertigkeit Amerikas diente ihnen zum Sprungbrett, sie zu meistern nach ihrem Willen.

Die Wirtschaft ist für die amerikanische Nation der Inbegriff der Macht. Sie hat sich mit dieser Wirtschaft identifiziert, in einem Maße, wie es Europa unbekannt ist. Diese Wirtschaft gibt der Politik den Rahmen, innerhalb dessen sie sich zu bewegen hat. Kuba, die Philippinen, Südamerika, dann Europa, Ost- und Mittelasien, das waren die Etappen, die die Wirtschaft der Politik wies. Amerika suchte hier die wirtschaftliche Vorhand in der sicheren Annahme, daß dort, wo die Wirtschaft herrscht, auch die Politik ein Wort zu sagen hat. So wurde

die Monroe-Doktrin, die kontinentale Ausbreitungslehre des Amerikanismus, zu einer Weltexpansion auf der Grundlage des Internationalismus. Sie mußte dies werden, weil die Zügel der nationalen Wirtschaft in den Händen von Leuten lagen, die nicht amerikanisch dachten, sondern kosmopolitisch, die keine politischen oder ethnologischen Grenzen anerkannten, sondern nur dort Grenzen sahen, wo die wirtschaftliche Betätigung haltmachen mußte. Und diese Grenzen waren verschwommen, denn die Macht des konzentrierten Kapitals verwischte sie überall dort, wo es Betätigungsmöglichkeiten entdeckte. Ob chilenisches Kupfer, persisches Öl oder bolivianisches Zinn, das blieb der judo-amerikanischen Großwirtschaft gleich: sie bemächtigte sich ihrer durch die Expansionskraft des Kapitals, beutete Inland und Ausland in der gleichen Weise aus, nicht um damit einen legitimen Bedarf zu befriedigen, sondern um neues Kapital zu „machen", neue Macht anzuhäufen und neue politische Fäden in die Hand zu bekommen. Die Wirtschaft war so nicht mehr Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck, ein Selbstzweck dazu, der zur unbedingten Herrschaft strebte. Der spanisch-amerikanische Krieg wurde ebenso aus rein wirtschafts-expansionistischen Zielen vom Zaun gebrochen wie der Krieg gegen Mexiko. Und die Teilnahme am Weltkrieg ist nach den gleichen Motiven zu bewerten.

Im amerikanischen Volk haben sich immer Stimmen gemeldet, die vor der Knetung der Wirtschaft und der expansionistischen Tendenz dieser verjudeten Wirtschaft warnten. Die sagten, daß in dieser Tendenz eine Verleugnung des amerikanischen Ideals liege, daß diese Politik durch nichts in der Verfassung gerechtfertigt werde. Aber die Expansionisten behaupteten, daß sich das amerikanische Ideal mit der Zeit ändern müsse, daß auch die Verfassung nach Bedarf „freier" auszulegen sei. Mit anderen Worten: sie sagten, daß die amerikanische Verfassung nur dann Geltung haben dürfe, wenn es ihnen paßte. Diese Clique der Opportunitäts-„Amerikaner" hat stets die Oberhand behalten, hat immer den Widerstand derjenigen, die sich auf das Wesen des Amerikanismus beriefen, zu besiegen vermocht. Niemals hat sich in den Vereinigten Staaten eine Opposition gegen das herrschende Regime durchsetzen können, weil es ihr an Geschlossenheit und auch an Ernsthaftigkeit des Widerstandes fehlte. Amerika ist aus dem Taumel der kontinentalen Eroberung erst sehr spät erwacht, erst in einem Augenblick, als die Eroberung zur Herrschaft einer machtvollen Minderheit

geführt hatte, die, getreu den ererbten europäischen Traditionen, wußte, daß nur im Zusammenschluß Macht liegt. Macht und Autorität. Und gerade eine autoritätvolle Organisierung hat den Amerikanern stets gefehlt. Die einzigen, die sich einer solchen Organisierung bedienten, waren die Wirtschaftsoligarchen, während die Masse der Nation in der Organisierung eine Preisgabe der „freiheitlichen Grundrechte“ erblickte. So ist das, was sich in Amerika in den letzten Generationen abgespielt hat, nichts anderes als der Sieg der überspitzten organisierten Form gegen die unbegrenzte, unorganisierte und gleichfalls überspitzte Freiheit des einzelnen. Im wirtschaftlichen Amerika besteht ein Herrschaftstypus, der viel stärker zur Diktatur hinneigt als irgendeine antike Regierungsform im alten Europa. Dieser Wirtschaftstypus ist deshalb in seinen Auswirkungen auf die Nation so beengend, als dieser Typus ständig, tagtäglich und in der schärfsten Form in das Leben jedes einzelnen eingreift, und zwar eingreift in einer Weise, die ausschließlich von der ökonomischen Willkür einer kleinen Minderheit abhängt, während die nationale Organisation des Staates machtlos beiseite steht und auf den Gang der Dinge im günstigsten Fall nur einen sehr begrenzten Einfluß auszuüben imstande ist. Die „Wirtschaftslenkung“, wie wir sie in den Vereinigten Staaten antreffen, erfolgt nicht nach dem Grundsatz der breitesten Wirkung für die nationale Gemeinschaft, sondern nach dem des höchsten individuellen Profits. Die Fesseln, die der amerikanischen Wirtschaft von einer kleinen Minderheit angelegt worden sind, entsprechen also nicht den Notwendigkeiten des Volkswohlstandes, sondern dienen der weiteren Steigerung eines einseitigen, ungeheuren Reichtums, dessen Anwachsen nur auf Kosten der Gesamtnation erfolgen kann. Man kann wohl sagen, daß es kein anderes Wirtschaftssystem in der Welt gibt, das so absolut den demokratischen Prinzipien widerspricht, wie das amerikanische. Und — wir haben es schon gesehen — gerade weil dieses Wirtschaftssystem so auf das äußerste gegen das amerikanische Ideal verstößt, weil es in keiner Weise mit dem Willen der Nation parallel läuft, gerade deshalb mußte dieses System zu einer Spaltung führen, deren erste Folge nur der wirtschaftliche Niedergang bedeutete.

Das Amerika unserer Tage bietet kein geschlossenes Bild der elementaren Kraft mehr. Niemand kann mehr sagen, daß der amerikanische Freiheitsdrang Träger und Gestalter der amerikanischen Lebenskraft

ist. Amerika ist wirtschaftlich in die Ecke gedrückt, ist vor die Alternative gestellt, sich zu beschränken oder innerlich zu verbluten, nachdem der Angriff, den es auf die Weltwirtschaft machte, gescheitert ist. Es muß auf seine volklichen Reserven zurückgreifen, kann nicht mehr Expansion treiben, wenigstens keine Expansion mehr, die über den Rahmen der Monroe-Doktrin hinausgeht. Wenn Amerika diesen Rahmen abermals überschreiten sollte, wird es zu einer Gefahr für die Welt. Gerade ein Volk wie das amerikanische muß die Selbstbeschränkung erkennen, die ihm nottut. Aus den Erlebnissen der letzten zwanzig Jahre sollte es die Erfahrung schöpfen, daß die wahre Ursache seines wirtschaftlichen Niedergangs nicht bei der „Unfähigkeit anderer Völker" liegt, auch nicht bei dem Konkurrenzwillen dieser Völker, sondern ausschließlich bei ihm selbst. Bei seinem Vergessen des natürlichen Rahmens, der willkürlich und leichtfertig gesprengt wurde, um einem kleinen Haufen wirtschaftlicher Selbstherrscher Gelegenheit zu geben, ihre persönliche Macht noch weiter auszudehnen. Nicht die unbezahlten Kriegsschulden, nicht der mitteleuropäische Autarkiedrang und auch nicht der natürliche Wiederaufstieg entrechtet gewesener Nationen sind für den amerikanischen Niedergang haftbar zu machen, sondern die entgleiste amerikanische Wirtschaftsdiktatur, die ohne Resonanz im Volke war und stur auf ihr Ziel, die Steigerung ihrer egozentrischen Macht auf Kosten der Nation und der Umwelt, lossteuerte.

Wenn eine von einer individualistischen Minderheit manipulierte Nationalwirtschaft der Politik die Ziele diktiert, dann bedeutet dies nichts anderes, als der Politik eine Stoßrichtung zu geben, die ihr nicht zukommt und die ihr fremd ist. Welches Interesse könnte das amerikanische Volk daran haben, arabisches Öl auszubeuten und jeden Versuch eines anderen Volkes, das gleiche zu tun, als unfreundlichen Akt aufzufassen? Sind die amerikanischen Ölvorräte nicht die größten der Welt? Warum muß die amerikanische Großwirtschaft die Hand auf alles legen, obwohl der Nationalbedarf dies durchaus nicht verlangt? Müssen durch ein solches Vorwärtstreiben egozentrischer Wirtschaftswünsche nicht ständig neue Reibungsflächen entstehen, die unnatürlich sind? Ist denn etwa der amerikanische Binnenmarkt erschöpft? Oder droht er zu erschöpfen? Ist der Boden ausgepowert, sterben die Menschen aus, oder was ist? Warum dieser Drang in den Weltenraum, wo der eigene Raum so unermeßlich ist? Wo der eigene Raum noch so

ungeheuer viele Möglichkeiten der Entfaltung nationaler Energien bietet? Alle diese Fragen können wir jetzt beantworten. Es ist nicht schlechthin ein wirtschaftliches oder politisches Geltungsbedürfnis, wie es manchmal jungen Nationen eigen ist. Es ist mehr als das. Es ist eine Expansion aus reinem Machthunger, nicht etwa des Volkes, sondern der die Wirtschaft beherrschenden Judokraten, die die Fesseln lockern oder anziehen, je nachdem. Das wirtschaftliche Machtstreben ist immer dann, wenn es über den natürlichen Rahmen hinausgeht, das heißt, wenn es sich nicht mehr eine legitime Bedarfsdeckung zum Ziel setzt, destruktiv und voller Gefahren für das friedliche Zusammenleben der Menschheit. Die hundertdreißig Millionen Amerikaner sind auf die Welt lange nicht in demselben Maße angewiesen wie die achtzig Millionen Deutsche oder die Italiener auf ihrer kleinen Halbinsel. Die Amerikaner haben das bestversorgte Wirtschaftsgebiet der Welt in unmittelbarem Besitz. Brauchen aus ihrem Land gar nicht herauszugehen, um wertvollste Wirtschaftsgüter zu produzieren und zu verarbeiten. Sie haben nicht nur fast alle lebenswichtigen Rohstoffe, die der moderne Mensch braucht, sondern sie haben auch die Möglichkeit, diese Rohstoffe zu verarbeiten. Nur haben sie bei der Ausschöpfung dieser Möglichkeit den Bogen überspannt. Haben Verarbeitungsanlagen geschaffen, die für die Erzeugung des größten Teiles des Weltbedarfes genügen würden, die den Rahmen des Eigenkonsums um ein Vielfaches übersteigen. Als die Expansionskraft Amerikas noch elementar war, gelang es ihm, das krasse Mißverhältnis zwischen Produktion und Eigenkonsum durch ein lustig-optimistisches Reklamesystem auszugleichen: das Gleichgewicht der normalen Weltwirtschaft absorbierte die Schwingungen, die das Auftreten des amerikanischen Wirtschaftspartners brachte. Aber als die Normalität der Weltwirtschaft durch ein sinnvoll ausgedachtes Zerstörungsnetz aufgehoben und durch eine weltweit angestrebte Selbstgenügsamkeit ersetzt wurde, da brach die Krise mit solcher Wucht über das expansionistische Amerika herein, daß es vor dem Zusammenbruch zu stehen schien. Das „siegreiche" Amerika, das im Weltkrieg die Entscheidung gebracht hatte! Wen nimmt es wunder, daß dieses Endresultat einer judokratischen „Weltpolitik" das amerikanische Volk enttäuschte, entsetzte? Und einem Franklin D. Roosevelt in die Arme trieb?

Der Mentalitäts-Boom

Amerika befand sich nach dem Weltkrieg in einer ganz neuartigen Situation. War es vorher gleichberechtigter Teilhaber am Weltgeschehen gewesen, so war es nunmehr ein entscheidender Faktor in ihm. Weniger ein nationaler als ein wirtschaftlicher Faktor. Die Nation hatte von dieser Vorzugsstellung nichts. Sie arbeitete weiter für die Sonderinteressen der judo-plutokratischen Machtinhaber. Aber diese Machtinhaber kosteten „ihren" Sieg in vollen Zügen aus. Benutzten die wirtschaftliche Vorherrschaft der Nachkriegszeit zur politischen Untermauerung ihrer Stellung. Dann zur außenpolitischen Festigung der alten Fesseln, denen sie neue hinzufügten. Das Großkapital diktierte damit nicht nur in Amerika, sondern, von dort ausgehend, in fast der ganzen Welt, der ausgepowerten, ausgebluteten, nach Geld schreienden Welt. Wir kennen ja den Werdegang dieser hochkapitalistischen Machtpsychose, die Amerika die Rolle des Weltrichters zuerkannte, kennen ja auch das Fiasko dieser Politik der goldenen Fesseln, die dazu führte, daß die Gefesselten schwächer und immer schwächer wurden. Bis man die Fesseln etwas lockerte. Das war das „Zeitalter der Moratorien". Aber dem eigenen Volk gegenüber lockerte man sie nicht. Franklin Roosevelt schrieb zwar in seinen theoretischen Betrachtungen davon, behauptete, er „werde" die Unfreiheit seines Volkes beenden, aber es zeigte sich, wie wir sahen, in der Praxis sehr schnell, was die Nation von seinen Phrasen zu halten hatte.

Wie denkt das heutige Amerika? Denkt es anders als Europa? Oder hat es sich durch die enge Berührung mit Europa dessen Anschauungen genähert? Glaubt es sie zu verstehen, oder bemüht es sich wenigstens, sie zu verstehen? Alle diese Fragen können wir dahin beantworten, daß Amerika, das heißt das amerikanische Volk, langsam wieder anfängt, amerikanisch zu denken. Dieses Volk fühlt instinktiv, daß die enge Berührung mit Europa, das Einmischen in europäische Angelegenheiten, Amerika nichts Gutes eingebracht hat. Daß es in Zusammenhänge geriet, mit denen es nichts zu tun hatte. Das amerikanische Denken ist exklusiv, kompromißlos, und gerade weil es so ist, war die Vermischung mit andersgearteten Denkrichtungen — ganz gleich ob bejahend oder nicht — ein Fehler. Amerika hat sich mit der jüdischen Denkweise identifiziert, hat sich von dieser Denkweise ins Schlepptau nehmen

lassen, ließ sich von ihr in einen Krieg hineinzerren, der es nichts anging. Und heute wieder, wie vor zwanzig Jahren, folgt es der judokratischen Formel, indem es die größten europäischen Völker diffamiert, nur deshalb, weil seine Judokraten es so wollen. Europa denkt seinem innersten Wesen nach dynamisch, evolutionär, und gerade aus dieser Dynamik heraus entstand der deutsche und italienische Abwehrkampf gegen eine fremde, aussaugerische Rasse, die sich hier wie überall eingenistet hatte. Amerika aber denkt statisch, revolutionär. Die revolutionäre Kraft hat den amerikanischen Kontinent erschlossen und erst die enge Berührung mit dem judokratischen Element hat Amerika auf den Weg der expansiven Dynamik geführt. Dieser fremde Geist machte aus dem Amerikanismus eine leere, etwas angestaubte Formel, ersetzte ihn durch die Konkrezität des individuellen Materialismus. Es ist wahr, Amerika konnte nicht unbeweglich bleiben, weil ihm die menschlichen Kräfte zur Statik fehlten. So ließ es sich von der Opportunität verlocken, viel Wasser in den Wein des Amerikanismus zu tun, ihn dermaßen zu verwässern, daß er unkenntlich wurde. Amerika ließ sich sagen, daß das Zentrum der Welt Europa sei. Und das wurmte es. Stachelte seinen Oppositionswillen auf. Ließ es nicht zur Ruhe kommen, bis dieses Europa „gedemütigt" sei.

Was war und was ist Europa in den Augen Amerikas? Ein Kontinent, über den man sich erhaben dünkte. Dem man zwar die amerikanische Völkerwanderung verdankte, vielleicht auch eine gewisse finanzielle und kulturelle Befruchtung, aber was war das alles schon im Vergleich zu dem, was Amerika Europa gebracht hatte? War die Französische Revolution etwa in Frankreich entstanden? Hatte Amerika nicht vielmehr die Stichworte zu ihr gegeben? War Amerika nicht das erste Land, das sich eine freie Konstitution gab? Und war es nicht Amerika, das den Europäern Reichtum brachte, wo Europa nichts als Armut und Begrenztheit zu bieten vermocht hatte? War das in Amerika besiegte Spanien nicht auch ein Stück Europa? Nicht auch England, das man aus dem amerikanischen Lande vertrieben hatte? Und war Deutschland, die stärkste Militärmacht der Welt, nicht von Amerika geschlagen worden, als Europas Kräfte hierzu nicht ausreichten? War man nicht im übrigen Gläubiger der Welt?

Was ist Europa? Der Durchschnittsamerikaner denkt, es ist ein Kontinent voller Tücken, denn er weiß von Europa so gut wie nichts.

Für ihn ist Europa — vielleicht mit Ausnahme von England — ein sightseeing continent, ein touristisch-malerischer Kontinent mit interessanten Kirchen, abwechslungsreicher Szenerie und einem drolligen Sprachgewirr. Dieser Durchschnittsamerikaner weiß nichts von Europas weltgeschichtlicher Stellung, er beurteilt die Europäer nach dem Grade ihrer motorischen Entwicklung. Die oberflächliche Äußerlichkeit, mit der das materialisierte Amerika Europa beurteilt — umgekehrt ist es aber nicht viel anders —, hat bewirkt, daß die wahre Stellung Europas in den Vereinigten Staaten verkannt wurde. Diese hochgradige Veräußerlichung, die den Besitz eines Packard über den einer hochwertigen Bildung stellt, die alles nach dem Geldbesitz ausrichtet, die alles Europäische unter touristischem Gesichtswinkel betrachtet, war — und ist — auch einer der Gründe, warum die beiden Kontinente einander geistig nicht näherkommen. Es ist erstaunlich, wenn man bedenkt, daß neun Zehntel der heutigen amerikanischen Bevölkerung europäischen Ursprungs sind, daß trotzdem zwischen ihr und Europa eine tiefe und breite Kluft des Nichtverstehens liegt. Daß es so ist, beweist die Verzerrung, mit der die vitalsten europäischen Lebensfragen in Amerika betrachtet werden. Diese Verzerrung ist nicht etwa ein Ergebnis der Oppositionsstellung gegenüber Europa, sondern vielmehr das Resultat der weitgehenden Materialisierung des amerikanischen Volkes. Amerika ist materiell Europa gegenüber fraglos im Vorteil, weil es keine trennenden Grenzen kennt, die seinen natürlichen Reichtum beengen und zersplittern. Das „alte“ Amerika des vorigen Jahrhunderts hatte den natürlichen Hang zur Exklusivität, zur wirtschaftlichen und politischen Ausschließlichkeit. Diese Tendenz war gesund, solange sie auf den amerikanischen Gesamtkontinent beschränkt blieb, das heißt, solange Amerika die nationale Aufgabe darin sah, amerikanisch zu denken und zu handeln. Als es aber dazu überging, in Verfolg einer aufgeblähten und expansionistischen Wirtschaft kosmopolitischen Einfluß auszuüben, geriet es mit der Umwelt in Konflikt. Und aus diesem Konflikt ergab sich für Amerika die Lehre, daß nur in der Abkehr vom europäischen Lebenskreis eine Chance für Amerika liegt, sein verlorenes Gleichgewicht zurückzugewinnen. Man nennt diese Abkehr den isolationistischen Kurs. Und doch ist es nichts anderes als die Rückkehr zur Selbstbesinnung und Selbstbeschränkung, zu den Prinzipien des Amerikanismus, die das Fundament des amerikanischen Staates bilden.

Aber die Motive, aus denen heraus Amerika zur Isolierung zurückfindet, sind nicht gleichgültig. Amerika darf seine naturgegebene Isolierung nicht als Schmollwinkel betrachten, nicht als Zufluchtsort aus dem Wirrnis europäischer Enttäuschungen, sondern es muß in ihr die Quelle seiner natürlichen Kraft sehen. Man mag diese Isolierung als Selbstgenügsamkeit bezeichnen, als die natürliche Auswirkungsmöglichkeit der amerikanischen Aktivität. Denn in dem Augenblick, in dem Amerika daranging, seine Rohstoffe in stets ansteigendem Maße zu verarbeiten und mit diesen Verarbeitungsprodukten die Umwelt zu überschwemmen, legte es den Keim zu Verwicklungen und Zusammenstößen mit dieser Umwelt. Amerika glaubte, gegenüber Europa seinen Vorteil, Rohstoffe und Verarbeitung in seinen Grenzen zu haben, ausnützen zu müssen. Während Europa seine zur Verarbeitung notwendigen Rohstoffe einführen muß, also im wesentlichen von der Verarbeitung lebt, betreibt Amerika in größtem Maße Produktion und Verarbeitung. Das war — und ist — der wirtschaftliche Vorsprung, den Amerika gegenüber Europa hat, ein Vorsprung, der durch die staatliche Einheitlichkeit gegenüber der europäischen Zersplitterung um so mehr ins Gewicht fallen mußte. Durch den jungamerikanischen Optimismus und die Unbeschwertheit mit Traditionen oder Erfahrungskomplexen wurde dieser Vorsprung zunächst noch vergrößert, die Spannung gegenüber der europäischen Welt weiter verschärft.

Die amerikanische Mentalität, wie sie sich etwa seit Beendigung des Bürgerkrieges geformt hat, sah in Produktion und Konsum nur einen Teil des nationalen Wirtschaftsprogrammes, dessen Hauptteil aber immer mehr und mehr in der Verarbeitung bestand. Unter der Führung einer machtkonzentrischen Wirtschaftsorganisation wurde der Verarbeitungsprozeß immer stärker auf Kosten des Produktionsprozesses ausgebaut. Der Vorstoß in die Welt brachte damit Rohstoffe und Verarbeitungsprodukte, letztere in einem Maße, das die alten Verarbeitungsländer an die Wand zu drücken drohte. Durch die Vereinigung von Produktion und Verarbeitung auf amerikanischem Boden entstand eine wirtschaftliche Unabhängigkeit, die mit anwachsender Wirtschaftskraft zur Expansion wurde. Und hieraus wiederum ergab sich für Amerika der Geist der wirtschaftlichen Überlegenheit, der auf Europa geringschätzig herabblickte. Denn Europa konnte ja nur leben, wenn es von außen her die notwendigen Rohstoffe erhielt, um ver-

arbeiten zu können. Das amerikanische Gefühl der Überlegenheit ist also in erster Linie wirtschaftlich bedingt, wie ja überhaupt das wirtschaftliche Denken und Fühlen für die heutige amerikanische Mentalität bestimmend ist. Amerika weiß und fühlt, daß es kulturell Europa unterlegen ist, und aus diesem Gefühl der kulturellen Minderwertigkeit leitet es wiederum die Notwendigkeit ab, desto stärker die materielle Überlegenheit zu betonen. Amerika, festgefahren in dem einseitigen Gleise des Materialismus, hängt an diesem mit einer Zähigkeit, die Europa nicht versteht, ausgenommen vielleicht England, das ja auch durch die Verwässerung mit ethnologisch jünglinghaften Dominien dem Materialismus Konzessionen machen mußte. Die in der Politik unserer Tage zu beobachtende Wesensverwandtheit zwischen England und Amerika ist nicht zufällig oder etwa ein Produkt der Politik, sondern sie ist das logische Ergebnis einer wenn auch nicht gleichlaufenden, so doch verwandten Karriere. Aber in England mischen sich Tradition, Kultur und Geschäftsgeist zu einer originalen Mischung, die wir als „typisch englisch" zu bezeichnen pflegen. Aber dieses „typisch Englische" ist bedingt und stark beeinflußt durch die Existenz der Dominien, die Amerika in der Mentalität zum Teil näherstehen als dem Mutterland. Kanada ist nicht nur in seinem Aspekt amerikanisch, sondern auch in der Mentalität, und Australien gibt seinem Leben einen mehr als nur äußerlich betonten amerikanischen Anstrich. Wir können daraus folgern, daß das Angelsachsentum als solches einen viel weniger starken Einfluß auf die Mentalität der englisch sprechenden Völker ausübt als der amerikanisierte Materialismus in seiner formell demokratischen Gestalt.

Die amerikanische Mentalität ist das Produkt kommerziellen Erfolges. Eines Erfolges, den die übrige Welt einst anerkennen mußte. Diese Mentalität ist nicht nachzumachen. Sie wurzelt weder im nationalen Boden, noch in der Tradition, noch in der Stärke der Geschichte, noch in der Gemeinsamkeit des nationalen Lebens. Die Kraft des Schmelztiegels sorgte nur für Firnis, der Rest ist kaufmännischer Stolz. Amerika ist stolz darauf, daß es ihm gelungen ist, in einem lächerlich kurzen Jahrhundert den ersten Rang zwischen den Völkern der Erde einzunehmen, nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch. Ein großer Teil des amerikanischen Nationalempfindens besteht aus Stolz auf diese Leistung. Und doch ist dieser Stolz nicht ganz echt, nicht

ganz amerikanisch, denn ein gut Teil dessen, was man erreicht hat, ist unamerikanisch, ist das etwas verschobene Abbild europäischer Vorlagen. Amerika wäre nichts geworden ohne die Hilfe der europäischen Menschen, der europäischen Dynamik; es wäre wirtschaftlich steckengeblieben, wie es politisch steckengeblieben ist, in demselben Augenblick, in dem es die europäische Zielsetzung als die seine betrachtete. Amerika ist halt ein neuer Kontinent, die Heimat eines neukonstruierten Volkes. Amerika ist in seiner elementaren Kraft vielleicht mit Japan zu vergleichen, das auch aus sich heraus eine Weltmachtstellung erstrebte und errang. Nur ging Japan ganz andere Wege, mußte sie ja gehen, weil es arm war. Es mußte sich also einen reichen Rückhalt verschaffen, der ihm als Lebensraum dienen sollte. Das war China. Aber Europa durfte für Amerika niemals etwas Ähnliches bedeuten wie China Japan. Europa war der Ausgangspunkt der amerikanischen Kraft, während umgekehrt Japan es ist — oder sein wird —, das China mit Kraft erfüllen wird, wenn der Anschluß des Riesenreiches an den japanischen Raum vollzogen ist. Und das ist ja nur eine Frage der Zeit, kurzer Zeit sogar nur, dann wird der großmongolische Wirtschaftsraum vollendete Tatsache sein.

Amerika hat die Dynamik Europas unterschätzt. Es hat geglaubt, Europa sei alt, verkalkt. Hierin hat sich Amerika getäuscht. Die nationalen Bewegungen in Deutschland, Italien, Ungarn, Jugoslawien, Spanien müssen Amerika dahin belehren, daß Europa an einem Wendepunkt seiner Geschichte steht, daß es einen neuen Abschnitt in seinem nationalen Zusammenleben beginnt. Diese Erkenntnis ist für Amerika bitter, bedeutet sie doch nichts anderes, als daß die wirtschaftliche Vormacht Amerikas, soweit Europa davon betroffen war, aufhören wird zu bestehen. Europa ist nicht mehr der touristisch interessante Kontinent, in dem man sich um mehr oder weniger abgestandene Thesen streitet. Europa, das heutige Europa, kämpft um seine Wiederbefreiung, seinen Wiederaufstieg zu der Weltbedeutung, die diesem Kontinent zukommt. Von Europa gingen strahlenförmig die Linien aus, die alle Kontinente nacheinander in seinen Bann zogen, Amerika nicht ausgenommen. Europa hat noch eine Rolle zu spielen, eine Rolle in der Welt, wie sie Amerika versagt ist. Amerika kennt die Weiten, aber auch die Grenzen der Monroe-Doktrin; es kennt die Gefährlichkeit einer Einmischung in die Rechte des älteren und bedeutenderen Erdteiles.

Es wird diese Rechte respektieren müssen, wenn es eine ähnliche Enttäuschung vermeiden will, wie es sie in den Nachkriegsjahren immer wieder erleben mußte. Amerika ist letzten Endes nichts anderes als ein Erdteil wie die anderen, nur mit dem Unterschied seines ungeheuren Reichtums und seiner großen Volkszahl. Australien, Südafrika, Großmongolien werden eine ähnliche Bedeutung erlangen können wie Amerika, wenn sie es vermögen, Bevölkerungskraft und wirtschaftliche Entwicklung einander anzupassen. Aber keiner dieser Kontinente wird jemals an die Bedeutung Europas heranreichen, desjenigen Europa, dessen Mission es gewesen ist und noch ist, Zentrum der Welt zu sein, das heißt ihr weltanschaulicher, kultureller, politischer und sozialer Mittelpunkt. Europa ist der Zentralkontinent, die übrigen, Amerika, Asien, Australien und Afrika, nur Randkontinente, zwar von größter Bedeutung und weltwirtschaftlicher Wichtigkeit, aber ohne die Dynamik Europas. Und auf diese Dynamik kommt es entscheidend an. Es ist diese unerschöpfliche Dynamik gewesen, die Europa die schwersten Krisen fast spurlos überwinden ließ, die bewirkte, daß es aus jeder Krise nur um so stärker hervorging. Beweist nicht der Wiederaufstieg der am tiefsten gedemütigt gewesenen europäischen Staaten, beweist nicht aber auch das Ringen um Erkenntnis in Frankreich und in England den Willen dieses ewigen Kontinents, seine Macht aufrechtzuerhalten und auszudehnen? In keinem Erdteil ist die Vielgestaltigkeit der kulturellen, sozialen und weltanschaulichen Erkenntnisse so groß wie in Europa. Europa ist nie einseitig gewesen, hat sich nie um brennende Probleme gedrückt, hat die nationale Einheitsidee ebenso geschaffen wie die Grundlagen der Weltkultur, die Amerika nur kopierte. Europa hat aber auch die besten Ideen geboren, die Amerika nicht einmal begreift.

Amerika hat heute noch von Europa viel zu lernen. Es hat insbesondere noch zu lernen, ausgeglichener den Dingen des politischen Miteinanderlebens gegenüberzutreten. Es hat zu lernen, die Grenzen zu erkennen, bis zu denen ein junges, emporstrebendes und erfahrungsarmes Volk zu gehen hat. Amerika ist in manchen Dingen klüger gewesen als Europa; in manchen Dingen hat es größere Einsicht bewiesen, größere Folgerichtigkeit und größere Klarheit. Das konnte und mußte so sein, weil Amerika unbeschwert seinen Weg ging, ohne den Ballast einer zweitausendjährigen Geschichte, die manches Nieder-

drückende und Hemmende für Europa enthielt. Amerika, der unbeschwerte Kontinent, hatte es wahrlich in manchen Dingen „besser" als Europa, als die ganze Welt. Es kannte keine Hindernisse auf seinem Weg, und diejenigen, die ihm doch entgegenstanden, beseitigte es mit dem Ungestüm der Jugend. Das konnte Europa nicht, und doch ist es stärker. Europa wird noch leben und herrschen, wenn alle anderen Kontinente den Weg der Mittelmäßigkeit gegangen sind. Europa verjüngt sich stets aus sich selbst heraus, Amerika bedarf hierzu des Impulses von außen. Das Weise an der Monroe-Doktrin war, daß sie klar erkannte, daß Amerika seine Grenzen achten muß, sie nicht überschreiten darf, sie aber auch auf der anderen Seite gegen fremde Beeinflussung schützen muß. Der Monroe-Doktrin liegt die Wahrheit zugrunde, daß jedes Volk seine eigenen Güter zu wahren hat, ohne nach anderen zu greifen. So ist diese Doktrin in Wahrheit die erste pazifistische Formel gewesen, die Amerika sich gegeben hat, trotz ihres machtausdehnenden Rahmens. Hätte es sich an diese Formel stets gehalten, anstatt der These des individualistischen Größenwahns zu huldigen, so stünde heute Amerika nicht vor turmhohen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten. Man hat die These „Amerika den Amerikanern!" stets fälschlicherweise dahin ausgelegt, daß sie besage, Amerika müsse sich diesen ganzen Kontinent von Alaska bis hinunter nach Feuerland tributär machen. Das ist nicht der wesentliche Inhalt des Amerikanismus. Er soll nicht dem europäischen Block einen amerikanischen entgegenstellen, soll nicht zur Expansion ermuntern, sondern soll lediglich die Garantie der Befreiung von fremder Bevormundung schaffen. Nichts anderes. Ein solches Ziel entspricht dem amerikanischen Ideal, wie es in der Verfassung und in der Monroe-Lehre enthalten war.

Die Mentalität Amerikas hat unter der Herrschaft des Expansionismus viel gelitten. Die Denkweise eines ganzen Volkes wurde durch diese materialistische Expansion revolutioniert. Amerika wollte von Europa ursprünglich nichts anderes, als in Ruhe gelassen zu werden. Dieser Wunsch zieht sich wie ein roter Faden durch die amerikanische Geschichte. Amerika darf aber diese angestrebte Ruhe nicht mit einer von ihm selbst aufoktroyierten Vorherrschaft identifizieren, die Europa dahin bringen sollte, auf das amerikanische Kommando zu reagieren. Die Dynamik Europas braucht die Vereinigten Staaten nicht, auch nicht

wirtschaftlich. Es ist ja gerade diese Erfahrung, daß Europa sich wirtschaftlich von Amerika losgesagt hat, die Amerika jetzt vor den Ruin stellte. Europa wird ohne den amerikanischen Weizen, ohne das amerikanische Petroleum, ohne seine Baumwolle und seine Fertigwaren auskommen und leben können, weil es genug Reserven hat, aus denen es schöpfen kann. Amerika aber hat keine solchen Reserven. Amerika muß verkaufen, oder es verelendet. Das ist der Sieg Europas über Amerika! Dieses junge Volk hat alles, was es besaß, in einer Produktion investiert, die Europa ihm abkaufen sollte. Amerika prosperierte, das wissen wir, solange Europa durch diese Rechnung keinen Strich machte. Damit ist nicht Europa abhängig geworden, sondern Amerika. Damit hat sich das Bild völlig gewandelt. Indem Amerika seine wirtschaftliche Kraft überspannte, sich ganz auf Europa verließ, begab es sich in direkte Abhängigkeit von diesem. Es hatte dessen produktorische Kraft unterschätzt, hatte geglaubt, die Zeiten der Kriegs- und Nachkriegskonjunktur müßten ewig fortdauern, Europa habe sich wirtschaftlich verausgabt, sei auf Amerika angewiesen. Das Erwachen aus diesem Traum war für die amerikanische Mentalität ein Schock. Der Stolz auf die erreichte Wirtschaftsvormacht wurde verdrängt durch die Besorgnis vor einer wirtschaftlichen Niederlage größten Stiles, durch die Angst vor diesem evolutionären Europa, das jetzt einfach tat, als habe es nie einen Weltkrieg gegeben. Das konnte Amerika nicht fassen. Es vermochte dieses Europa nicht zu durchschauen, nicht einmal in den wichtigsten Motiven zu begreifen. Der festgefahrene materialistische Geist, wie er methodisch gezüchtet worden war, brachte kein Verständnis für die neuen europäischen Ideale auf, vermochte nicht zu begreifen, wie ein Siebzig-Millionen-Volk, das eben noch besiegt am Boden gelegen hatte, sich wieder aufrichtete und stärker dastand als je zuvor. Er konnte auch nicht begreifen, daß das touristisch so malerische Italien unter der Führung eines Mannes aus dem Volke den Marsch in die Welt antrat. Das alles war für den modernen amerikanischen Geist unfaßbar. Und ist es noch heute.

Für dieses materialisierte Amerika wurde Europa damit ein Kontinent, der voll Hexerei war. Und dieses ratlose Verblüfftsein über das neue Europa wurde noch verbittert durch die schlechten Erfahrungen, die man auf finanziellem Gebiet mit dem alliierten Europa gemacht hatte. Selbst dieses Europa, das allen Grund haben sollte, Amerika

dankbar zu sein, selbst dieses Europa löste sich allmählich von der amerikanischen Bevormundung, zahlte seine Schulden nicht zurück und ging sogar dazu über, mit dem autoritären Europa zu paktieren. Und zur gleichen Zeit duldete es, daß Asien von Japan unterjocht wurde, ohne nur das Geringste dagegen zu unternehmen! Wahrlich, Amerika hätte nie mehr Grund gehabt als jetzt, sich der Monroe-Doktrin zu erinnern sowie der Ziele, die von dieser Doktrin aufgestellt worden waren. Die äußere Entwicklung kam ihm dabei zu Hilfe. Amerika hatte von seiner Teilnahme an der Weltherrschaft nichts als Enttäuschungen erlebt, hatte auf eine Entwicklung gebaut, die, wie es 1914 schien, den Niedergang Europas herbeiführen mußte. Aber da regte sich die dynamische Kraft dieses Erdteiles und machte sich daran, aus dem Niedergang Europas seinen Aufstieg zu entwickeln. Die Amerikaner sind niemals ein meditatives Volk gewesen. Zur Nachdenklichkeit ließ ihnen die stürmische Entwicklung ihres Kontinents keine Zeit. Stets waren es „konkrete" Fragen, die sie beschäftigten, die fast immer die Routine der geschäftlichen Regsamkeit betrafen. Das amerikanische Volk hatte es sich schon lange abgewöhnt — oder, besser gesagt, abgewöhnen lassen —, über weltanschauliche Fragen ernsthaft nachzudenken. Es begnügte sich damit, „die freiheitlichste Verfassung der Welt" zu besitzen. Darüber, daß diese Verfassung im nationalen Leben aber schon lange keine Rolle mehr spielte, daß ihre Artikel längst durch die Geschäftsordnung der oligarchischen Wirtschaftsdiktatur verdrängt worden waren, darüber gab sich das amerikanische Volk keine Rechenschaft mehr, am wenigsten noch dann, wenn eine Welle von Prosperität das Land und jeden einzelnen emporhob, um ihn nachher wieder zurückzuschleudern.

Mit einem Wort: die amerikanische Mentalität formte und bildete sich konform mit der gleichlaufenden Wirtschaftsemanzipation, wurde von ihr mehr und mehr abhängig und schließlich völlig beherrscht. So nur konnte es kommen, daß ein so kluges, intelligentes Volk wie das amerikanische den ungeheuren Fehler machen konnte, an den Niedergang Europas auch nur einen Augenblick zu glauben und auf diesem Glauben die eigene Expansion aufzubauen. Das mußte ein jämmerliches Kartenhaus werden, ohne jede reale Grundlage und ohne jede Aussicht, den ersten Sturm zu überdauern. Amerikas Mission bestand — und besteht — in der gleichberechtigten Mitarbeit im Welt-

geschehen, nicht in seiner Bestimmung. John Quincy Adams und James Monroe haben dies schon vor mehr als hundert Jahren erkannt. Sie sahen die Gefahren der Spekulation auf Europas Niedergang, und gerade weil sie sie sahen, warnten sie vor dieser Spekulation. Sie wiesen Amerika den Weg nach Amerika, nicht nach Europa und nicht in die Welt, wollten damit einen Zusammenstoß verhindern, bei dem Amerika nicht gewinnen konnte, sondern nur verlieren, seine Unabhängigkeit und seinen Glauben an sich selbst. Und beides hat das heutige Amerika verloren. Es ist abhängig von der wirtschaftlichen Aufnahmewilligkeit der europäischen Welt, von ihrer Gunst. Und der Glaube an sich selbst ist mit dem wirtschaftlichen Zusammenbruch den Weg alles Irdischen gegangen, weil dieser Glaube kein seelischer mehr war, sondern ein rein materieller, spekulativer. Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, so könnte man die heutige amerikanische Seele skizzieren. Sie schwankt zwischen Gegensätzlichkeiten hin und her, läßt die innere Ausgeglichenheit eines wahrhaft großen Volkes vermissen, eines Volkes, das Widerwärtigkeiten ebenso gelassen zu ertragen weiß wie eine Serie von „Prosperities“. Wahrlich, man kann sagen: der größte Feind Amerikas, seiner Seele und seines Ideals, ist die Prosperity, denn diese ist es, die das Volk wieder enger an das oligarchische System ankettet. Amerika hat in seiner Geschichte die große Prüfung gefehlt, es hat zu schnell gesiegt, zu wenig ernsthafte Widerstände auf seinem Vormarsch gefunden. Das alte amerikanische Geschlecht war durch die harte Schule der Eroberung gegangen, hatte die gefahrvolle Neuigkeit des Kontinents zu besiegen; es war in dieser Schule hart geworden und widerstandsfähig. Das neue Geschlecht aber, das die nationale Freiheit und Sicherheit als etwas Selbstverständliches geerbt hatte, verweichlichte im Streben nach Prosperity. Und diese Weichheit des heutigen Amerika, seine jungfernhafte Scheu vor fremden Dingen, seine Einseitigkeit und seine mangelnde Schulung im Existenzkampf der Weltnationen: das ist der Grund für die fast infantile Fremdartigkeit, die wir Europäer im Umgang mit Amerika verspüren, die von Amerika ausgeht und in Europa nicht begriffen wird und nicht begriffen werden kann. Europa ist ein viel härterer Kontinent als Amerika, ein viel weniger sentimentaler und träumerischer, obwohl äußerlich uns auch der heutige Amerikaner als ein sehr sachlicher business-man

erscheinen mag. Die äußerliche Sachlichkeit darf uns aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß das heutige Amerika der romantisch-träumerische Kontinent par excellence ist, der sich wie ein Kind in den Schmollwinkel zurückzieht, wenn ihm die Umwelt zu fremd erscheint. Und zu gefahrvoll. Das heutige Amerika hat nicht mehr viel Kämpferisches. Der aktive Pazifismus der Monroe-Doktrin ist einer passiven Einstellung zur Welt gewichen, die nur da zur Aktivität wird, wo materielle Fragen auf dem Spiel stehen. Der kalt-berechnende businessman, den wir so gern als amerikanischen „Typ" ansehen, trägt in seinem Innern eine Ängstlichkeit vor politischen Verpflichtungen, die uns vielleicht komisch anmutet. Sie verliert ihren komischen Anstrich aber dann, wenn wir bedenken, daß das amerikanische Volk bewußt entpolitisiert wurde, daß an die Stelle der politischen Stärke die ökonomische Tragik trat, die aus den Amerikanern ein antipolitisches Volk werden ließ, das sogar in seinem eigenen Hause keine Zeit und wenig Neigung für Politik hatte.

Das, was uns Europäer wohl am fremdartigsten an Amerika berührt, ist die Unbeschwertheit in seinen Handlungen, die Plötzlichkeit seiner Entschließungen und die Unkompliziertheit seiner Motive. In der letzteren liegt aber wohl gerade eine der größten Gefahren für Amerika, die darin besteht, daß es die weltpolitischen Zusammenhänge allzu leicht als „logisch" anzusehen geneigt ist. „Logisch" war auch für Amerika sein Eintritt in den Weltkrieg, „logisch" auch sein Glaube, daß Europa von seinem hohen Sockel herabsteigen und daß Amerika „logischerweise" die Nachfolge antreten werde. Aus dieser zusammengeballten „Logik" aber erwuchsen für Amerika die größten inneren Schwierigkeiten, die es nur meistern zu können glaubte, indem es eine „logische" Reform durchzuführen gedachte. Daß diese Reform sich in wirtschaftlichen Experimenten erschöpfte, ohne etwas Großes zu leisten, beweist uns die klägliche Laufbahn des New Deal. Logisch ist aber immer nur der natürliche Ablauf von Tatsachen und ihre Fortbildung, die in sich selbst den Keim zur Weiterentwicklung tragen. Logisch war nicht der amerikanische Expansionsdrang, weil er notwendigerweise mit anderen Rechtssphären in Kollision kommen mußte. Logisch war — und ist — einzig und allein die Selbstbeschränkung Amerikas auf den amerikanischen Raum, wobei es offen bleiben mag, ob man Südamerika zu diesem Raum zählen will oder nicht. Aber selbst wenn man dies tut, wenn

man Südamerika als den Ergänzungskontinent des Nordens ansieht, selbst dann noch ist das Prinzip der Selbstbeschränkung gewahrt, weil hier nur wenig Kollisionsmöglichkeiten bestehen und der Rahmen der Monroe-Doktrin nicht überschritten wird. Jeder amerikanische Vorstoß in den übrigen Weltenraum aber wird und muß zu negativen Folgen führen, nicht nur aus Gründen der konkurrierenden Machtpolitik, sondern auch wegen der fehlenden inneren Berechtigung.

Man pflegt zu sagen, daß die Welt aufgeteilt sei. Das ist richtig und doch wieder nicht richtig. Richtig ist es insofern, als die politischen Machtsphären gegeneinander abgegrenzt scheinen, unrichtig aber, wenn man damit das Prinzip der machtpolitischen Ausschließlichkeit meint. Machtpolitik ist das Produkt der inneren Dynamik, nicht eine Modefrage, die jede Nation, die auf ihr Prestige achtet, „mitmachen" muß. Amerika hat versucht, Machtpolitik zu treiben: sie ist gescheitert, nicht weil der potente Rückhalt fehlte, sondern weil die natürlichen Interessen der Nation sich diesem Ziel versagten. Man kann mit Schlachtschiffen, Tanks und Bombengeschwadern gewaltmäßig etwas durchsetzen, was mit friedlichen Mitteln allein nicht möglich ist. Und doch sind die Schlachtschiffe, die Bombengeschwader und die Tanks nichts anderes als nur die Ergänzung nicht-gewaltsamer Methoden, die die Durchsetzung einer Idee zum Zweck haben. Die italienische Eroberung Abessiniens mußte gelingen, weil hinter den Kampfwagen die Idee stand, die Idee, ein großes Volk aus der räumlichen Enge herauszuführen, es einer Mission zuzuführen, für die es da ist. Auch die Entschlossenheit, mit der der Führer an die Lösung der österreichischen und sudetendeutschen Frage heranging, mußte zum Ziel führen, weil dahinter die große Idee stand, die die Wirksamkeit der militärischen Macht vervielfachte. Und aus dem gleichen Grunde mußte der ungeheure Machtaufwand des Weltkrieges umsonst sein, weil ihm eine einheitliche Idee fehlte, mußte auch die amerikanische Beteiligung an ihm im Leerlauf enden. Die Aufteilung der Welt, so wie sie heute besteht, beruht auf drei Ideenkreisen: der englischen Empire-Idee, der französischen Prestige-Idee und der japanischen großmongolischen Idee. In diesen Sperrkreis der Ideen zwängte sich der amerikanische Expansionismus ein. Während Deutschland und Italien sich anschicken, den Staatsideen Englands, Frankreichs und Japans die Volksidee gleichzusetzen, und auf Grund dieser Volks-

idee damit beginnen, die Einseitigkeit der hauptsächlich westlichen Staatsidee zu brechen, zieht sich Amerika in seinen eigenen Sperrkreis zurück, hinter die Mauern der Monroe-Doktrin, die wie ein Schutzwall um die amerikanische Macht liegen. Amerika hat das Fehlen einer einheitlichen Idee mit dem Verlust seines Vorstoßes in den Weltenraum bezahlen müssen. Da, wo andere (europäische und asiatische) Völker Erfolg haben, versagt Amerika, mußte versagen, weil es die einseitig von der minoritären Wirtschaft getragene Machtexpansion zum ausschließlichen Selbstzweck erhob. Selbstzweck aber im Leben der Völker ist immer und ewig nur ihr angemessenes Daseinsrecht, und dieses Daseinsrecht erstreckt sich, soweit Amerika darauf fußen kann, auf den amerikanischen Raum, nicht auf den Weltraum. Nur dann, wenn man dies erkennt, gewinnt man den richtigen Maßstab für die wahre Bedeutung der Monroe-Doktrin, dieses amerikanischen Glaubensbekenntnisses, das in der Seele des Volkes wurzelt. Man erkennt aber auch zugleich, auf einer wie schiefen Basis die heutige Mentalität Amerikas beruht, einer Basis, die es noch nicht einmal vermocht hat, eine nationale Idee zu entwickeln und sie an die Stelle eines allmächtigen Wirtschaftstraumes zu setzen. Wenn in den Vereinigten Staaten ein Boom mit einer déroute abwechselt, so darf man hierin nicht nur eine wirtschaftliche Erscheinung sehen, sondern in gleichem Maße eine ideologische Ungleichmäßigkeit und Unausgeglichenheit. Denn gerade in der wirtschaftlichen Denkungsart Amerikas liegt seine Verkettung mit permanenten Unsicherheitsfaktoren, die auf die nationale Mentalität bestimmenden Einfluß ausüben. Wenn Franklin Roosevelt sagt, daß die zu lösenden Probleme ausschließlich wirtschaftlicher Art seien, wenn er sein New Deal nur auf wirtschaftlichem Fundament aufbaute, so liegt hierin sicherlich eine grobe Unterschätzung der Macht einer geschlossenen nationalen Idee. Amerika sollte nicht vergessen, daß es zwar dem wirtschaftlichen Optimismus seine amerikanische Stellung verdankt, daß aber diese Stellung nur begründet werden konnte durch die feste Verankerung einer national unabhängigen Ideologie. Wenn das alte Amerika zu den Waffen gegriffen hat, um vier Jahre lang gegen den eigenen Bruder zu kämpfen, weil dieser gegen die Grundidee der wirtschaftlichen Gleichberechtigung verstieß, so liegt hierin die Bereitwilligkeit, die gesamten nationalen Kräfte einzusetzen, um das eigene Gleichgewicht aufrechtzuerhalten. Dieses Gleichgewicht aber fehlt dem

amerikanischen Volk von heute. Es denkt in Dollars, ganz gleich, woher sie kommen, ob aus selbständiger Arbeit oder aus der Fron einer oligarchisierten Wirtschaft. Der Arbeiter, der Angestellte, der kleine Gewerbetreibende und der Farmer sind notwendig, nicht notwendig aber und sogar schädlich ist eine Ideologie, die aus diesen Volksteilen auf lange Zeiten unfreie Menschen macht, die ihre „Freiheit" nach dem Maß von Dollars bestimmen, die in ihre Taschen fließen. Weder die „Demokratie" noch eine Idee ist zu kaufen, sie muß im Volke selbst leben, wenn dieses nicht degenerieren soll.

Dieses Kapitel trägt die Überschrift „Der Mentalitäts-Boom". Und mit Absicht. Das, was Amerika seit Jahrzehnten erlebt, ist ein ideologisches Auf und Nieder, ein ewiges Wechseln zwischen boomhafter Optimistik und deprimierter Entsagung. Diese Wechselfälle sind an und für sich nicht tragisch, wären sie nicht so symptomatisch für die moderne Denkungsweise des amerikanischen Volkes. Das, was ihm fehlt, ist ein innerer Ausgleich, der Glaube an die amerikanische Mission seiner selbst, mit ihren Weiten und ihrer Selbstbeschränkung. Aus den Erfolgen seiner Geschichte glaubte dieses Volk die Berechtigung ableiten zu dürfen, auf eine nationale Idee verzichten, eine äußerliche Expansion vortreiben zu können, die auf der Macht weniger beruhte, auf ihrer Macht und ihrem Willen. Das war der Verzicht auf die demokratische Grundstellung und ihre Auswechslung durch ein dollarifiziertes Fundament des wirtschaftlichen Spekulationsfiebers. Und aus diesem Fieber ergab sich die himmelhochjauchzende, zu Tode betrübte Spaltung in diesem Volke, jene opiumgetränkte Atmosphäre des inbrünstigen Glaubens an die Allmacht des Dollars. Diese Allmacht aber hat nie existiert, existiert nicht und wird nie existieren, weil die monetäre Macht die ideelle niemals ersetzen kann. Und deshalb sage ich, daß die wirtschaftliche Einseitigkeit der „Roosevelt-Reform" zum Scheitern verurteilt war und es sein mußte, weil in ihr nicht nur keine neue Idee lag, die dem Amerikaner seine Resignation hätte versüßen können, sondern höchstens die Aussicht auf einen abermaligen wirtschaftlichen Trancezustand, auf einen neuen Mentalitäts-Boom. Vielleicht. Das Paktieren mit der judo-amerikanischen, großkapitalistischen Wirtschaft bedeutet letzten Endes nichts anderes, als daß die goldenen Fesseln, unter denen Volk und Wirtschaft leiden, n i c h t fallen, ja, daß sie fester denn je angezogen werden. Aber um einen solchen Preis brauchte man keinen

Reformator, brauchte man keine ideologischen Betrachtungen über den Wert der Freiheit, das Wesen der Unabhängigkeit. Dann hätte man sich die Unruhe, die die Reformvoraussagen Roosevelts in der Großwirtschaft verursacht haben, sparen können, hätte von Anfang an sagen sollen, daß es nur um die zeitweilige Wiederbelebung der Wirtschaft gehe, um die Hervorzauberung einer neuen Prosperity. Das wäre dann vielleicht ein technisiertes und spezialisiertes Wirtschaftsprogramm geworden, aber keine Reform, die diesen Namen verdient.

Sicherlich wird man sich den Kampf gegen die Wirtschafts-Allmacht der amerikanischen Oligarchen nicht allzu leicht vorstellen dürfen, denn es ist ein Kampf, der mit ideellen und wirtschaftlichen Waffen zu führen war. Zur ideellen Waffenführung aber gehört die nationale Bereitschaft und ihr Wille, den Sieg zu erringen, keine Kompromisse zu schließen, die das Ergebnis verwässern. Das ideelle Kämpfen ist schwerer als das wirtschaftliche, aber das Schwerste, was ein amerikanischer Führer zu tun hat, ist wohl die Zurückführung des expansionierten Amerika auf ein selbstgenügsames. Um nicht mißverstanden zu werden, betone ich ausdrücklich, daß ich unter einem selbstgenügsamen Amerika nicht ein abgeschlossenes, etwa autarkisiertes verstehe, sondern ein Amerika, das sich seiner amerikanischen Mission wieder bewußt wird, das auf den stratosphärischen Wunschtraum einer wirtschaftlichen Weltherrschaft verzichtet und sich auf sich selbst besinnt.

The way out

Wenn wir dieses Amerika betrachten, wie es sich im Verlauf dreier Jahrhunderte gewandelt hat, bis es seine heutige Gestalt annahm, so können wir drei Entwicklungsstufen feststellen, die vom alten Amerika zum neuen, modernen hinüberleiten. Die erste Etappe war die stetige Inbesitznahme des kontinentalen Raumes durch ein unkompliziertes, europaabgewandtes Volk von Siedlern, das den Willen und die Notwendigkeit in sich trug, in Amerika etwas aufzubauen, was ihm die alte Heimat versagt hatte. Die Konzentrierung auf Amerika schuf dann die Grundlage für diesen Staat, seine Organisation und seine Einstellung gegenüber Europa. In der zweiten Etappe ist dieses Volk bereits seßhaft und macht sich daran, den gesamtamerikanischen Raum auszufüllen, ein Vorhaben, das ohne die europäische Mitwirkung nicht aus-

führbar war. Und so trat Amerika hilfesuchend an Europa heran, nahm dessen Menschenüberfluß und dessen Kapital, seine Erfahrungen und seine aktive Zusammenarbeit. So verwuchs Amerika mit seinem Raum — unter stärkster europäischer Mitwirkung. Aber die besten amerikanischen Staatsmänner dieser Epoche sahen die Gefahr einer allzu engen Verkettung mit Europa, weil sie wußten oder doch fühlten, daß eine zu enge Verflechtung amerikanischer Interessen mit europäischen für das eigene Volk von Nachteil sein müßte. Deshalb schufen sie die Monroe-Doktrin, zeigten damit dem amerikanischen Volk einen Weg auf, den es beschreiten konnte, ohne mit Europa zu kollidieren. Sie wiesen auf Amerika, ausschließlich. Wandten sich damit von Europa ab, nicht etwa rein negativ, sondern weil sie einsahen, daß in Europa noch Kräfte schlummerten, die mit den amerikanischen über kurz oder lang kollidieren mußten, weil Amerika erst heranwuchs. Sie steckten den Monroe-Rahmen weit, so weit, daß ihm die „imperialistische" Note nicht fehlte. Aber ein so junges, vorwärtsstürmendes Volk wie das jung-amerikanische brauchte Spielraum, nur durfte dieser Spielraum nicht im europäischen Bereich liegen. Das war der Wert dieser Doktrin.

Dann kam die dritte Etappe. Amerika glaubte politisch „fertig" zu sein, glaubte seinen eigenen Rahmen ausgefüllt zu haben. Und glaubte damit die Zeit für gekommen, wo es sich Europa nicht nur an die Seite, sondern entgegenstellen konnte. Das war die Epoche der wirtschaftlichen Expansion. Aus dem beispiellos schnellen politischen Aufstieg, den dieses Volk genommen hatte, glaubte es die Berechtigung ableiten zu können, Europa politisch und wirtschaftlich gegenüberzutreten. Das war der „Dank" Amerikas für die europäische Mitwirkung an seinem Aufstieg, für die bereitwillige Hilfe, die man ihm geleistet hatte, um rasch emporzukommen. Amerika verflocht sich mit Europa. Mischte sich in dessen Händel. Spielte sogar den Vormund, als es — vorübergehend — den Anschein hatte, als ob Europa Selbstmord begehen wollte.

Alles das war nichts anderes als ein völliges Verkennen des amerikanischen Daseinszweckes. Amerika stieß wahllos in die Welt vor, häufte Prosperity auf Prosperity, Trust auf Trust, oligarchisierte sich in einem Maße, daß die ganze wirtschaftliche Betätigung dieses Landes unter der anonymen Maske der diktatorischen Plutokratie segelte. Amerika wurde, indem es sich wirtschaftlich — und politisch — anonymisieren ließ, in Wahrheit entmündigt, achtete, je mehr es entmündigt wurde,

desto mehr auf die „demokratische F o r m“. Es beugte sich dem Willen einer judokratischen Wirtschaft, ließ sich freiwillig die Fesseln anlegen, die es immer stärker unter den Willen des kosmopolitischen Judentums bringen mußten. Es ließ die amerikanische Idee fallen, die einzige Idee in Amerika, die jemals mit dem Boden verbunden war, und verschrieb sich dem materialistischen Trieb. Schluckte damit den Köder, den die verjudete, wurzellose Großwirtschaft ihm hinhielt. Und der Preis, den es dafür bezahlen mußte, begann mit Flandern. Dann kam — nach einer kurzen Scheinblüte hektischen Ursprungs — der wirtschaftliche Niedergang auf der ganzen Linie, die schleichende Krise, die vollends aus dem ehedem unabhängigen amerikanischen Volk einen Haufen abhängiger, zum großen Teil hungernder und darbender Menschen machte, ohne Ideale, erfüllt von Furcht und Besorgnis um ihren Lebensunterhalt. Das war die dritte Etappe. Und ihr Liquidator sollte Franklin D. Roosevelt sein. Sollte.

Das amerikanische Volk ist arm trotz seines ungeheuren Reichtums. Es ist arm, weil es mit seinem Reichtum nicht umzugehen weiß, weil es duldete — und heute noch duldet —, daß eine kleine Clique skrupelloser, kosmopolitischer Gewaltmenschen die Hand auf diesen Reichtum legte und der Nation nur Brosamen gab statt eines gerechten Anteils. Theoretisch verkündete Roosevelt, daß er dem Volk mehr als Brosamen geben wolle, daß er eine gerechte Verteilung des Einkommens erstrebe, daß er den Einfluß der Oligarchen zurückdrängen werde. Er hat nichts davon wahrgemacht. Das Kontrollrecht der „big bosses“ ist heute wohl unbestrittener denn je, aber auch gleichzeitig das Elend der breiten Massen. Das Neuyorker Judentum beherrscht — vielleicht stärker als je zuvor — die Wirtschaft dieses Landes, seine Politik, seine Kultur. Die faktische Zusammenarbeit zwischen den Neuyorker Finanzjuden und der Regierung in Washington ist heute so eng, ihr Liebäugeln mit den bolschewistischen Zerstörungskräften so offenbar, daß man von einer „amerikanischen Politik“ kaum noch sprechen kann. Washington ist damit zum Sprachrohr der judokratischen Wall Street herabgesunken, nimmt von ihr seine Befehle an. Denn Wall Street herrscht. Und Franklin D. Roosevelt, der „Reformator“ Amerikas, ist Vollstrecker ihres Willens. Er leugnet die Existenz — und auch die Existenzberechtigung — eines amerikanischen Ideals, verkündet, daß er nur dazu da ist, „wirtschaftliche Schwierigkeiten“ zu beheben. Er schreibt schöne

Sätze über die Geschichte seines Landes, aber er hat aus dieser Geschichte, trotzdem sie nicht sehr lang und nicht sehr kompliziert ist, nicht gelernt, daß Amerika mit einer Idee groß wurde und daß sein Abstieg begann, als es diese Idee für eine Prosperity verkaufte. Klar war der Weg, der vor Roosevelt lag, als er seine erste Präsidentschaft antrat. Aber er ist ihn nicht gegangen. Hat ihn nicht einmal gesehen. Er weigerte sich, seinem Volk eine Idee zurückzugeben, die im hoffnungslosen Materialismus untergegangen war. Er wurde zum Sklaven dieses selben Materialismus, der die Wurzel allen Übels für Amerika ist.

Der Weg, den Roosevelt zu gehen hatte, konnte in nichts anderem bestehen, als in der Wiedererweckung des alten amerikanischen Gefühls für Unabhängigkeit. In der Abkehr von der leeren Formalistik einer schon fast lächerlichen Demokratie, die nichts anderes mehr war als Fassade. Ohne Inhalt. Roosevelt hätte diesen Inhalt wieder schaffen müssen. Hätte der Neuyorker Judokratie, die die Nation verdorben hatte, nicht nur theoretisch den Kampf ansagen, hätte sie auch vernichten müssen. Statt dessen hat diese Judokratie ihn vernichtet. Hat ihn, als er zu Ende mit seiner dogmatischen Weisheit war, in die Netze der Plutokratie hineingezogen, hat ihn gezwungen, ihr den Rest des nationalen Reichtums, der noch geblieben ist, auszuhändigen. Für eine Aufrüstung gegen einen Feind, der zwar der Feind der judokratischen Diktatur ist, nicht aber der Feind des amerikanischen Volkes. Und derselbe Roosevelt, dessen Wahlreden von „Duldsamkeit“ triefen, läßt keine Gelegenheit verstreichen, ohne nicht diesen „Feind“ für eine Entwicklung verantwortlich zu machen, die seine eigene Unfähigkeit heraufbeschworen hat.

Roosevelt hat nicht einmal erkannt, daß die dritte Epoche, in der sich Amerika mitten drin befindet, die innere Loslösung von Europa verlangt, das Besinnen Amerikas auf sich selbst. Dieses Volk hätte nach den Quellen seines inneren Niederganges forschen müssen, denn erst dann, wenn es diese Quellen erkannt hat, wird es darangehen können, auf der klugen Entsagung ein neues System des nationalen Lebens aufzubauen. Dieser Weg hätte über die Selbstbeschränkung geführt, so bitter dies auch für ein Volk sein mag, das Jahrzehnte hindurch den Traum der wirtschaftlichen Vorherrschaft geträumt hat. Im Verzicht liegt Größe. Und Amerika hätte diese innere Größe nach dem Scheitern seiner materialistischen Utopie bitter nötig gehabt. Und der Präsident

war dazu da, seinem Volk diesen Weg zu zeigen. Nicht, theoretische Wirtschaftsformeln zusammenzustellen, die zu durchkreuzen Neuyork ein leichtes war. Roosevelt kämpfte mit Restriktionen, mit der künstlichen Beschränkung der natürlichen Fruchtbarkeit Amerikas. Als ob diese Fruchtbarkeit Amerikas Abstieg verursacht hätte! Als ob nicht die Verzerrung dieser Fruchtbarkeit, ihre Überleitung in falsche Hände, ihre Monopolisierung im jüdischen Zwischenhandel, die Katastrophe herangerückt hätte! Denn es ist der Dollargeist, der hemmungslose Expansionstrieb, der Amerika mit Europa in Gegensatz brachte, das Fehlen einer wirksamen Bodenverbundenheit, das Fehlen einer wahrhaft amerikanischen Idee, die fehlende Erkenntnis der Aufgabe Amerikas.

Wieder, wie nach dem Jahre 1914, dirigiert die Judokratie gegen Deutschland. Wieder, wie damals, hat sie einen Mann gefunden, der eilfertig ihre Melodie nachsingt. Wieder, wie damals, glaubt das jüdische und das offizielle Amerika, in das Herz Europas vorstoßen zu können, ohne hierfür gestraft zu werden. Sie reden von „Bedrohung" und meinen ihren eigenen Angriff. Sie tun, als seien sie bedroht — und bedrohen selbst den Frieden der Welt am meisten durch ihre Weigerung, von der plutokratischen Expansion abzulassen. Sie haben aus den vergangenen zwei Jahrzehnten nicht gelernt, daß Amerika seinen eigenen Raum hat, Europa aber auch den seinen, der unantastbar ist. Vielleicht hat Europa sein Teil Schuld an der Entgleisung der neu-amerikanischen Entwicklung. Vielleicht hat Europa zu wenig deutlich erklärt, daß es seinen eigenen Sperrkreis hat, den es der Monroe-Doktrin gegenüberstellt. Vielleicht hat die amerikanische Erziehung darunter gelitten, daß dieses Volk so oft mit ansah, wie uneinig doch dieses Europa war. Vielleicht sind wir Europäer nicht ganz schuldlos an dem unkrautartigen Emporwachsen des judokratischen Geistes in Amerika. Vielleicht hat gerade die europäische Uneinigkeit dazu geführt, Amerika glauben zu machen, daß es gefahrlos in den europäischen Bereich vorstoßen könnte. Amerika wird einen Teil des Weges, den es in den letzten Jahrzehnten sinnlos vorwärtsgestürmt ist, wieder zurückgehen müssen. Dieser Weg zurück bedeutet nicht nur eine Umformung der amerikanischen Wirtschaft und ihre Anpassung an das veränderte Gefüge der Weltwirtschaft, sondern er bedeutet noch in viel höherem Maße eine stärkere Verinnerlichung des amerikanischen Volkes, eine Entmateria-

lisierung der Massen, ihre Befreiung von den Ketten einer judokratischen Denkrichtung, die in ihrem Wesen ebenso unamerikanisch ist, wie sie undeutsch war. „Amerikanismus ist eine Frage der Begeisterung, der Überzeugung und des Strebens und hat mit Glauben und Abstammung nichts zu tun", sagte Theodore Roosevelt. Der „moderne" Amerikanismus aber hat mit Begeisterung und mit Überzeugung weniger gemein als mit materiellem Streben nach dem Teilhaberrecht an den nationalen — und internationalen — Reichtümern.

Der Weg zurück besagt nicht, daß man mit Restriktionen gegen die Fruchtbarkeit des Bodens und die Schaffenskraft der Nation angeht, sondern er besagt, daß diese Schaffenskraft in Zukunft dort eingesetzt wird, wo sie ein Maximum an wirtschaftlich absorbierfähiger Leistung hervorzubringen vermag. Nicht in der angeblichen „Übersteigerung" der landwirtschaftlichen Produktion, nicht in einem unfaßbaren Erntesegen liegt die Katastrophenursache dieses Volkes, sondern in einem einseitigen, unmotivierten und untragbaren Wirtschaftssystem, das es nicht vermochte, mit der Entwicklung der natürlichen Produktivität Schritt zu halten. Indem der monopolistische Profit an die Stelle einer natürlichen Wirtschaftsentwicklung trat, m u ß t e er zu Verzerrungen und Übertreibungen führen, zu einer Überspannung des wirtschaftlichen Bogens. Amerika beschnitt sich, indem es blind den jüdisch-expansionistischen Einflüsterungen folgte, selbst seine Außenhandelsmärkte, beraubte sich selbst der Möglichkeit, die Produkte seines Bodens abzusetzen. Nicht dieser ertragreiche Boden ist an dem wirtschaftlichen Absinken Amerikas schuld, sondern eine von Neuyorker Judokraten geleitete Außenpolitik, die sich gegen das Herz Europas stemmte. Amerika bezahlt heute die wirtschaftliche Emanzipation anderer Staaten, die vordem seine besten Kunden waren, es finanziert indirekt die Prosperities in anderen Teilen der Welt. Und schafft sich selber eine Scheinblüte, die auf Kanonenrohren und Bombenflugzeugen aufgebaut ist.

Was für Deduktionen zieht zum Beispiel dieses kriegerische Amerika aus der Tatsache, daß der Südosten Europas, der Nahe Orient, selbst das ehemals so vernachlässigte Iran, daß diese Teile einer früher „unwirtschaftlichen" Welt mit jedem Tag mehr der wirtschaftlichen Emanzipation zustreben? Hat nicht gerade die überspannte amerikanische Wirtschaftsführung zu dieser Entwicklung entscheidend beigetragen?

Wird der rumänische Weizen, die ägyptische Baumwolle und das iranische Öl nicht fast mühelos placiert? Verkauft nicht Argentinien seinen Weizen und Mais nahezu anstandslos? Zieht Amerika daraus nicht die Konsequenz, daß ein Welthandel nur auf der Grundlage der Gegenseitigkeit aufgebaut werden kann? Und besagt das nicht wiederum klar genug, daß durch diese Gegenseitigkeit das amerikanische „Prinzip" der einseitigen Wirtschaftsvorherrschaft ad absurdum geführt worden ist?

In der heutigen Welt herrscht die konstruktive Neuordnung. Die Großstaaten ziehen aus der wirtschaftschaotischen Vergangenheit die Folgerung, daß das unorganische Durcheinander durch organische Konstruktionen ersetzt werden muß. Nur unter diesem Gesichtswinkel ist die wirtschaftliche Neuaufteilung der Welt zu verstehen. Das Britische Imperium, wie es in Ottawa wirtschaftlich zusammengeschweißt wurde, der zentral- und südosteuropäische Wirtschaftsraum unter deutscher Führung, der italienische Völker- und Wirtschaftsblock, der in der Entwicklung begriffene großmongolische Wirtschaftsblock japanischer Prägung, alles dies sind Anzeichen für eine neue Ordnung der Weltwirtschaft. Da ist kein Platz mehr für interkontinentale Vormachtsbestrebungen, auch kein Platz für judokratische Welttrusts. Amerika mag den gleichen Weg gehen oder nicht; es mag die weiten Grenzen der Monroe-Doktrin ausfüllen oder sie weiterhin mißachten, sie mit Europa verwechseln: an dem europäischen Geschehen wird dies nichts mehr ändern. Europa hat seinen Weg von dem Amerikas getrennt; das erfuhr die Welt in Ottawa, sie erfuhr es durch den Willen der autoritären Staaten, Wirtschaft auch ohne die Vereinigten Staaten zu betreiben, sie erfuhr es schließlich durch die Stimme Japans in Ostasien. Dies alles sind Marksteine einer neuen weltwirtschaftlichen Entwicklung, an der Amerika vorbeizugehen scheint, weil diese Entwicklung seinen Judokraten nicht paßt. Die Welt ist dabei, sich ein neues Haus einzurichten, nachdem der Weltkrieg das alte zerstört hatte, aber Amerika paßt es nicht, an diesem Aufbau teilzunehmen, weil die Stimme der Zerstörung, des Hasses und der Verleumdung augenblicklich stärker ist als die Stimme seines eigenen, geknebelten Volkes.

Wenn wir die Bilanz ziehen von dem, was Herr Franklin Delano Roosevelt in den sechs Jahren seiner Präsidentschaft Positives geleistet hat, so finden wir folgendes: Mit allen jungen, aufstrebenden Völkern

der Erde lebt dieses Roosevelt-Amerika in Feindschaft. Mit Deutschland. Italien. Japan. Dem jungen Spanien. Kurz mit allen Völkern, die auf Grund einer nationalen Idee daran arbeiten, aus ihrer unnatürlichen Zwangsjacke herauszukommen. Es ist noch gar nicht so sehr lange her, da war das junge Amerika in derselben Lage, da sah es sich auch vor die Notwendigkeit gestellt, sich Raum zu verschaffen. Aber dieses Amerika ist im Zuge seines Materialismus so hochgradig verkalkt, daß es nur mit aufgeblähten, übersättigten Nationen Freundschaft hält, alle diejenigen Völker aber, die — genau wie Amerika vor zweihundert Jahren — emporstreben, mit seinem verjudeten Haß verfolgt. Amerika hat darüber wohl noch nicht nachgedacht, sonst müßte es vor Scham versinken, wenn zum Beispiel ein führender amerikanischer Wirtschaftler erklärt: „Der Durchschnittsamerikaner und der Durchschnittsrusse sprechen die gleichen Grundsätze des Lebens aus und erkennen die gleichen Weisheitsregeln an. Amerika und Rußland! Keiner von uns fürchtet sich, veralteten Traditionen ins Gesicht zu springen...“ Das sprach vor wenigen Jahren ein Vizepräsident der vertrusteten General Motors Company, ein typischer Vertreter der jüdischen Profittheorie. Das ist nicht die Stimme des amerikanischen Volkes, gewiß nicht, aber warum hört man denn von der Stimme dieses Volkes so selten? Und von dem bolschewistischen Gestammel der Judokraten so viel?

Das ist die eine Seite der Franklin-Roosevelt-Ära. Das amerikanische Volk schweigt. Schweigt in Resignation. Und wartet auf die Prosperity, die Franklin Delano versprochen hat. Sicherlich ist es nur mit einem kleinen Teil dieser Prosperity zufrieden, während die Milliarden in die Taschen von big business fließen. Es wartet auf die Roosevelt-„Reform“, die doch niemals kommen wird. Roosevelt hat in der Innenpolitik kläglich Schiffbruch erlitten und deshalb versucht er, im Bunde mit Neuyorks Finanzjuden, sich außenpolitisch Luft zu verschaffen. Er will das Volk von seinem Fiasko ablenken, weist auf den bösen Feind im Herzen Europas, dessen Bomben die Vereinigten Staaten eines Tages zu vernichten drohen. Und im gleichen Atemzug, in dem er seine besten Abnehmer mit Verleumdungen verfolgt, wundert er sich über die chronische Absatzlosigkeit seiner Weizen- und Baumwollberge! In demselben Augenblick, in dem 12 bis 13 Millionen Amerikaner von staatlichen Almosen leben, verfolgt er diejenigen jungen Völker Euro-

pas mit seinem Haß, denen es gelungen ist, sich wieder emporzuarbeiten. Er macht sich über die „Methoden“ lustig, deren sich die autoritären Staaten bedienen, um bei sich Ordnung zu schaffen, dabei hat er selbst nicht einmal den Schatten einer eigenen Methode, sondern akzeptierte einfach die „Methoden“ der judokratischen Bonzen. Posaunt mit der gleichen Begeisterung den Schlachtruf „Aufrüstung!“ in die Welt, mit dem er „Demokratie“ und „Freiheit“ schreit, zu seinem Volk gewandt. Dieser ganze Mann ist die personifizierte Unlogik, das wandelnde Kompromiß zwischen Feuer und Wasser. Und das amerikanische Volk sieht nicht, wie aus dem „Reformator“ ein Konservator geworden ist, ein Konservator der plutokratischen Sonderrechte und ihr vasallischer Verfechter. Das Volk hat jahrelang an Roosevelt geglaubt, hat angenommen, daß ein Mann, der so schöne Worte redet und Begriffe prägt, daß ein solcher Mann doch auch einmal handeln wird. Auf dieses Handeln hat es jahrelang gewartet. Umsonst. Das Ergebnis dieses tatenlosen Wartens war das Paktieren Roosevelts mit dem Feind des amerikanischen Volkes, mit der Judokratie. Es ist nichts anderes als ein Ergebnis dieser Lethargie des Volkes, daß es sich ohne Ironie und mit besorgter Miene alle die Erzählungen anhört, die seine Oligarchen ihm immer wieder auftischen, Erzählungen, die nichts anderes beabsichtigen, als das amerikanische Volk für die Theorie der Bonzen reif zu machen, wonach „sich alles von selbst wieder bessern werde“. Nur so ist es zu verstehen, daß dieses Volk den Aufrüstungstanz unter der deutschfeindlichen Maske abermals mitmacht, ohne daran zu denken, daß genau mit den gleichen Argumenten auch die Kriegspartei von 1914 operierte. Was dem amerikanischen Volk fehlt, ist seine Besinnung auf seine eigene Aufgabe, die sicherlich nicht dahin geht, in der Welt auf „Ordnung“ zu sehen. Die Welt schafft ihre eigene Ordnung. Und Amerika ist nur ein Teil dieser Welt, wenn auch ein sehr wichtiger. Und Amerika steht die internationale Polizistenrolle nicht nur denkbar schlecht, sondern sie ist auch unvereinbar mit seinen besten Traditionen.

Roosevelt ist kein Fanatiker. Denn ein Fanatiker ist auch Kämpfer. Kompromißloser Kämpfer. Roosevelt ist das Gegenteil davon. Er ist ein formalistischer, dogmatischer Kompromißler, er sieht in einem Kompromiß zwischen Feuer und Wasser die „wahre Kunst des Staatsmannes“. Er beeilt sich sogar, seinem kriegsunwilligen Volk mitzu-

teilen, daß er, Roosevelt, die Mitarbeit des Großkapitals am „gemeinsamen Werk des nationalen Aufbaues" erreicht habe. Er sagt dem Volk aber nicht, daß das die Nation sechs Milliarden Dollars kostet, der Preis für die „Mitarbeit" der Bonzen. Systematisch, Tag für Tag, hämmern die Blätter der sogenannten großen Presse den Deutschenhaß in das Hirn des Volkes. Tag für Tag brüllt der Rundfunk Verleumdungen in die Ohren der amerikanischen Nation, appelliert an ihre Menschlichkeit, weist mit dem Finger auf die „Greuel in Deutschland", überschlägt sich vor Mitleid mit einer Rasse, die nicht nur Deutschland an den Rand des Abgrunds geführt hatte, sondern deren Ziel es ist, das gesamte Weltgefüge zu untergraben. Wer sich gegen Deutschland stellt, macht die Sache des Bolschewismus zu seiner eigenen. Wie gesagt: „Amerika und Rußland! Keiner von uns fürchtet sich, ‚veralteten' Traditionen ins Gesicht zu springen!" Als veraltet, überlebt bezeichnet das judokratische und folglich auch das offizielle Amerika das deutsche Streben nach kompromißloser Ausmerzung einer Rasse, die in j e d e m Lande, wo sie sich befindet, nur destruktiv wirkt. Denn überall dort, wo das Judentum sich zu einer beherrschenden Rolle emporschwingen konnte, geschah dies auf Kosten der Gastnation, auf Kosten ihres sozialen, politischen und wirtschaftlichen Friedens. Und gegen diese zersetzende, ruhelose, profitgierige und arbeitsfeindliche Rasse hilft nur der kompromißlose Fanatiker. Nicht der seichte „Verständigungswille", da Juda h e r r s c h e n will, nicht sich verständigen. Dasselbe Juda, das Amerika vor 22 Jahren in den Krieg trieb, dasselbe Juda, das das amerikanische Staatsideal bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte, dasselbe Juda, das aus den Millionen Toten des Weltkrieges für sich Profit zog, dasselbe Juda, das zum Rückgrat des weltzerstörenden Bolschewismus wurde, dasselbe Juda, das jede nationale Wirtschaft zur Verzerrung bringt, dasselbe Juda ist es, das heute die Welt mit seinem profitgierigen Aufrüstungsgeschrei erfüllt, weil es aus Deutschland und Italien herausgeworfen wurde. Weil es dort ausgespielt hat.

Und dieses gleiche Juda ist es auch, das sich des Herrn Roosevelt bedient, um das amerikanische Volk noch länger an der Nase herumzuführen. Das es zuwege gebracht hat, aus der „Reform" eine kanonengespickte Karikatur zu machen. Und dieses Juda konnte gerade in Amerika so laut seine Stimme erheben, weil wohl kein anderes Volk

auf der ganzen Welt so materialistisch dachte und denkt wie das neuamerikanische. Denn gerade dieser Materialismus ist ja der beste Verbündete Judas, das keine Ideale kennt als den Geldsack. Dieser Materialismus ist die erste Folge der jüdischen Wirksamkeit in Amerika gewesen, denn dort, wo Juda haust und herrscht, werden die Ideale erstickt, kann nichts gedeihen, was auf die Wohlfahrt der Nation hinzielt. Das unstete, bodenhassende Judentum hat Amerikas Boden ebenso vernichtet wie seine wirtschaftliche Unabhängigkeit. Und aus den Restriktionen Roosevelts spricht dieser Bodenhaß deutlich genug. Diese Restriktionstheorie ist nichts anderes als die negative Folge des außenpolitischen Versagens der Roosevelt-Regierung, denn was bleibt dieser Regierung schon anderes übrig, als die nationale Produktion zu drosseln, den Gewerbefleiß der Nation zu beschneiden, nachdem ihre unamerikanische Einmischungspolitik in die Dinge anderer Nationen zur Vernichtung der alten, vorteilhaften Handelsbeziehungen geführt hat? Dieser Präsident sieht nicht ein, daß das Darniederliegen der amerikanischen Wirtschaft die direkte Folge seines Haßfeldzuges gegen das Herz Europas ist. Er verwechselt ständig Ursache und Folge. Aber er brüstet sich damit, daß das amerikanische Volk für die „Wahrung seiner freiheitlichen Rechte", für die „Achtung seiner demokratischen Institutionen" eben einen Preis bezahlen müsse. In Wirklichkeit aber bezahlt dieses Volk einen hohen, überhohen Preis für die Torheiten seiner Regierung, für die blinde Gefolgschaft, die sie big business leistet. Das amerikanische Volk hat sicher kein Interesse daran, anderen, freien Nationen ihre Staatsordnung vorzuschreiben und dieses Hineinreden mit einer Steigerung seiner eigenen Armut zu bezahlen. Nichts widerspräche dem Charakter des amerikanischen Volkes mehr als das überhebliche, unmotivierte und obendrein gefährliche Einmischen in Dinge, die es nichts angehen, nichts angehen können und dürfen. Es ist die Tragik Amerikas, daß seine eigene Geschichte für es ein Buch mit sieben Siegeln zu sein scheint, daß es aus ihr nicht gelernt hat, welch destruktive Folgen das Einbrechen in den europäischen Bereich für es gehabt hat. Gewiß, gerade in der jüngsten Zeit mehren sich die Stimmen derjenigen, die vor einem abermaligen Einmischen in den europäischen Sperrkreis warnen. Aber diese Stimmen sind noch nicht durchgedrungen. Noch beherrscht Franklin Roosevelt mit seinen judokratischen Bundesgenossen die politische Arena des Landes. Noch kann

er, der Unfreie, seinen Landsleuten wirtschafts-theoretische und politisch-unduldsame Phrasen unter dem Deckmantel der „patriotischen Besorgnis“ auftischen. Noch gehört die „große Presse“ zu seinem Lager, verteidigt ihn gegen jeden Angriff aus den Reihen des Volkes, denn diese Presse gehört seinen judo-plutokratischen Bundesgenossen.

Sicherlich: solange Amerika sich zum Parteigänger einer judokratischen Minderheit macht, seine „Demokratie“ mit der Tyrannei einer wurzellosen Fremdrasse identifiziert, solange es die Feinde dieser Fremdrasse zu seinen eigenen macht, so lange wird Amerika den Weg zum Aufstieg nicht finden. Und sicherlich ist dieser Weg blockiert, solange an der Spitze der amerikanischen Regierung ein Mann steht, der die Interessen des amerikanischen Volkes denen der Neuyorker Judokraten unterordnet. Solange ein Mann im Weißen Hause sitzt, der von „staatlicher Wirtschaftsplanung“ spricht, und doch nichts anderes getan hat, als die Wirtschaftslenkung durch big business durch das Volksvermögen zu finanzieren. Die Milliarden, die Franklin Roosevelt ausgibt, um sie in die Kanäle der jüdischen Hochfinanz zu leiten, sind für das amerikanische Volk nicht nur restlos verloren, sondern sie stärken auch seinen größten Feind.

Systematisch wird der Boden entwertet. Aber diese Entwertung bezahlt das Volk selbst, indem die Regierung aus dem Volksvermögen Subsidien schöpft, Exportprämien zahlt, ein grandioses Dumping betreibt, das die zwischenstaatlichen Handelsbeziehungen nur noch mehr vergiftet.

Systematisch wird die Arbeitskraft entwertet. Denn die Millionen von Arbeitslosen, die seit Jahr und Tag durch die Straßen der amerikanischen Städte laufen, haben keine andere Hoffnung mehr als die, vielleicht durch die Zerstörungsindustrie wieder in Arbeit zu kommen. Durch die Haßpolitik der Regierung. Einer Regierung, die erklärt, daß „das amerikanische Volk keinen freien Boden mehr hat“. Keinen freien Boden! Das sagt die Regierung eines Landes, dem der acht- bis neunfache Kulturraum zur Verfügung steht wie Deutschland! Kein freier Boden! Dabei fährt man stundenlang im Mittelwesten und Westen der Vereinigten Staaten durch unbesiedeltes Gelände, freie Ebenen, die bei künstlicher Bewässerung noch Millionen von Menschen eine freie Existenz bieten könnten!

Systematisch wird der Außenhandel vernichtet. Die besten Käufer

amerikanischer Erzeugnisse in „Feinde“ verwandelt. Und wenn dann das Volk sich wundert, warum es auf seinen Produkten sitzenbleibt und die Preise rasseln, dann sagt die Regierung, daran sei das böse Deutschland schuld, das einfach nicht mehr kaufe, weil es sein Geld in Waffen anlege. Die Regierung sagt aber nicht, warum dieses Deutschland sich bewaffnet, warum es den Willen hat, stark zu sein, genau so stark wie die Vereinigten Staaten. Sie sagt nur, daß es so ist und ruft damit den Eindruck hervor, den sie bezweckt: den des Hasses.

Systematisch wird die innere Zersetzung betrieben. Der einst so stolze Amerikaner auf eine Stufe gestellt mit dem Bolschewiken. Das junge, emporstrebende Europa in Acht und Bann getan. Japan begeifert. Und Juda zum Vorkämpfer der amerikanischen Interessen ernannt. Offiziell. Wird die Kluft zwischen big business und Volk immer tiefer, immer unüberbrückbarer. Zwar redete Roosevelt in seiner diesjährigen Neujahrsbotschaft davon, daß er ein „einiges Volk“ schaffen wolle, „frei von Klassenhaß, von Streit zwischen Kapital und Arbeit, von falscher Sparsamkeit und von anderen ungelösten sozialen Problemen“. Er spricht davon, daß es ihm gelingen müsse, aus dem amerikanischen Volk „ein reiches und zufriedenes Volk mit einem jährlichen Nationaleinkommen von wenigstens sechzig Milliarden Dollars“ zu machen. Er will ein „einiges Volk“ schaffen, indem er den Bonzen noch höhere Profite zusteckt; indem er die Arbeitslosen, die mit ihren Angehörigen fast ein Drittel der amerikanischen Nation ausmachen, mit Almosen abspeist, sie auf eine ferne Zukunft verweist, „in der es keine großen Krisen mehr geben wird“. Er läßt der bolschewistischen, jüdischen Propaganda freie Hand, indem er offenbar glaubt, auf diesem Wege eine einige Nation zu erzielen. Er redet von „Idealen“, die Amerika zu verteidigen habe, ausgerechnet dasjenige Amerika, das sein eigenes Ideal für eine Serie von Prosperities verkaufte. Das im krassesten Materialismus sein neues „Ideal“ erblickte. Er redet von der Freiheit der Religion, von der Unantastbarkeit der Demokratie und — man sollte es kaum glauben — von internationaler Ehrlichkeit. Er ruft das amerikanische Volk, dieses unwissende, genasführte Volk, zu den Waffen auf, um diese drei von Roosevelt gepachteten Ideale zu verteidigen.

Dieser Mann hatte wahrlich Zeit genug, um einen großen Teil von

dem, was er großsprecherisch verkündete, zu erreichen. Erreicht aber hat er nichts. Seine Taten sprechen so eindeutig gegen ihn, daß selbst die wohlstilisiertesten Programmreden ihn in den Augen seines eigenen Volkes nicht mehr vor Mißachtung schützen können. In den Kreisen der Republikaner und selbst seiner eigenen Partei, der Demokraten, mehren sich die Stimmen, die vor dem Roosevelt-Kurs warnen, die mit aller Offenheit aussprechen, daß dieses Amerika abermals drauf und dran ist, sich in Dinge einzumischen, die es nichts angehen. Daß dieser Präsident in gutgespielter Besorgnis dauernd über den Ozean blickt, anstatt auf die Probleme seines eigenen Volkes, die wahrlich schwer genug sind. Zu schwer für Roosevelt. Deshalb blickt er nach Europa.

Er gaukelt dem amerikanischen Volk einen Dollarsegen von sechzig, achtzig Milliarden jährlich vor und sieht doch nicht, wie arm, innerlich arm dieses Volk selbst dann sein wird, wenn sein Einkommen diese Grenze erreicht. Roosevelt denkt — genau wie seine judokratischen Bundesgenossen — nur in Dollars, die „Ideale" dienen ihm nur dazu, seine Reden zu dekorieren, mit denen er sein „New Deal" zu verteidigen sucht. Er findet zwar bei anderen Völkern einen „Mangel an Idealen", nur nicht bei seinem eigenen. Allerdings steht ja auch im Roosevelt-Programm nichts von solchen Idealen, er entdeckte sie erst, als er sie propagandistisch brauchte. Das ist schlimmste politische und wirtschaftliche Scharlatanerie, die nur in Hoffnungslosigkeit endigen kann. Wenn Roosevelt jemals im Auge gehabt haben sollte, wirklich die Hand an die Wurzel der amerikanischen Krankheit zu legen, so hätte er zuallererst erkennen müssen, daß das ausschließliche Denken in Dollars das amerikanische Volk niedergezwungen hat. Denn dieses nur materielle Denken entspricht weder der besten amerikanischen Tradition noch den Interessen des heutigen Volkes. Es entspricht einzig und allein dem Diktaturwillen der Judokratie.

Roosevelt hat nicht einmal im Verlauf seiner sechsjährigen Präsidentschaft eine innere Wandlung durchgemacht, hat nicht einmal einsehen gelernt, wie weit, wie himmelweit sich sein Amerika von dem alten Amerika entfernt hat, das mit seinen eigenen Problemen fertig wurde, solange es sich von Europa fernhielt. Nur einmal kam es bittend nach Europa, als ihm die Menschen, das Kapital und die Erfahrung fehlten, um seinen Aufbau zu vollenden. Europa gewährte

die Bitte und verhalf Amerika, dem alten Amerika, zu seinem Aufstieg. Aber das heutige Amerika stemmt sich in verzerrten Haßgefühlen gegen das Herz Europas, trotzdem es aus eigener Erfahrung wissen müßte, daß das Anrennen gegen dieses Herz ohne jede Aussicht auf Erfolg sein muß, weil dieses Europa auch ohne Amerika leben kann. Weil es ewig ist.

Die judokratisch inspirierte, hektische Aufrüstung, in deren Schatten bald das gesamte amerikanische Wirtschaftsleben stehen wird, schafft eine Mentalität der ökonomisch bedingten Feindseligkeit gegen das autoritäre Europa, also gegen eine Welt, die sich immer mehr und mehr zum neueuropäischen Typus entwickelt. Roosevelt beging, indem er sich zu den Feinden dieses Typus gesellte, einen nicht mehr wiedergutzumachenden Fehler, indem er den geistigen Zwiespalt zwischen Amerika und dem neuen Europa hoffnungslos vertiefte. Nicht in einem solchen Zwiespalt liegt das Wesen der amerikanischen Oppositionsstellung gegenüber Europa, sondern in der Fernhaltung vom europäischen Sperrkreis. Nicht in der aktiven Diskriminierung, durch die eine nicht nur unnötige, sondern für Amerika höchst gefährliche Trennwand weltanschaulichen Charakters aufgerichtet wird. Amerika darf sich nicht hinter die „Maginot-Linie" einer weltanschaulichen Exklusivität zurückziehen, denn die amerikanische „Weltanschauung" ist ja in ihrem inneren Wesen nicht negativ — wie die neu-europäische positiv ist —, sondern sie ist ausgeprägt kontinental. Das amerikanische Volk, das sich aus so vielen ethnologischen Komponenten zusammensetzt, ist kein Volk, das geistige Exklusivität versteht, wie es national geschlossene Völker vermögen, denn Voraussetzung für eine solche Ausschließlichkeit (die ja an sich dem Amerikanismus widerspricht) ist geistige Geschlossenheit, die nationale Bereitschaft, auf ein gemeinsames Ideal einzugehen und für es, wenn es sein muß, zu kämpfen, aus dieser Bereitschaft eine Idee zu formen. Das heutige Amerika aber hat eine solche Idee nicht, kann sie nicht haben, weil das materialistische Denken die Ausschließlichkeit für sich beansprucht. Bevor Amerika daran gehen kann, eine amerikanisch-kontinentale Ausschließlichkeit der Denkrichtung, also eine geistige Monroe-Doktrin, für sich in Anspruch zu nehmen, wird es das herrschende materialistische Alleindogma durchbrechen müssen. Es handelt sich, mit anderen Worten, für Amerika darum, die „losgerissene" Wirtschaft wieder in

engen Kontakt mit der Nation zu bringen, sie wieder stärker auf die nationalen Bedürfnisse auszurichten. Denn diese Wirtschaft war ja durch ihre monopolistisch-judokratische Überspitzung nicht mehr ein wesentlicher Teil der nationalen Lebensäußerung, sondern war dieser immer mehr und mehr entfremdet worden. Und diese Entfremdung gilt es zu beseitigen. Das ist Sinn und Zweck jeder amerikanischen Reform, nicht die momentane Anboomung einer oligarchischen Wirtschaft, wie Franklin Roosevelt meint. Und mit ihm die Judokratie, die ja ein Interesse daran hat, daß ihre Vorherrschaft uneingeschränkt bestehen bleibt. Roosevelt „kämpft“, wie er sagt, „für ein reiches amerikanisches Volk“. Aber will er dieses Ziel, das er sich theoretisch vielleicht gesteckt haben mag, etwa dadurch erreichen, daß er diejenigen Kräfte, die die nationale Lebensäußerung zersetzen, noch stärkt, wie er mit seinem Bündnis mit Wall Street getan hat?

Das amerikanische Bild, wie es sich uns heute darbietet, ist kein geschlossenes, sondern ein zerspaltenes, höchst unfertiges. Es wird unfertig und zerspalten bleiben, solange die natürlichen, nationalen Kräfte nicht zum alten Amerikanismus zurückgeführt, das heißt solange sie durch eine unautorisierte, fremdrassige Minderheit an der Entfaltung verhindert werden. Der Ausweg für das heutige Amerika liegt nicht in einer mehr oder weniger technisierten „Reform“, sondern in der Rückkehr zu dem alten amerikanischen Grundsatz, daß der Volkswille der alleinige Ausgangspunkt der politischen und wirtschaftlichen Gestaltung Amerikas sein muß. In dieser Erkenntnis liegt zugleich die Abkehr von der Orthodoxie der Wirtschaftshoheit einzelner. Die europäischen Autoritätsformen, die zur Konstruktion neuer, nationaler Wirtschaftssysteme geführt haben, basierten nicht nur auf einem zerbrochenen liberalistischen Wirtschaftssystem, sondern wohl noch in stärkerem Maße auf dem fehlenden Zusammenhang zwischen Volk und Wirtschaft. Dieser fehlende Zusammenhang ist auch das chronische Übel Amerikas, indem hier die Judokratie die Wirtschaft als ihr Reservatgebiet betrachtete und hierin sogar von der Staatsführung noch bestärkt wurde. Das einzige Band, das in Amerika Volk und Wirtschaft miteinander „verband“, war das materialistische Gewinnstreben. Der Wert der Arbeit wurde damit sekundär, an die Spitze trat das allgemeine Streben nach Profit, möglichst mühelosem Profit. Der Dollartanz Wall Streets wurde damit tonangebend für das ganze

Land. Und tonangebend für seine Menschen. Jeder machte — soweit es ihm seine Kräfte erlaubten — das nach, was die Judenbonzen vormachten. Und damit war der Zusammenhang zwischen Volk und Wirtschaft endgültig tot. Und der sakrosankte Materialismus geboren. Das ist der Boden, auf dem die „antifaschistische“ Ideologie zu wuchern begann, die es Herrn Roosevelt ermöglichte, den geistigen — und wirtschaftlichen — Boykott gegen Deutschland, Italien, Japan zu verhängen. Und dieser Boykott wiederum ist es, den das amerikanische Volk mit Not und Sorgen bezahlen muß.

Amerika braucht keine Gefahr für Europa und die Welt zu sein, wenn es vermag, sich wieder auf sich selbst zu besinnen. Amerika ist für die Amerikaner geschaffen, so wie Europa für die Europäer. Aber Amerika ist nicht geschaffen für eine diktatorische Minderheit, die in der politischen und wirtschaftlichen Beraubung der amerikanischen Nation ihr Ziel sieht. Die Nation muß dazu gebracht werden, dieses Ziel ihrer „Größen“ a u c h zu erkennen. In der Erkenntnis einer Gefahr liegt die erste Vorbedingung zu ihrer Beseitigung. Erst dann, wenn das amerikanische Volk wieder aktiven Einfluß auf seine politische und wirtschaftliche Entwicklung gewinnt, wird es die Möglichkeit haben, seinen wahren Platz in der Welt einzunehmen, wird es erst beginnen können, entsprechend dem amerikanischen Ideal zu handeln und den Weg zu den anderen Völkern der Welt zu finden, deren Zusammenwirken das politische und wirtschaftliche Bild der Welt entscheidend bestimmt. Nicht das rekordgierige, auf den Augenblickserfolg hinstürmende, weitgehend materialisierte Amerika ist das Amerika, das die Welt braucht, sondern ein Amerika, das zur Erfüllung seiner eigenen Idee lebt, die nicht nur in materiellem Streben besteht, sondern in erster Linie in der Anpassung der amerikanischen Lebensform an das Fundament, auf dem Volk und Staat ursprünglich aufgebaut wurden und das Amerikanismus heißt. Es fällt dem heutigen Amerikaner sehr schwer, das Wesen dieses Amerikanismus zu begreifen, dem er entgegengelebt, von dem er kaum etwas gewußt hat. Und doch wird es Aufgabe einer verantwortungsbewußten amerikanischen Staatsführung sein müssen, die Nation mit den Prinzipien dieses Amerikanismus bekannt zu machen. Dann, wenn dies geschieht, wird sich ergeben, daß zwischen Amerika und dem n e u e n Europa keine unübersteigbaren Schranken bestehen, daß sogar manche Ge-

meinsamkeiten vorhanden sind, die das Zusammenleben der beiden bedeutendsten Kontinente der Welt einfacher und leichter gestalten werden.

Amerika und Europa sind jedes für sich Einzelbegriffe, die sich nur bedingt ergänzen. Ich meine damit nicht die Formen der Äußerlichkeit, auch nicht die des Handels oder der Politik, sondern das Verständnis von Kontinent zu Kontinent, von Volk zu Volk. Amerika hat lange Zeit geglaubt, es sei das Zünglein an der Waage. Es war wohl etwas Ähnliches, als es im Jahre 1917 auf ein sich zerfleischendes, ausgemergeltes Europa traf. Aber das Bestreben, entscheidende Weltmacht zu sein, hat es schon einmal an den Rand des Feuers gebracht, von dem es selbst versengt zu werden drohte. Amerikas Mission liegt auf seinem eigenen Kontinent, in der Wahrung seiner unbestrittenen Rechte auf diesen und in deren Verfolgung, sowohl politisch wie wirtschaftlich. Jenseits des Atlantik und des Pazifik stößt es sofort auf fremde Zonen und Interessenkreise, an deren Beteiligung es kein anderes Interesse haben darf als das des stillen Gesellschafters. Amerika darf aber erst dann an eine solche Beteiligung denken, wenn das nationale Fundament die Rückschläge, die eine solche Beteiligung notwendigerweise auslöst, aufzufangen vermag, das heißt, wenn Volk und Wirtschaft eins geworden sind, aneinander Ergänzung finden, wenn Volk, Wirtschaft und Staat direkt miteinander verbunden sind, ohne das trennende Dazwischenleben einer nationfremden Oligarchie, die in der wirtschaftlichen und politischen Spekulation ihren Daseinszweck erblickt.

Zur Zeit gehört Amerika den Amerikanern nur scheinbar, nur äußerlich, die Stichworte ihres Eigentumsrechtes stammen aus Quellen, die in der neu-europäischen und neu-asiatischen Welt längst versiegt sind. Amerika hat sich im Negativen viel orthodoxer gezeigt als Europa, hängt mit zäher Anhänglichkeit an Institutionen, deren Sammelname legalisierte Raublust heißt. Franklin Roosevelt wird vielleicht doch eines Tages zu der Einsicht kommen, daß seine Windmühlentheorien dem amerikanischen Volk nicht nur nicht weiterhelfen, sondern es immer tiefer in die ungelösten Probleme hineinführen. In dem Augenblick, in dem er dies einsieht — und abtritt —, wird Amerika wieder eine neue Chance haben, sich durch die Wirrnis seiner Not durchzuarbeiten.

Es wird einen Teil des Weges zurückgehen müssen, den es in den letzten Generationen vorwärtsgestürmt ist. Wird dabei den Blick nach vorwärts zu richten haben, auf die Erkenntnis der wahren Zusammenhänge seines Volkstums. Dann wird Amerika keine Gefahr mehr für die Welt sein, kein Faktor, dem Unsicherheit und ein banges Gefühl der Unstabilität entströmt, sondern ein Erdteil, mit dem zusammenzuarbeiten auch das neue Europa keine Bedenken tragen wird.

V. Nachwort

Das Amerika, wie der besinnliche Reisende es heute antrifft, ist grundverschieden von dem alten, vorwärtsstürmenden Amerika. Die Frage, die heute dieses große Land beherrscht, lautet: „Welche Mittel und Wege gibt es, um von einem Mann loszukommen, der uns immer tiefer in das Netz der Judokratie verstrickt? Was soll das amerikanische Volk tun, um endlich aus seiner Not, seiner inneren Unausgeglichenheit und seiner Ungelöstheit herauszukommen? Wie kann Amerika den Weg zurückfinden, nachdem dieser Mann sich praktisch außerstande sieht, als nationaler Führer zu dienen, wie er anderen Völkern geschenkt wurde?" — Diese Fragestellung erfaßt immer weitere amerikanische Kreise, denn ein solches Fiasko, wie Franklin Delano Roosevelt es seinem Volk beschert hat, bleibt nicht geheim. Läßt sich auch auf die Dauer nicht verbrämen. Die Unzufriedenheit richtet sich immer mehr gegen ihn, wird immer offenbarer, schonungsloser. Denn schließlich ist der Kern des amerikanischen Volkes gesund, nur die politisch-wirtschaftliche Hülle verfault.

Das alte, aufsteigende Amerika hat nie einen Bogen um seine Probleme gemacht, hat sie angepackt wie Europa die seinen. Erst als sich dem Lande eine fremde, interventionistische, demagogische und herrschsüchtige Rasse aufzwang, ohne gebeten oder eingeladen zu sein, erst da begann Amerika, seine eigene Aufgabe mit dem wurzellosen Profitstreben der Judokraten zu verwechseln. Und auf dieser Verwechslung beruht in erster Linie seine heutige Unfreiheit. Amerika ist „meddlesome" geworden, einmischungssüchtig, überheblich. Wie überheblich es ist, das ersehen wir aus einem Artikel der „Washington Post" vom 8. Juni 1939. Darin heißt es: „Die moralische Macht der Vereinigten Staaten ist von entscheidender Bedeutung für die Zivilisation. Der Besuch des Königs Georg bedeutet die Anerkennung der Tatsache, daß die Vereinigten Staaten ihre politische Reife (!) erlangt haben. Das ame-

rikanische Volk ist sich darüber klar, daß es einen enormen Einfluß auf die Welt hat und daß es den Gang der Geschichte bestimmt (!), ob es nun handelt oder untätig bleibt. Mit dieser Erkenntnis wächst der Entschluß Amerikas, eine wahrhaft aufbauende Rolle in der kritischen Gegenwart zu spielen und die positive Führung (!) zu übernehmen. Dieser Entschluß wird durch den Besuch des englischen Königs gestärkt.“ Gerade die angequälte Überzeugung, daß es die Mission Amerikas sei, die Welt für die Demokratie reif zu machen — make the world safe for democracy —, hat das Land immer tiefer und tiefer in den Strudel der Intervention hineingeführt, hat bewirkt, daß die Sinne der amerikanischen Staatsmänner von Weltbeherrschungsplänen umnebelt wurden. Nur so ist es zu verstehen, daß ein Mann wie Franklin D. Roosevelt sich für berechtigt halten konnte, trotz seines Fiaskos im eigenen Lande — oder vielleicht gerade deswegen —, dem Führer gute Lehren zu erteilen, ihm vorzuschreiben, wie die deutsche Außenpolitik geführt werden soll. Wer dieses Amerika von heute kennt, der fiel nicht aus den Wolken, als Roosevelt seine berüchtigte „Botschaft“ an den Führer richtete, auf die er seine so vernichtende Abfuhr erhielt.

„Was will denn eigentlich Amerika?“, schrieb am 21. Januar 1939 Parteigenosse Dr. Goebbels im „Völkischen Beobachter“: „Wir sehen mit tiefer Besorgnis der weiteren Entwicklung entgegen. Das Judentum klatscht natürlich immer Beifall, wenn es gegen Deutschland geht. Es erhebt sich nur die Frage, ob das amerikanische Volk sich dem Judentum zuliebe in eine unfruchtbare Feindschaft zum Deutschen Reich und vor allem zum deutschen Volk hineinhetzen lassen soll und darf. Und dagegen protestieren wir. Das ist nicht notwendig und auch nicht zweckmäßig. Wir haben nichts gegen das amerikanische Volk einzuwenden. Wir kennen und respektieren seine politischen Anschauungen und seine inneren Verhältnisse, obschon wir in diesem oder jenem anders verfahren und handeln würden, als das in Amerika der Fall ist. Wir glauben dafür mit Fug und Recht beanspruchen zu dürfen, daß die amerikanische öffentliche Meinung Deutschland gegenüber dieselbe Achtung und denselben Respekt zur Schau trägt. Wir sehen auch nicht ein, zu welchem Ergebnis eine solche Auseinandersetzung führen soll. Was verspricht sich eigentlich Amerika davon? Glaubt es etwa nach den Methoden des Großen Krieges Deutschland aushungern zu können?“

Ja, was will eigentlich Amerika? Die Führung Amerikas ist ver-

strickt in den Gedankengängen, die wir eben in der „Washington Post" gelesen haben. Diese Führung, vor allem Herr Roosevelt, hat sich eingeredet, glaubt vielleicht auch daran, daß die Bedeutung der Vereinigten Staaten so „überwältigend" ist, daß dagegen Widerstand nutzlos erscheint. Sie, diese Herren in Washington, glauben allen Ernstes daran, daß die Macht der Vereinigten Staaten noch die gleiche ist wie vor 25 Jahren, als sie auf der Höhe ihrer staatlichen Bedeutung standen. Sie glauben offenbar allen Ernstes, daß „Amerika der Schrittmacher der Welt" ist, der „moralische Vater der Nationen". „Wir werden die Brücke überschreiten, sobald sie erreicht ist", sagte pathetisch Mr. Roosevelt auf die Frage eines Senators, der sich danach erkundigte, wie Roosevelt sich die „Neutralitätspolitik" der Vereinigten Staaten im Kriegsfalle denke. Überhaupt diese sogenannte „Neutralitätspolitik"! Wie verworren lesen sich all diese Meldungen, die aus Washington zu uns herüberkommen, die davon berichten, wie zwischen Senat und Präsidenten um das Schicksal des sogenannten Neutralitätsgesetzes gekämpft wird. Nur das eine kann man heute schon mit Bestimmtheit sagen: der Senat der Vereinigten Staaten ist nicht bereit, länger unbesehen und kritiklos die Politik des Präsidenten mitzumachen. Ein großer Teil dieses Senats hat sich daran erinnert, daß Roosevelt in seinen beiden bisherigen Amtsperioden nichts als Hereinfälle erlebt hat. Denn, so fragen sich heute schon über dreißig angesehene Senatoren, was ist aus dem sogenannten Ankurbelungsprogramm der Regierung geworden, das sie einst so bombastisch ankündigte? Schall und Rauch! Man hat nicht einmal genügend Mittel im Etat, um die Notstandsarbeiter zu beschäftigen, so daß es z. B. in den Julitagen 1939 zu ernsten Krawallen kam. Die Arbeitslosen und Notstandsarbeiter stehen nämlich auf dem nicht ganz unbescheidenen Standpunkt, daß es doch vielleicht wichtiger und bestimmt sozialer ist, ihnen Arbeit und Brot zu geben, als auf Grund einer künstlich aufgeputschten Kriegshysterie Tausende von Kriegsflugzeugen und viele Dutzende von Schlachtschiffen zu bauen, die wahrscheinlich gar nicht in Aktion treten werden, da ja niemand daran denkt, Amerika anzugreifen, wie der Präsident seinem Volk plausibel machen will.

Dieser Präsident tobt in seinen Reden gegen die „deutschen und italienischen Gewaltmethoden", tobt gegen die „Unterdrückung ehemals freier und unabhängiger Völker". Aber er erinnert sich durchaus nicht

daran, daß die Vereinigten Staaten keinen Anstoß daran nahmen, den Mexikanern riesige Gebiete zu rauben, Texas, Arizona, Kolorado, Kalifornien. Das ist für Herrn Roosevelt selbstverständlich und „gerecht". Ebenso „gerecht" war es ja auch, als dieselben Vereinigten Staaten Hawaii unterjochten, die eingeborene Bevölkerung zu touristisch sehenswerten Gigolos und Hula-Hula-Tänzerinnen degradierten. „Gerecht" und „selbstverständlich" war es auch, als sie die Philippinen an sich rissen, Kuba ans Gängelband nahmen, dann Portoriko. „Gerecht" war es auch, als man Kolumbien die Provinz Panama raubte und dort einen Kanal baute, dessen Zone amerikanisches Gebiet wurde. „Gerecht" war es auch, als die Vereinigten Staaten im Weltkrieg drei Jahre hindurch die Alliierten mit Waffen aller Art versorgten, während sie vorgaben, „neutral" zu sein. Das war alles „gerecht" und in Ordnung. Wenn aber Deutschland und Italien, Japan und Spanien danach trachten, die größten Ungerechtigkeiten der Weltgeschichte zu beseitigen, dann spricht die Clique um Mr. Franklin D. Roosevelt von „Aggressoren", spricht von „Diktatormächten", von „Feinden der friedlichen Völker"! Welche überhebliche Arroganz spricht doch aus jedem Wort, das diese Clique sagt, welche Unwahrhaftigkeit und Perfidie!

Mr. Herbert Hoover, Expräsident der Vereinigten Staaten und ein besserer Kenner Europas als sein jetziger Nachfolger, sagt die Wahrheit: „Sollen wir über jahrhundertealte Streitigkeiten zu Gericht sitzen, die begannen, lange bevor unsere Nation überhaupt geboren wurde? Ein großer Teil der Vereinigten Staaten von Amerika ist das Ergebnis von Angriffskriegen, ebenso wie Teile des französischen und britischen Weltreiches. Auf keinen Fall darf man Amerika mit einer solchen Aufgabe belasten. Die Politik Roosevelts steht in direktem Widerspruch zu der traditionellen Politik der Vereinigten Staaten, die die Einmischung irgendeines Landes in die inneren oder äußeren Angelegenheiten eines anderen Landes für unzulässig hält. Die ‚Sittlichkeit' der Methode, Zivilbevölkerung, vor allem Frauen und Kinder, auszuhungern, steht nicht höher als diejenige, sie durch Fliegerbomben zu töten. Durch eine solche Politik machen sich die Vereinigten Staaten von Amerika in der ganzen Welt verdächtig, und ihre Folgen sind unzweifelhaft die, daß sich Mächtekombinationen gegen ein solches Land bilden, ganz gleich, wie schön die Phrasen von ‚guter Nachbarpolitik'

erklingen. Aus allen Handlungen Roosevelts ist mit Sicherheit zu erkennen, daß die wichtigste Änderung der Politik der Vereinigten Staaten in Krieg und Frieden seit dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg geplant ist. Sollen wir uns zu einem Angriffskrieg rüsten? Sollen wir die Polizei der Welt sein?"

Franklin Roosevelt bereitet den Krieg vor. Jede einzelne Maßnahme, die er ergreift, dient diesem Ziel, direkt oder indirekt. Er liefert die neuesten Flugzeugtypen an Frankreich und England. Er pumpt Milliarde auf Milliarde in die Rüstungsindustrie, läßt die Arbeitslosen verkommen und vollends vor die Hunde gehen. Er „erteilt dem Führer gute Ratschläge", will ausgerechnet dem Mann, der jede einzelne seiner Versprechungen seinem Volk gegenüber Wort für Wort wahrgemacht hat, beibringen, was „Politik" ist. Will ihm beibringen, was „Moral" und „Sittlichkeit" ist. Bei sich zu Hause hat Mr. Roosevelt das riesigste Fiasko vor sich liegen, das sich überhaupt denken läßt, aber trotz seines hundertprozentigen Versagens spickt er die Welt voll mit Phrasen über „nationale Tugenden", über „Freiheit und Unabhängigkeit"! Er will Deutschland, Italien und Japan beibringen, was „politische Tugendhaftigkeit" ist! Soll man es glauben?

„Die einzigen Motive für die Aufgabe unserer Neutralitätspolitik sind Geschäftsinteressen unter völliger Mißachtung des Lebens und des Eigentums der amerikanischen Nation!" Das sagte Senator Walsh, der Vorsitzende des Marineausschusses der Vereinigten Staaten.

„Wir fordern, daß der Präsident dem amerikanischen Volk eine offene und ehrliche Erklärung darüber abgibt, welche wahren Ziele er eigentlich mit seiner Außenpolitik verfolgt", verlangen die Senatoren Vandenberg und McCarran.

„Das Schicksal der Vereinigten Staaten liegt im eigenen Lande und in keinem anderen!" sagte der Präsident der American Legion, Chadwick. „George Washington, unser Größter, war stets für eine intensive Beschäftigung mit unseren eigenen Dingen im Innern, nicht aber für eine Einmischung in Dinge, die uns nichts angehen. Ein Staatsmann sollte nicht hysterisch sein!"

„Ich klage Präsident Roosevelt des Versuchs an, die traditionelle amerikanische Politik der Neutralität, der Nichteinmischung und des Friedens wie einen Papierfetzen zu zerreißen, wie er beinahe jede

andere amerikanische Tradition gebrochen hat, um uns in fremde Kriege und Militärbündnisse einer sogenannten kollektiven Sicherheit zu verwickeln", meinte der republikanische Abgeordnete Hamilton Fish.

Weiter: der republikanische Abgeordnete Gifford (Massachusetts) erklärte: „Das Volk der Vereinigten Staaten darf nicht in einen Krieg hineingeführt werden zwecks Erhaltung des Marxismus in Frankreich, des Kommunismus in Rußland und des Imperialismus in England."

Congreßman Woodruff (Michigan): „Es ist nicht Sache Amerikas, über andere Nationen zu richten und zu erklären, wer Nichtangreifer ist."

Congreßman Robinson (Utah): „Amerika soll sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, da hat es alle Hände voll zu tun."

Senator Johnson: „Sind wir auf dem Weg zum Kriege? Das amerikanische Volk hat ein Recht, zu wissen, wohin es geführt werden soll. Es geht nicht an, daß der Präsident einem Senatsausschuß unter strengster Schweigepflicht Mitteilungen macht, die das gesamte Volk angehen. Das kommt einer Entstellung von Tatsachen gleich."

Senator La Folette: „Ich fordere einen Zusatz zur Verfassung, der einen Volksentscheid vorsieht, ehe sich die Vereinigten Staaten an einem Kriege beteiligen."

Senator Nye: „Ich muß dagegen protestieren, daß Mr. Roosevelt seine Außenpolitik mit Geheimnissen umgibt."

Nochmals Hamilton Fish: „Mr. Roosevelt erzeugt seit seiner Rede in Chikago im Oktober 1937 systematisch Kriegshysterie. Er ist ein Interventionist, der die Kriegstrommel rührt. Seit jener Rede ist er unaufhörlich am Werk, die traditionelle amerikanische Neutralität zu zerstören. Sollte der Kongreß seine Forderungen erfüllen, so werden die Vereinigten Staaten bald in einen Krieg verwickelt sein. Ich fordere Mr. Roosevelt auf, dem amerikanischen Volk zu sagen, welche Nation oder Nationen auch nur die leiseste Idee oder Möglichkeit haben, Amerika anzugreifen oder gar in die Vereinigten Staaten einzufallen. Präsident Roosevelt weiß sehr genau, daß keine Nation auch nur davon träumt. Alle autoritären Nationen sind bis über die Ohren in ihrem eigenen Garten beschäftigt und haben genug zu tun, ihre eigenen Probleme zu lösen. Warum also dieser gefährliche und unamerikanische Versuch, uns in anderer Leute Streitigkeiten hineinzuziehen.

Roosevelts Gerede von fremden Luftangriffen ist ganz gewöhnliches politisches Gewäsch!“

Weiter der republikanische Senator Bridges: „Präsident Roosevelt stört den Weltfrieden. Die Kriegshysterie, die er provoziert, ist eines der wichtigsten Hemmnisse für die wirtschaftliche Gesundung.“

Der Großindustrielle James Mooney: „Ich komme gerade von Europa zurück und glaube, daß der Weltfrieden erheblich gefördert werden könnte, wenn Amerika das ewige Kritisieren an Deutschland und Italien einstellt. Man sollte lieber mit den autoritären Staaten auf finanziellem und kommerziellem Gebiet zusammenarbeiten. Wir sind es müde, uns von propagandistischen Kriegshetzern und Sensationalisten von einer Kriegsangst in die andere jagen zu lassen.“

Dann Mr. Howard, stellvertretender Vorsitzender des amerikanischen Außenhandelsverbandes: „Ich halte es für dringend notwendig und geradezu für das Gebot der Stunde, daß wir die freundschaftlichen wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland sofort wieder aufnehmen. Der Boykott ist der größte Unsinn, den ich je erlebt habe. Wenn ich am Broadway Leute mit Plakaten sehe, auf denen steht ‚Freunde der Sowjetunion!‘, dann muß ich mich doch fragen: Sind das Sowjetrussen oder Amerikaner? Wenn ich höre, wie Juden und andere Emigranten in Amerika zum Kriege gegen Deutschland hetzen, dann muß ich mich fragen: Reden sie als Juden oder als Amerikaner? Was ist es für ein Unsinn, zu sagen, daß Amerika die Demokratie retten müsse!“

Die Liste der amerikanischen Roosevelt-Kritiker ließe sich beliebig verlängern. Ist es doch heute schon so, daß etwa 40 Prozent der Senatsmitglieder in heftigster Opposition gegen den „Kriegspräsidenten“ stehen. Die innerpolitischen Niederlagen, die Roosevelt erlitt, sind kaum noch chronologisch zu ordnen. Die wichtigsten davon sind: 1. Der Oberste Bundesgerichtshof lehnt die NIRA (National Industry Recovery Act) als verfassungswidrig ab. 2. Seine „Befriedung der Nation“ zerfällt in nichts. 3. Sein „Kampf gegen big business“ — wie er es nennt — endet mit der Unterwerfung unter die Forderungen des anonymen Großkapitals. 4. Seine Versprechungen, „er werde das Volkseinkommen auf 70 und sogar 80 Milliarden Dollar erhöhen“, zerstäuben im Wind, in Wirklichkeit war das Volkseinkommen 1938 fast um 4 Milliarden geringer als im Jahre vorher. 5. Seine Versprechungen, er werde „die Arbeitslosen in Arbeit und Brot bringen“, sind heute uner-

füllter denn je; im Jahre 1937 gab es in den USA durchschnittlich 8,3 Millionen Arbeitslose, 1938 aber weit über 11 Millionen! 6. Er redete davon, daß er „alles tun" werde, um den amerikanischen Außenhandel zu „beleben", um der amerikanischen Industrie und Landwirtschaft „neue Käufer zuzuführen"; in Wirklichkeit aber tut er alles, um einen der größten Käufer amerikanischer Produkte, Deutschland, systematisch zu diskriminieren, seine Waren zu boykottieren und mit sogenannten „Strafzöllen" zu belegen. 7. Er redet in einem fort von Frieden, von Demokratie und Gleichberechtigung, aber in dem Augenblick, wo er beweisen soll, daß er Frieden, Gleichberechtigung und Demokratie achtet, hetzt er zum Kriege und verplempert das amerikanische Volksvermögen für Kriegsgeräte. 8. Er redet von „amerikanischer Tradition", aber er tut alles, um diese Tradition zu verraten; er will autorisiert werden, England, Frankreich und den Sowjets im Kriegsfalle Waffen zu liefern, um die bösen Deutschen zu töten. Und als sich der Kongreß weigert, ihm diese Vollmacht zu geben, spricht er von einem „Dolchstoß in den Rücken der Friedensfront"!

Dieser Mann wird politisch an seiner eigenen Unlogik, seiner eigenen Unwahrhaftigkeit und seiner eigenen Überheblichkeit zugrunde gehen. Es fragt sich nur, ob das amerikanische Volk diesen Weg mit ihm gehen wird, oder ob es ihm gelingt, sich diesen Mann rechtzeitig vom Halse zu schaffen. Er ist der große Effekthascher, der Mann der „großen Theorien", aber auch gleichzeitig der Mann der großen Wortbrüche. Deutschland ausgerechnet wirft er Wortbruch vor, aber er selbst hat kaum eine einzige seiner zahllosen Versprechungen seinem eigenen Volk gegenüber wahrgemacht. Er erleidet Niederlagen auf Niederlagen, ist aber von einer Sturheit in deren Ertragen, die uns bei einem solchen Mann, der aus Kompromissen zusammengesetzt ist, überraschen sollte. Er ist besessen von Ehrgeiz, aber dieser Ehrgeiz ist niemals realisierbar, weil er sich gegen alle Realitäten in blinder Wut anstemmt, ohne mit ihnen zu rechnen. Er diskriminiert große europäische und asiatische Nationen, wundert sich aber im gleichen Augenblick, daß die amerikanische Wirtschaft kein Bein mehr auf die Erde bringt. Er faselt von „Prosperity", aber das einzige Mittel, das ihm eingefallen ist, um wenigstens einen dünnen Schein von Prosperity hervorzuzaubern, ist die Ankurbelung der Kriegsindustrie. Mit Bom-

ben und Granaten, Schlachtschiffen und Tanks will er „die amerikanische Wirtschaft gesunden“!

Er favorisiert die sogenannten westlichen Demokratien, nicht etwa, weil sie ihm als Hort der Freiheit und Gerechtigkeit erscheinen, sondern weil — nach seiner Theorie — nur die Vereinigten Staaten das Privileg haben, sich auszudehnen. Nur Amerika darf erobern, nur Amerika darf in der Außenpolitik „forsche Töne“ reden. Was der Überheblichkeit Franklin Roosevelts selbstverständlich erscheint, das darf ein anderes Volk nicht im Traum wagen! Da sind dann gleich „amerikanische Interessen“ bedroht! Begraben ist die Monroe-Doktrin, begraben der Geist eines George Washington, begraben die Tradition Amerikas, begraben aber auch die Erfahrungen, die die Teilnahme am Weltkrieg Amerika bescherte. Geltungsbedürfnis, Überheblichkeit, Unfähigkeit und Starrsinn, das sind die Treppenstufen, auf denen sich Mr. Franklin D. Roosevelt zu seinem eigenen politischen Begräbnis begibt.

Wird er noch einmal kandidieren? Hat er noch nicht genug von den acht Jahren, in denen er sein Volk quälte und nasführte? Will er noch mehr Versprechungen machen, als er bisher schon getan hat? Will er sein Volk noch mehr in Verwirrung stürzen, noch mehr Probleme auf es laden, die es gar nichts angehen? Will er noch länger als Friedensstörer auftreten, als den ihn seine eigenen Landsleute bezeichnen? Will er noch länger von „Demokratie“ schwätzen, von der „Solidarität der Völker“, praktisch aber alles tun, um diese Solidarität unmöglich zu machen?

Amerika weiß selbst nicht, wo es dran ist. Es weiß vor allen Dingen nicht, ob dieser Mann nun abtreten wird oder nicht. Man weiß drüben, daß er sich einen historischen Experten gedungen hat, um den Beweis zu erbringen, daß eine dritte Kandidatur nicht mit der amerikanischen Tradition in Widerspruch steht. Man staunt darüber, daß ausgerechnet Franklin Roosevelt sich plötzlich um die amerikanische Tradition kümmert, die er bisher mit Füßen getreten hat. Es gibt sogar Leute, die behaupten, „eine dritte Amtsperiode Roosevelts sei unumgänglich notwendig, weil es in den Vereinigten Staaten keinen Mann gebe, der geeigneter sei als er“. Dann kann man allerdings nur sagen: Armes Amerika! Unter 130 Millionen Amerikanern soll es niemand geben, der Mr. Roosevelt das Wasser reichen könne! Wo sind denn alle die

Talente hin? Ist Amerika in einem Meer flacher Spießbürgerlichkeit und langweiliger Durchschnittlichkeit versunken? Hat es wirklich nicht einen Mann, der sich zur Führung für befähigt hielte? Wir können es nicht glauben, denn es klingt zu unwahrscheinlich. Zu armselig.

General Johnson, ehemaliger Leiter der Bundesbehörde für Wiederaufbau im ersten Kabinett Roosevelt, sagt über seinen ehemaligen Chef das folgende: „Roosevelts unbesonnene Experimente sind der beste Beweis für seine Ersetzbarkeit. Vor sechs Jahren besaß Mr. Roosevelt alle Vollmachten, um die Prosperität wiederherzustellen, aber alle seine Pläne mißglückten. Die Geschichte wird lehren, ob nicht Roosevelts Präsidentschaft — wie viele Amerikaner fürchten — die verhängnisvollste aller bisherigen gewesen ist. Roosevelts Günstlingswirtschaft auf der einen Seite steht eine durch seine Experimente herbeigeführte Schuldenlast von zwanzig Milliarden Dollars gegenüber. Durch die Ausspielung arm gegen reich brachte er die Nation in Hader. Er ist der Abgott der Juden und Gewerkschaften. Sozialisten und Kommunisten begrüßen ihn als einen der Ihren. Auch die Neger sehen in ihm ihr Oberhaupt. Für einen Gegenkandidaten gibt es nur zwei Wege: entweder noch mehr versprechen oder die wachsende Opposition gegen die Verschwendung und die Nötigung zu einem ernsthaften Kampfmittel zusammenzuschweißen.“

Weiter: Am 11. Juli 1939 lehnte der Auswärtige Ausschuß des Senats mit 12 gegen 11 Stimmen den Antrag des Präsidenten ab, noch vor der diesjährigen Vertagung des Senates in eine Beratung des Rooseveltschen „Neutralitätsgesetzes“ einzutreten. „Die schlimmste Niederlage, die Roosevelt je erlitten hat“, schrieb der „New York Herald“. „Die erste feindselige Majorität gegen Roosevelt!“ Andere Majoritäten werden kommen, sie werden aus den Minderheiten heranwachsen, so sicher wie das Amen in der Kirche. Dieser Präsident bereitet sich sein eigenes politisches Grab. Niemals vorher hat es einen amerikanischen Präsidenten gegeben, der im eigenen Lande so umstritten war wie dieser Mann, der ein so seltenes Geschick bewiesen hat, seine Feinde gegen sich zu vereinigen. Das Amerika von heute gleicht einem aufgescheuchten Hühnerhof, in den gerade vorher der Fuchs eingebrochen ist. Die besten und verläßlichsten Parteigänger Roose-

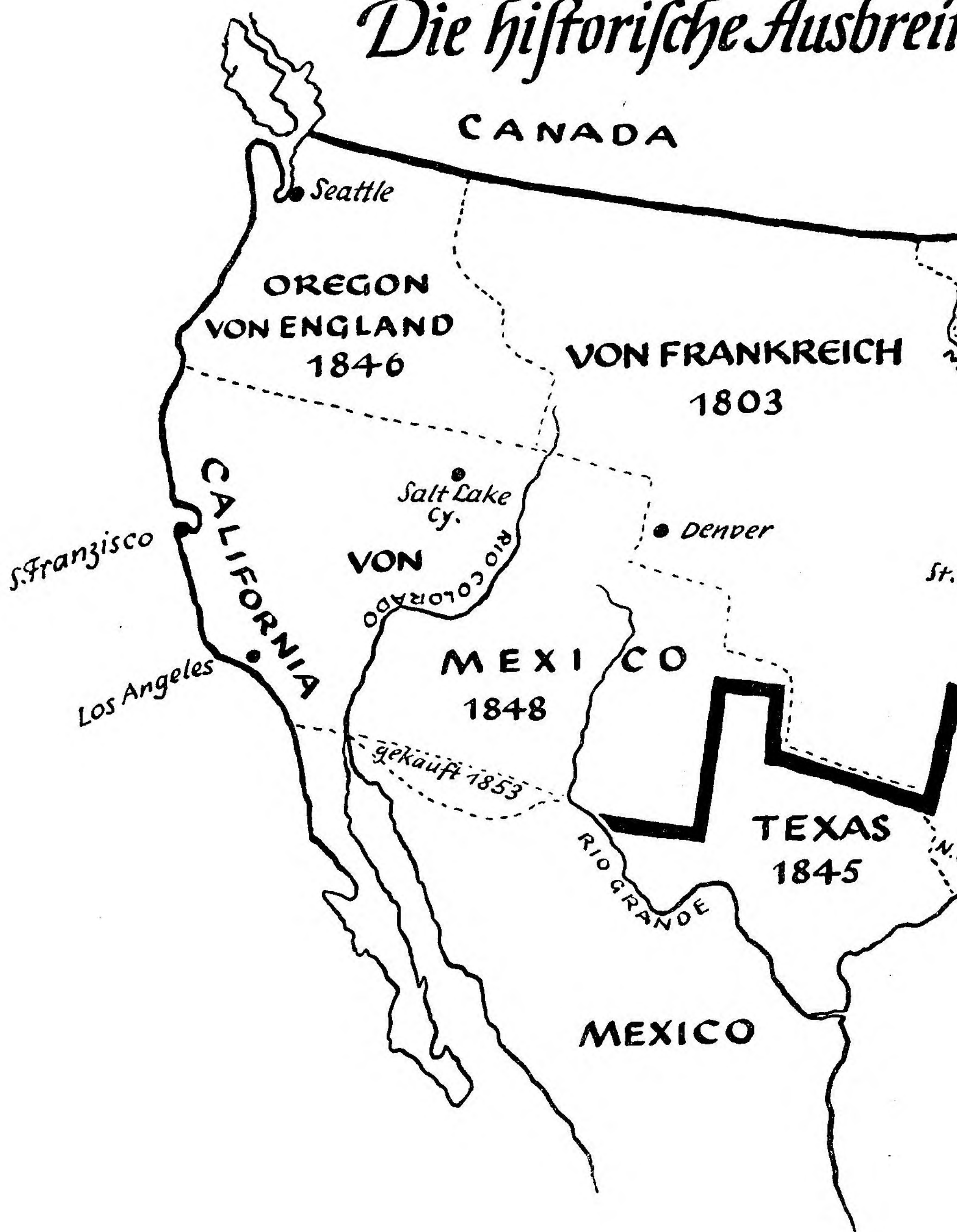
velts sind die „amerikanischen" Juden. Konnte doch der Meister vom Stuhl der jüdischen Tempelloge Bnai Brith in einer jüdischen Massenversammlung erklären: „Wir sind um eine dritte Amtsperiode Roosevelts unbesorgt, ja, wir denken heute daran, ob Roosevelts Gesundheit eine sechste und siebente (!) Periode aushalten wird." Das „amerikanische" Judentum wird sicherlich alles daransetzen, um Roosevelt zum drittenmal ins Weiße Haus zu schicken, denn einen willfährigeren Vollstrecker seiner dunklen Pläne kann sich das Judentum gar nicht wünschen. Der kommende Wahlkampf wird hart auf hart gehen, er wird noch härter werden als alle vorhergegangenen, die auch nicht gerade sanft waren. Die Welt wird aus Roosevelts Mund wieder die bezauberndsten Philippiken zu hören bekommen, und er wird seine eigenen Landsleute wieder in einem Meer von Versprechungen ersticken. Man wird mit echtem „Roosevelt-Elan" die Attacke gegen die Nation reiten, wird bluffen und prahlen, verdammen und toben. Man wird die Demokratie zu einer amerikanischen Erfindung stempeln, und Roosevelt wird sich — lauter denn je — zu ihrem „Weltbeschützer" aufwerfen. Alles das wird kommen und muß kommen, weil die Front seiner Gegner sich erst langsam bildet. Aber eines Tages wird Mr. Roosevelt abtreten und für immer seine theatralische Bühne verlassen, auf der er die komischsten Sprünge vollführt hat.

Ein Drittel der amerikanischen Bevölkerung ist — wie Roosevelt oft selbst zugegeben hat — „unterernährt und nur unzureichend bekleidet". Mr. Roosevelt aber pumpt fünf Milliarden Dollars in die Taschen von big business, in die Taschen der feisten Kanonenfabrikanten; an Geld für die Arbeitslosen und die Notstandsarbeiter aber fehlt es ihm. Er gestattet seiner roten Arbeitsministerin, Frau Perkins, den Arbeitern große Versprechungen zu machen, redet große Töne vom „Ausgleich der Klassen"; aber er macht sich nichts daraus, wenn bei den alltäglichen Streiks, die heute vielleicht mehr als je das soziale Gefüge der Vereinigten Staaten erschüttern, Dutzende von Arbeitern getötet und verwundet werden. Er paktiert mit Juda und wundert sich dann, wenn dasselbe Juda die amerikanische Arbeiterschaft aufhetzt und dem Kommunismus in die Arme treibt. Dann ist Mr. Roosevelt wie aus allen Wolken gefallen. Er wettert gegen die Außenhandelsmaßnahmen der deutschen Regierung, sieht darin eine „unlautere Konkurrenz",

aber im gleichen Atemzuge geht er hin und subventioniert den amerikanischen Export mit Riesenbeträgen. Er tobt gegen die deutschen Austauschgeschäfte, wie sie Deutschland wohl oder übel betreiben muß, aber im gleichen Augenblick schließt er mit England, dem großen Weltreich, das größte Tauschgeschäft ab, das die Welt je gesehen. Amerika und England ersticken in Gold und Devisen, aber trotzdem tauschen sie. Weiter: Er tobt gegen die Maßnahmen des Führers, die die Arbeitslosigkeit in Deutschland spurlos beseitigen; aber verschämt und hinten herum versucht er es mit den gleichen oder ähnlichen Maßnahmen, nur mit dem Unterschied, daß es ihm eben nicht gelingt, auch nur einen nennenswerten Teil der amerikanischen Arbeitslosen wieder unterzubringen. Denn Mr. Roosevelt ist es nicht gegeben, sich mit ehrlichem Bekennermut für eine Maßnahme einzusetzen, selbst wenn sie unpopulär ist. Roosevelt haßt Unpopularität wie die Sünde; er will es „allen" recht machen: heute big business, morgen den Arbeitern, dann mal dem „kleinen Mann" und zwischendurch zur Abwechslung mal dem Farmer. Jeder von ihnen bekommt eine Dosis „Roosevelt-Tüchtigkeit" zu verspüren. Den alleinigen Profit von dieser Scharlatanerie aber haben nur die zersetzenden und zerstörenden Kräfte in Amerika, an der Spitze das Judentum und das anonyme Großkapital. Und dieser Mann will dem Führer Lehren erteilen!

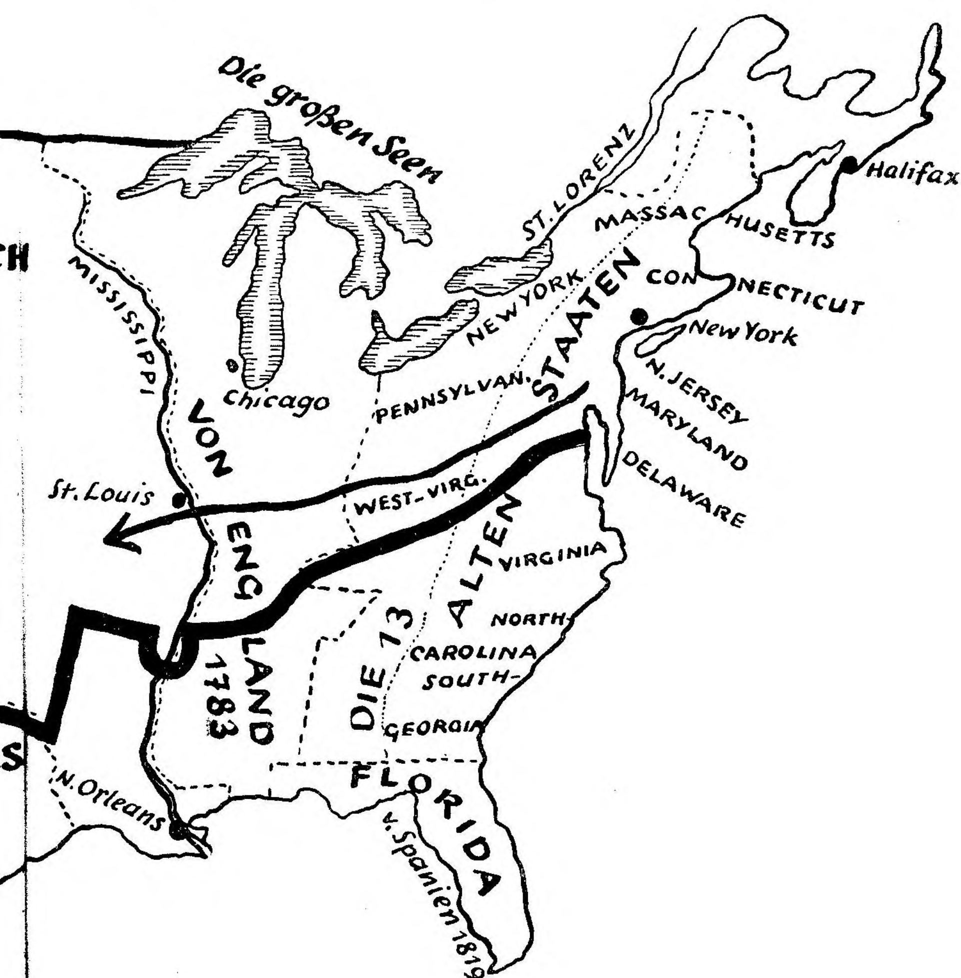
Eines Tages wird auch hier der Vorhang fallen und uns den weiteren Anblick eines Scharlatans im Weißen Hause ersparen. Dann wird auch die Zeit kommen, wo Amerika zu Hause und auch in Europa wieder Frieden finden wird. Dann wird auch die geliebte Prosperity wieder kommen, die Mr. Roosevelt so gründlich verscheuchte. Dann werden die Farmer auch ihren Weizen, die Pflanzer wieder ihre Baumwolle verkaufen können, ohne daß täglich und stündlich von Krieg und „Invasion" geschwätzt wird. Dann wird Amerika wieder arbeiten, und in der Arbeit wird es seinen inneren Frieden wiederfinden. Das ist es, was Amerika wirklich fehlt und was es auch nicht bekommen wird, solange Franklin Delano Roosevelt im Weißen Hause sitzt.

Der Inhalt



Die historische Ausbreit
CANADA
Seattle
OREGON
VON ENGLAND
1846
VON FRANKREICH
1803
Salt Lake Cy.
Denver
S.Franzisco
CALIFORNIA
VON
RIO COLORADO
MEXICO
1848
Los Angeles
gekauft 1853
RIO GRANDE
TEXAS
1845
MEXICO

breitung der Vereinigten Staaten



Grenze der Nord- und Südstaaten im Bürgerkrieg

W. A. LOHE

Roosevelt-

Amerika